Ill 2985

edrich Fabel
unst- u. Musikalien-
Handlung
Heidelberg.

Nr. 11252.

Christoph Hildebrandt

Das

merkwürdigste Jahr

aus dem Leben

eines alten Kriegers.

Ein

historischer Roman

aus den Zeiten

Friedrichs II. u. der Maria Theresia.

Erster Theil.

Halberstadt,
Verlag von Friedrich August Helm.
1830.

Storage
545

Das merkwürdigste Jahr aus dem Leben eines alten Kriegers.

Erster Theil.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/dasmerkwrdigst00hild

Erstes Kapitel.

Es war heute meine Henkers-Mahlzeit; ich aß zum letztenmale in Gesellschaft meiner Mutter, meiner Schwester. In der Stimmung, in welcher ich war, mußte der wiederholte Befehl meiner Mutter mir vollends das Essen verderben; fast jeden Tag, den ich in diesen Ferien im elterlichen Hause zugebracht hatte, fing sie an oder beschloß mit der Aeußerung: „Ich fürchte, der Oheim wird es „uns nie verzeihen, wenn Du ihn auf dieser „Reise nicht besuchst!" Ich hatte immer Gründe, mit denen ich diese Reise erst aufzuschieben und endlich ganz unmöglich zu

machen beschloß. Vierzehn Tage — denn länger dauerten die Ferien nicht, die mir zwischen der Schule und der Universität gegönnt wurden — hatte meine Mutter sich mit Vorstellungen, mit Zureden begnügt; seit gestern war dies in einen trockenen bestimmten Befehl umgeändert, zu dem sie heute noch einen auffallenden Unwillen fügte. —

„Aber meine gute Mutter — Sie kennen den Oheim gewiß so gut und noch „besser als ich; er hat nun einmal ein ungünstiges widriges Vorurtheil gegen den „Stand, den ich wähle. Sie wissen, wie „ein Rechtsgelehrter und eine Kreutzspinne „bei ihm gleich gut angeschrieben stehen. „Komme ich zu dem Oheim, dann höre ich „die bittersten, die schneidendsten Vorwürfe, „daß ich die Feder dem Degen vorzog. Und „wozu können diese Vorwürfe anders dienen, „als uns beiden das Blut heiß zu machen?" —

„Dein Oheim ist ein alter Mann, der „mit Recht verlangen kann, daß ihm etwas „zu gute gehalten werde. Ueberdem bitte „ich, nicht zu vergessen, daß dein Oheim sehr,

„sehr reich ist — daß wir arm, sehr arm „sind. Ich kann dich auf der Universität „blutwenig unterstützen; bringst du den Oheim, „meinen Bruder, gegen dich auf — dann „erlebe ich, daß er sein schönes Vermögen „an Andere vermacht. Kann dir dies gleich„gültig seyn?" —

„Gute Mutter, vergessen Sie nur nicht, „daß ich mehr Ihnen zu gefallen, als aus „meiner vollen Ueberzeugung die Rechte stu„dire. Sie kennen meinen braven Oheim — „es ist doch möglich, daß er mich jetzt vor „dem Thorschlusse noch einmal und zwar „ernstlicher zuredet, als je. Ich bin nicht „Bürge, daß der künftige Gerichtsherr als „wohlbestellter Kaiserlich Königlicher Kadett „vor Ihnen erscheint. Ich selbst fühle, wie „ungleich stärker mich der Degen, als die „Feder anlockt. — Liebe Mutter überheben „Sie mich der Versuchung; ich stehe nicht „dafür, Sieger zu bleiben."

Ich schwieg; ich wollte meiner guten Mutter den Kummer ersparen, sich in meiner, von ihr überwiegend gehaltenen Neigung

zum Juristen getäuscht zu sehen; ich blickte verstohlen während des Essens auf meine Mutter, auf meine Schwester — aus ihren Mienen las ich, daß meine Aeußerung Vermuthungen erregt hatte, die nicht zu den angenehmen gehörten.

„Ich mögte doch wissen" — fing meine Mutter nach einer kleinen Pause an, „welche „Ueberredungen im Stande wären, einen „jungen Menschen von einem vorgesteckten „Ziele abzuleiten? — Je mehr man über„reden wollte, um desto fester würde ich mich „zeigen." —

„Sehr wahr, meine gute Mutter. Aber „wir wollen einmal den Fall annehmen, daß „das eigene Herz so manches gegen dies vor„gesteckte Ziel einzuwenden hätte — wenn es „nicht so ganz mit dem Plane einverstanden „wäre? — Wie wenn — um auf mich zu „kommen — der brave Oheim den achtzehn„jährigen Jüngling bei der Ehre faßt? Wie — „wenn er mich in die Gesellschaft meiner „frühern jungen Freunde bringt, die jetzt in „seinem Regimente als Officiere stehen?

„Wenn dann die Freundschaft alle Segel „aufspannt? Mutter — versuchen Sie mich „nicht. Es gehört blutwenig dazu — ein „kleiner Stoß — und Sie sehen mich auf „einer ganz andern Laufbahn.“ —

Ich sagte diese Worte bittend; es lag nicht der geringste Eigensinn, nicht der geringste Trotz darin; zu diesen Auswüchsen eines jugendlichen Herzens hatte ich nicht die mindeste Anlage, hatte sie noch weniger gegen meine Mutter, der unsere Erziehung, bei den dürftigen Umständen nach meines Vaters Tode so schon Mühe und Sorge genung machte, Mein weiches Herz war zu dankbar — ich würde mir ein Benehmen dieser Art gegen eine sorgende Mutter nie verziehen haben. Freilich blieb die Letztere bei ihrer Ansicht von der Festigkeit des Entschlusses eines Jünglings, setzte aber doch hinzu: „Und auch der Fall angenommen, „daß das Zureden meines Bruders, oder die „Liebe zu deinen jüngern Freunden, dein dir „vorgestecktes Ziel verrückten — glaube mir, „Karl, ich würde dir gern verzeihen. Ich

„habe nur den Einen Bruder — wie lange „ich ihn bei den Kriegsgefahren noch haben „werde, steht bei Gott. Reise zu ihm — „jeden Schritt, den du thun wirst, billige ich „im voraus.“ —

Freilich glänzten Thränen in ihren Augen, indem sie dies sagte; indeß ich schwieg, ich hatte nichts mehr entgegen zu setzen — meine Mutter hatte gewissermaßen die Neigung meines Herzens gebilligt, und so wurde die entscheidende Reise auf den folgenden Morgen angesetzt.

Zweites Kapitel.

Der Bruder meiner Mutter war Oberst in einem Oesterreichischen Infanterie-Regimente; er war bürgerlicher Herkunft, und war seines hohen Postens ungeachtet, bürgerlich geblieben. Befremden wird dies Niemanden, der es weiß, daß im Dienste dieser Macht der Adel die ausgezeichneten Vorrechte

zu höhern Militairstellen nicht so hat, wie in andern Heeren. Ueberdem war jetzt der siebenjährige Krieg, und da machte sich der brave Mann seinem Landesherrn unentbehrlich, ohne daß dieser erst den Stammbaum als Maasstab der Verdienste anlegte. Mein Oheim hatte sich in frühern Jahren unter dem Prinzen Eugen dem Soldatenstande gewidmet! er hatte in Ungarn, Frankreich, Italien, Böhmen und Schlesien gegen Türken, Franzosen und Brandenburger gefochten. Der Prinz selbst hatte ihn bemerkt, hatte ihn vorgezogen — sein Benehmen in Schlachten hatte des Prinzen und der folgenden Anführer ganzen Beifall — jetzt war er seit längern Jahren Oberster und stand an der Gränze Mährens, nicht sehr weit vom Wohnorte meiner Mutter, in den Winterquartieren. Er war unverheirathet; besaß aber ein beträchtliches Vermögen, denn er hatte schon lange vor dem Kriege einen reichen Officier beerbt, der keine Verwandten hatte, und seine Reichthümer lieber dem Freunde, als dem Fiskus gönnte. Mein Oheim war übrigens ein

Mann von etwas über sechszig Jahr. Wunden und Mühseligkeiten des Krieges hatten ihn freilich etwas mürbe und hinfällig gemacht; wer mögte es meiner Mutter und meiner Schwester verargen, wenn sie bei äußerst eingeschränkten Vermögen, die Hoffnung, den reichen Verwandten zu beerben, gern hegten; wer es unbillig finden, wenn meine Mutter das verlangte, was sie wirklich von mir erwartete? —

Mein Oheim hatte schon viel von mir gehalten, als ich noch Knabe war; öfters brachte ich Wochen bei ihm zu und mein Vater konnte nicht gütiger, nicht besorgter für mich seyn, als Er es war. Nur Eins gefiel ihm in der Folge nicht an mir — fragte er mich nämlich, was ich werden wolle? „so „antwortete ich: Ein Gerichtsrath, wie mein „Vater!" — Ich bemerkte, daß bei dieser Antwort die Stirne meines Oheims sich etwas kräuselte — daß jedesmal eine kleine Pause in unserer Unterhaltung entstand, wenn der „Gerichtsrath" über meine Lippen kam. Als ich etwas älter war, vermied ich

diese Antwort entweder ganz, oder stellte sie so auf Schrauben, daß der „Gerichtsrath" sich nicht gerade als Hauptperson zeigte. — Selbst gegen meinen Vater war der Oheim lauer und kälter, wenn jener im Gespräch auf sein Verhältniß als Gerichtsrath kam.

Auf den Schwager hielt der Oberst sehr viel — denn beide waren in dem weitesten Sinne des Wortes redliche Männer, nur das Amt, das bürgerliche Verhältniß, der Posten, den mein Vater bekleidete, waren dem Oheim verhaßt. Der Anblick eines Packets Acten, oder meines Vaters Arbeitstisches, erregten unangenehme Empfindungen in ihm, verscheuchten seine heitere Laune und weit lieber ging er einer Batterie von Zwölfpfündern entgegen, als in eine Gesellschaft, in welcher Rechtsgelehrte waren; stieß er, wenn er in meiner Eltern Hause ein Buch durchblättern wollte, vollends auf ein juristisches Werk, denn hätte ein Abergläubischer Fausts Höllenzwang nicht mit größerm Abscheu von sich werfen können, als mein Oheim dies Buch. Der Grund dieser wirklich auffallend son-

derbaren Feindschaft lag nicht sowohl im Mangel eigentlicher Einsicht, oder in einem menschenfeindlichen Herzen, sondern in den vielen traurigen Erfahrungen, die Andere gemacht, die sie meinem Oheim erzählten und die endlich ein feststehendes Vorurtheil erzeugten. In meinem Vaterlande stand wirklich die Gerechtigkeit auf der möglichst niedrigen Stufe; sie bestand in einer ungeheuern Menge unbestimmter Gesetze, die sich auf alle Art drehen und auslegen ließen; deren Anwendung der Reiche zu seinem Vortheil erkaufte. Gerade so etwas empörte einen Mann von redlichen Charakter um so mehr, da er oft die Widersprüche, die Chikanen und die Gewaltthätigkeiten gesehen hatte, die unter der Firma der bei uns eigentlich blinden Gerechtigkeit verübt wurden. Mein Oheim sprach deshalb selten mit meinem Vater, den er sonst sehr schätzte, über diesen Gegenstand; geschah es, dann wurde er gewöhnlich bitter und mein Vater mußte von selbst suchen, die Unterhaltung in ein anderes Gleis zu bringen.

„Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich „auf dem Paradeplatze über dem Regierungs„gebäude Eure Gerechtigkeit mit verbunde„nen Augen abgebildet sehe," sagte mein Oheim. „Die Augen hättet Ihr derselben „offen lassen sollen, damit die Blinde alle „Umstände sieht; die Hände hätte man ihr „auf den Rücken binden sollen, damit sie „keine Präsente nehmen kann." —

„Lieber Herr Bruder — Gerechtigkeit „muß doch aber seyn!" — „Muß seyn! „Ganz recht, muß seyn; aber nur keine „Blinde! für so eine lieber gar keine! — „Ist das Gerechtigkeit, wenn Ihr da an „Euren Billiardtische einem Schuffte des„wegen durch die Finger seht, weil er sein „Urtheil kaufen kann? — deswegen, weil „seine schöne Frau oder Tochter den Richter „blenden? — Ich habe auch Gerechtigkeit „in meinem Regimente — wahrhaftig, ich „habe sie, wie Einer sie haben kann — ich „mache keine langen Umstände — mag mir „vorkommen, wer da will. Habe erst vor „einigen Monaten einen reichen Graf auf

„die Festung geschickt, weil er einen ehrlichen „Bürger prügelte, der seine Tochter nicht „zur — verstehen sie mich? — wollte ma„chen lassen. Muß seine besten zwei Jahre „krumm liegen! Hättet Ihr es an Eurer „Billardtafel auch so gemacht?" —

Mein Vater zuckte die Schultern. — „So arg hätten wir es wohl nicht gemacht. „Der Graf hätte Geldstrafe geben müssen." —

„So? Herrlich! Ein Bube, der vielleicht „sein Geld mit Scheffeln mißt; der vielleicht „mehr auf eine Karte setzt, als Ihr ihm „abfordert — der wird sich viel draus ma„chen, wenn er ein Paar Hände voll Geld „hergeben muß! Und — wer bekommt dies „Geld?" —

„Je nun — unsere Kasse. Die Justiz „muß sich selbst besolden."

„So! Und der Arme ist nun weiter „nicht gesichert?" —

„Ihm bleibt das Recht zu klagen und „Hülfe bei uns zu suchen." —

„Da lobe ich mir meine Regimentsge„richte! Sind kurz; sind bald abgemacht.

„Officiere und Soldaten kennen ihre Pflich-
„ten — werden monatlich zweimal vorgele-
„sen. Sündigt einer dawider, dann schlägt
„der Auditeur das Reglement auf; die Strafe
„steht im Falle der Uebertretung dabei; das
„Urtheil wird vollzogen, und kostet oft nicht
„einmal einen Bogen Papier." —

Mein Vater mogte dann einwenden was er wollte; er mogte von der alles Menschengefühl empörenden harten Strafe des gemeinen Soldaten, die nicht selten den, der sie leiden muß, auf das ganze Leben ungesund macht, sprechen was er wollte — mogte die sklavische Behandlung, von der die Algierer das Muster genommen zu haben scheinen, schildern, wie er wollte; mogte die Willkühr, mit der Vorgesetzte den Untergebenen begegnen und es dann zur Todsünde anrechnen, wenn ein solcher Gemißhandelter sein Recht als Mensch fühlt und als Mensch vertheidigt — mit noch so wahren und lebhaften Zügen beschreiben — das war bei meinem Oheim tauben Ohren gepredigt, so sehr hatte ihn das Vorurtheil bestimmt.

Oft war ich Zeuge solcher Unterredungen — ich gab gewöhnlich meinem Oheim recht, weil seine Ansicht von der Justiz ziemlich eben die war, die unser Schullehrer, ein alter grämlicher Dominikanermönch, hatte. Mein Vater vermied natürlich in der Folge Unterredungen über diesen Gegenstand, weil sie die Freundschaft eben nicht beförderten. — Gewöhnlich wandte sich mein Oheim zu mir. — „Du willst auch Jurist werden," sagte er. „Bleib ja ein Mensch. Mache Niemanden „sein Recht schwer. Nur in einem Fall sey „hart. Wenn sich zwei Brüder um die Erb„schaft nicht vertragen können — die schröpfe „bis aufs Blut. Habens verdient!" —

Unterredungen dieser Art hatten erst eigentlich da ein Ende, als mein Oheim im Jahre 1757 mit seinem Regimente ins Feld zog. Nur einmal kam er in seinen Winterquartieren zu meinem Vater; dies war nach der für die Oesterreicher so auffallend unglücklichen Schlacht bei Lissa. Das Schicksal des Oesterreichischen Heeres — und der Unmuth, den mein Oheim darüber empfand,

gaben Stoff genug zu andern Gesprächen, und so vergingen die wenigen Wochen des Besuches, ohne daß der blinden Gerechtigkeit über dem Eingange des Gouvernements nur ein einzig Mal Erwähnung geschah. Im folgenden Sommer starb mein Vater; ich wuchs als Schüler des Gymnasiums heran — die Zeit des Abganges nach der Universität war vor der Thür — nur wenige Tage konnte ich noch bei den Meinigen genießen.

Drittes Kapitel.

Mit Freude sah meine Mutter, wie bereitwillig ich zu der Reise geworden war; ich hatte sie — selbst jener Vermuthung des nicht ganz unwahrscheinlichen Umsattelns ungeachtet, so heiter, so vergnügt nicht gesehen. Ich erwähnte die nicht unmögliche Veränderung meines Lebensplans gar nicht; ich wollte meine gute Mutter nicht kränken. Meiner Schwester — und vielleicht gab es nie

unter Geschwistern mehr Zutrauen, mehr Offenherzigkeit — meiner Schwester entdeckte ich, daß diese Reise mein ganzes Schicksal entscheide. Antonie bat mich fest zu bleiben; ich konnte ihr nicht versprechen, was zu halten ich nicht Willens war. Mit schwerem Herzen sah sie mich abreisen — sie äußerte selbst, daß es ungleich besser sey, wenn meine Mutter mich nicht zu der Reise vermogt hätte. —

In den wenigen Jahren, in denen mein Oheim mich nicht gesehen hatte, war ich sehr heran gewachsen. Die Natur hatte mir einen festen Körper gegeben — Ordnung, Fleiß und Mäßigkeit, von denen ich in meiner Eltern Hause die schönsten Muster sah, hatten meine blühende Gesundheit erhalten; ein gewisser Grad von Eitelkeit in meinem Anzuge hob meinen Körper — ich war gewandt; alle meine Bewegungen hatten etwas, das gefiel. Mehr noch kann ich mir ein ganz verdientes Lob in Hinsicht meines Geistes und Herzens geben; als Erster des Gymnasiums und mit dem Lobe und Beifall aller meiner Lehrer

beehrt, hatte ich die Schule verlassen; hatte sie mit dem festen Bewußtseyn auch nicht Eines Vergehns — mit dem Vorsatz, künftig eben so vorwurfsfrei zu bleiben, verlassen. Ich empfand dies schöne Gefühl allgemeiner Zufriedenheit, allgemeines Lobes in seiner ganzen Größe; ich war glücklich.

Meines Oheims Regimente war die Stadt Leutomischel zum Winterquartier angewiesen; es sollte sich hier complettiren, denn die mörderische Schlacht bei Torgau hatte das Regiment um zwei Drittheile seiner Mannschaft gebracht; nur allein von den Officieren waren sechszehn geblieben, oder durch Wunden zum fernern Dienste untüchtig geworden. Mit grenzenlosem Eifer hatte mein Oheim sich dem Geschäfte der Completirung seines Regiments unterzogen, und da er keine Kosten scheuete; da er sowohl die Werber, als die Rekruten mit verschwenderischer Güte belohnte, so war es auch gar nicht auffallend, daß die Mannschaft am Ende des Winters vollzählig war, daß sie aus ausgesuchten Leuten bestand, und daß das Re-

giment sich sehr zu seinem Vortheil auszeichnen mußte. Mein Oheim war sehr mit der Mannschaft zufrieden; weniger war er es mit den Officieren. Freilich hatten sich die Söhne der Reichern und Vornehmern zum Dienste in dieser hervorstechend-schönen Schaar zahlreich angeboten; aber da mein Oheim den Grundsatz hatte, so viel als an ihm lag, brave sittenreine Jünglinge im Regimente zu haben; da der Chef ganz mit ihm darin einverstanden war, und ihm daher freie Hand ließ, so war es wohl natürlich, daß er die Müssiggänger, die Zügellosen, die Verzärtelten nicht annahm, wenn reiche und mächtige Familien sie ihm zuschickten. „Mein Regi„ment ist kein Zuchthaus, in welchem ich je„den Taugenicht zum rechtlichen Menschen „bilden soll. Will jemand, mit dessen Kopf „und Herzen es richtig bestellt ist, und der „in seinem Soldatenstande nicht blos das „Privilegium zu dummen Streichen sieht, „bei mir dienen, so kann ich mit der Gottes„Hülfe schon einen Mann aus ihm ziehen, „auf den die Armee sich etwas zu gute thun

„muß. Aber, daß ich eben jedes verzogene „Mutterſöhnchen, jeden Windbeutel, jeden „liederlichen Strick in die Lehre nehmen und „mir die Auszehrung an den Hals ärgern ſoll— „gehorſamer Diener! deshalb hat der Oberſt „Wolfſtein nicht vier und vierzig Jahr ge„dient — dazu hat er ſein Regiment zu „lieb.“ — Dies war gewöhnlich ſeine Antwort, ſelbſt dann, wenn von hoher und höchſter Hand Empfehlungsbriefe an ihn kamen. Antworten dieſer Art wurden bald bekannt, denn der Oberſt pflegte ſie eben nicht in die Ohren zu flüſtern. —

Mit einer ſolchen Antwort hatte er ſo eben einen der vornehmſten und reichſten Edelleute ablaufen laſſen, der ſein einziges aber ungerathenes Söhnchen ins Regiment einſchieben und meinen Oheim durch ein anſehnliches Geſchenk dahin beſtimmen wollte, dem Sohne eine höhere Charge im Regimente zu verſchaffen. Gerade dies war der Fleck auf dem der brave Mann am empfindlichſten war und wo ihn Niemand reitzen durfte. Nichts war ihm ärgerlicher, als der einge-

schlichene Mißbrauch, daß die Reichen sich einen höhern Posten, sogar eine Compagnie kaufen konnten, ohne etwas vom Dienste zu verstehen. — „Komme mir ja keiner mit „solchem Antrage!" sagte er, wenn er dergleichen aus andern Regimentern erfuhr. — „Ich habe Gottlob! brave Leute genug, die „einer Compagnie vorstehen können, Leute, „die Pulver gerochen haben und deren Na„men selbst die Brandenburger mit Respect „nennen! Und aus dieser Klasse schlage ich „die Compagniechefs vor, oder wähle die Lieu„tenants aus ihr, ohne darauf zu sehen, ob „der Vorgeschlagene gestern mit Gewehr und „Tasche im Gliede stand, oder ob er als Un„terofficier mit dem Kurzgewehr den Zug „schloß." — Mit dieser Antwort hatte er den Reichen entlassen, der mir jetzt auf dem Flur des Schlosses begegnete. Der Bescheid stand deutlich auf seinem Gesichte; jede Miene bewies, daß die Sentenz nicht nach Wunsch ausgefallen war.

Ich trat in meines Oheims Zimmer. Er ging auf und nieder; mit glühendem Gesicht

eiferte er gegen den am Fenster stehenden Adjutanten seines Regiments über die Zumuthung des Thoren; er that dies in Ausdrücken, die nur zu deutlich verriethen, wie sehr sein Ehrgefühl durch ein solches Anmuthen gekränkt war. Einige Minuten vergingen, ehe er mich bemerkte. Ich kannte den feurigen Greis — ich wußte, daß man ihn in einer solchen Stimmung nicht zu nahe kommen, oder seine Aeußerungen unterbrechen durfte; ruhig blieb ich stehen, dem forschenden aufmerksamen Blick des Adjutanten ausgesetzt, der sich eben so wenig unterstand den immer fortsprechenden Vorgesetzten zu erinnern, daß ein Fremder Augenzeuge seines Eifers sey. Endlich sah mich mein Oheim. — „Was ist zu Befehl?" fragte er barsch. — „Nichts lieber Oheim. Meine Mutter — " — „Um Gottes willen, Karl — bist du es? — „Wahrhaftig! Nun sey herzlich willkommen! „Ich habe jetzt einen ärgerlichen Auftritt ge„habt — es ist unrecht — und man ist ein „Thor, wenn man sich die Albernheiten der „Menschen zu Herzen gehen läßt; aber —

„wer kanns ändern? — Sey willkommen! —
„Es ist meiner Schwesterſohn!" ſagte er zu
dem Adjutanten, der ſich jetzt tief verneigte. —
„Vermaledeytes Anmuthen! — Vierzehn
„Ahnen von Vaters Seite! Welcher Teufel
„kann denn bürgen, ob nicht der Vierzehner
„in die Familie hinein geſchwärzt iſt? —
„Die Leute denken, weil ſie ein Paar lum-
„pige Rittergüter haben — doch kein Wort
„mehr! Was macht meine Schweſter? Was
„macht Antonie? Singt ſie noch fleißig hin-
„ter der Spindel? — Seinen Aerger muß
„man haben, bis der Naſendrücker ein Ende
„macht!" — „Laſſen Sie doch das gut
„ſeyn, beſter Oheim! Aerger iſt ein Geſund-
„heitsmittel — hört mit dazu, wenn man
„gut verdauen will." — „Den Teufel auch!
„Ich fühle es in allen Knochen, wie wohl
„mir der Aerger thut!" —

Und nun erzählte er mir den ganzen Vorfall mit allen einzelnen Zügen. — „Gott-
„lob! Wirds mir doch ordentlich leicht ums
„Herz, nun ichs nochmal erzählt habe. Und
„nun auch kein ſterbendes Wort mehr dar-

„über! Der Bettel ists nicht werth!" — setzte er hinzu und glühete bei der Versicherung, sich nicht mehr ärgern zu wollen. —

Ich wiederholte meine Bitte; ich sprach von unsern häuslichen Verhältnissen, ich sprach von meiner Reise — von der Schulanstalt meiner Vaterstadt, und so schwand der Vierzehner allmählig ganz vor der Seele meines Oheims, der mit jedem Worte heiterer und bald ganz der naive drollige Alte wurde, der er im Familienkreise immer war.

„Wir haben uns in drei Jahren nicht „gesehen, Karl! — Wie bist du heran ge„wachsen! Fragen darf man nicht, wie du „dich befindest? — Bist die gemalte Ge„sundheit selbst. Ich habe viel, sehr viel in „der Zeit erlebt! Mein Regiment kennst du „nicht mehr; die Hälfte liegt in Sachsen bei „Torgau. Aber Gottlob — jetzt ists auch „wieder so im Stande, wie Eines in der „ganzen Armee; lauter stämmige Kernleute, „und die Officiere — lieber Adjutant — wie „stehts mit der Zeichnung vom Schlachtfelde? „Wer copirt sie?" — Der Adjutant, den

mein Oheim mit diesen letzten Worten anredete, zuckte die Achseln. „Herr Oberst — es „ist keiner im Regimente ders kann!“ — „Was Teufel! Im ganzen Regimente Erz„herzog keiner, der eine Zeichnung copiren „kann. Habe zwanzig junge Lieutenants im „Regimente? Leute aus reichen Familien — „deren Väter, wie sie selbst sagen, alles an „die Bürschchen gewendet haben — und kei„ner untersteht es sich, einen Schlachtplan „zu copiren?“ — „Ich habe jeden einzeln „gefragt — aber — “ — Achselzucken drückte aus, was das „Aber“ sagen wollte. — „Daß sich Gott erbarme! Zwanzig junge „Leute, die nach ihren Zeugnissen zu urthei„len, alle Weisheit mit Löffeln gegessen ha„ben — und keine Copie! Ja wenns nur „Tanztouren wären! da würde sich bald ein „Zeichnenmeister finden! — Wird Fürst Lich„tenstein nicht lachen, wenn der alte Wolf„stein sich einen Artillerieofficier oder einen „Bombardier erbitten muß, der ihm einen „Plan zeichnet! — Wo haben Sie die Zeich„nung?“ — Der Adjutant nahm eine große

Rolle Papier aus dem Fenster und reichte sie dem Oberst. —

Ich hatte es auf dem Gymnasio in der Mathematik und im Zeichnen zu einer mehr als gewöhnlichen Fertigkeit gebracht; mein Vater hatte in meiner Kindheit schon den besten Grund dazu gelegt. Die Gelegenheit, meinem Oheim eine Freude — mich selbst aber wichtig zu machen, mußte mir sehr willkommen seyn.

„Herr Oheim — erlauben Sie, daß ich „den Plan copire; ich hoffe, Sie sollen mit „meiner Arbeit ganz zufrieden seyn," sagte ich, indem ich die Zeichnung betrachtete. — — Mein Oheim sah mich mit gespannter Verwunderung an. — „Karl — ist das Ernst?" — — „Würde ich mir mit Ihnen „einen Scherz erlauben?" — „Junge, du „machst mir die größeste Freude! — So „große Eile hats damit nicht; drum sage „mir offenherzig, wie lange Zeit dazu nöthig „ist? Ich verstehe das nicht; denn mir ists „leider in meiner Jugend nicht so gut ge„boten, daß ichs hätte lernen können! —

„Wie viel Zeit gebrauchst du?" — „Wenn „ich täglich vier Stunden arbeite, ist die „Sache in höchstens fünf Tagen gemacht!" — „Schön — aber Karl — ich halte dich bei „dem Worte! Also in fünf Tagen?" — „Fange ich heute Nachmittag an, so haben „Sie die Copie um einen Tag früher." — — „Gottlob! habe immer geglaubt, man kann „sich auf keinen weniger verlassen, als auf „Blutsverwandte — lassen einen gewöhnlich „im Feuer sitzen — heute machst du, daß ich „meinen Glauben ändere!" — Er klingelte bei diesen Worten; eine Ordonanz trat ein. — „Bestelle mal, daß in einer Stunde das „kleine Zimmer hier über uns geheitzt wird; „Laß einen großen Tisch hinauf bringen. „Und Sie, lieber Adjutant, besorgen wohl „alles, was zum Zeichnen nöthig ist?" — „Sehr gern. Einer der Lieutenants, der „Graf Wallis, hat den schönsten Zeichnen„apparat." — — „Nun so hat er doch „etwas! — Doch — bald hätte ich die Zeit „zur Parade vergessen! Willst du mit, Karl? „Wirst dich freuen über die herrlichen schö-

„nen Leute!" — „Sehr gern!" — Mein Oheim schnallte den Säbel an, nahm Hut und Stock, und so gingen wir nach dem Platze, auf dem die Parade sich versammelte. Der Oheim hatte recht — ich fand wenig bekannte Gesichter im Regimente; noch weniger unter den Officieren, unter denen ich sonst viele Freunde zählte.

Es mag der achtzehnjährigen Jünglinge wohl mehr geben, denen es gehen würde, wie es mir ging, da ich die Parade sah. Man übersieht die Schattenseite des Soldatenstandes ganz — man hält sich blos an den Glanz, an den Flitter des Aeußern, und denkt nicht daran, was hinter diesem Glanze, unter dieser schimmernden Außenseite, so oft verborgen liegt. Die geordneten Reihen der schönsten Menschen — diese in dem reinlichsten und geschmackvollsten Putze des Soldatenstandes — die Uebereinstimmung in Allem — die feierliche Ordnung — die hebende Musik — die Ehrfurcht den flatternden Fahnen erzeigt — alles dies macht einen tiefen bleibenden Eindruck auf den Jüngling, der es

noch nicht gewohnt ist, nicht blos nach der Außenseite, nicht nach dem Ersten Eindruck zu urtheilen. Gerade so ging es mir. Jeder besitzt einen gewissen Trieb, in irgend einer Sache Aufsehen zu machen; eine gewisse Sucht, zu glänzen, ist dem Menschen angeboren, und es liegt so ziemlich in den Grenzen des Jünglingsalters, daß in dieser Sucht nicht selten die bloße Außenseite die Hauptrolle spielt. Ich fühlte, wie der Gerichtsrath vor meiner Seele wankte — wie der Soldat vortrat und ihn verdrängte — ich fühlte, welche Beruhigung bei diesem Wechsel meiner Wünsche, die Aenßerung meiner Mutter mir gewährte. —

Was mich vollends wankend machen mußte, war der Umstand, daß ich einige Freunde fand, die schon in meiner Kindheit meine Gespielen gewesen waren, die als Knaben mit dem Knaben jede jugendliche Freude getheilt hatten. Ich will gern zugeben, daß der Verwandte des Obersten bei den stolzen Eltern dieser meiner Jugendfreunde mehr galt, als der Sohn des bürgerlichen Gerichts-

raths bei allen möglichen Vorzügen gegolten haben würde. Viele unter ihnen mögten ihrem Sohne schwerlich die Vertraulichkeit gestattet haben, in der er mit mir lebte; hätte nicht mein Oheim bei dem Chef des Regiments alles gegolten. Sie mußten, da ihre Söhne für dies Regiment bestimmt waren, diese Freundschaft gestatten; sie mußten meinen Oheim zum Freunde behalten; sie wußten, daß dieser aus geerbten Adel wenig machte — daß er vielmehr bei jeder Gelegenheit den verdienst- und gehaltvollen Bürgerlichen vorzog. —

Von diesen meinen Jugendfreunden fand ich noch einige im Erzherzoglichen Regimente; sie freueten sich des Wiedersehens, und äußerten einmüthig den Wunsch, daß ich ins Regiment treten mögte. — Eine Kleinigkeit! wird man sagen. Aber was heißt denn eigentlich Kleinigkeit? — Und wer hätte nicht oft durch solche Kleinigkeiten sich bestimmen lassen? — — Die Worte meiner Freunde wirkten auf mich wie electrisches Feuer. Ich wußte, daß sie meine Freunde waren — ich

wußte, was ich an ihnen hatte, denn Jugendfreundschaft bleibt unerschütterlich — — welche neue Freunde mein Verhältniß mir liefern — wie treu sie seyn würden — ob sie so redlich wie meine Jugendfreunde sich zeigen würden? Wer konnte dies verbürgen? —

Ernster und mit mir selbst kämpfend, ging ich mit meinem Oheim nach dem Schlosse, wo er sein Quartier hatte. Er hatte heute keinen der Officiere zu Tische gebeten — er wollte mit mir allein seyn; er hatte zu viel zu fragen, ich zu viel zu beantworten; unser Gespräch verbreitete sich über die Geschichte meiner Familie — eine Geschichte, bei der kein Zeuge nöthig war. —

Nach Tische fing ich die Zeichnung an; ich wußte, daß ich meinem Oheim eine Freude damit machte — Dankbarkeit führte meine Hand — ich arbeitete mit Lust, und so ließ es sich denn leicht erklären, wenn die Zeichnung ein Meisterstück wurde, dessen sich der Geschickteste nicht zu schämen hatte. Ich selbst sah mit behaglicher Freude auf meine Arbeit, und konnte, da sie vollendet war, kaum die

Zeit erwarten, in der mein Oheim aus einer Gesellschaft zurückkommen mußte. Ich brachte ihm die Zeichnung — er war in einer heitern Stimmung, denn ein fremder Staabsofficier hatte in der Gesellschaft laut erklärt, daß das Regiment Erzherzog durch des Oberst Wolfstein Bemühung das Schönste in der ganzen Armee sey. Mein Oheim kam mir mit dieser Nachricht entgegen — „Und nun „die Zeichnung!" — Er besah sie — in seiner Freude darüber drückte er mich an seine Brust. — „Karl! Karl! du hast ein „Meisterstück gezeichnet! Wahrhaftig — einen „Plan, den der Fürst Lichtenstein nicht schö„ner in seiner Plankammer hat!

Ich wußte, daß mein Oheim nie eine Schmeicheley sagte! was er „Vorzüglich" nannte, mußte es nach seiner Ansicht auch in der That seyn; ich konnte daher mit Recht darauf rechnen, daß das Lob, das er meiner Arbeit ertheilte, ein Verdientes sey. — Freilich hatte er wenig eigentlich gelehrte Kenntniß, aber dafür einen so richtigen Takt, ein so richtiges Gefühl für das Schöne und

Wahre, daß er sich selten täuschte. Es ging ihm wie den Leuten mit musikalischem Gehör, die, ohne Regeln der Kunst zu wissen, oft richtiger urtheilen, als die eigentlichen Kunstkenner. Ohne auf mich zu sehen — denn er hatte die Zeichnung vor den Augen, sprach er in Einem fort, und fand bald hier bald dort etwas ausgezeichnet schönes. Mit einemmale wurde er ernster. — „Aber sage „mir Karl" — fing er an — „Was nützt „dir in deinem Stande das herrliche Ta„lent?" — „Je nun, lieber Oheim — ein „Talent ist an keinen Stand gebunden. Es „nützt in jedem Verhältnisse." —— „Wohl „wahr; aber in Einem mehr als in dem An„dern, und am meisten in dem Verhältnisse „und auf den Posten, wohin es eigentlich „gehört." — Ich gab ihm Recht. — „Und „da muß ein Mensch einen Posten wählen, „auf den sein Talent gehört — sonst ver„sündigt er sich an Gott und an der Mensch„heit." — Auch darin gab ich ihm Recht. — „Du zum Beispiel wirst ein Rechtsgelehrter, „wie es dein seliger Vater war; du wirst

„ein eben so redlicher geschickter Mann wie „er es war. Aber damit wirst du nichts be„sonders. Tausend Menschen finden sich, „die redlich und geschickt sind; aber nicht „Zehne findest du, die einen so schönen „Schlachtplan zeichnen können, wie du hier „gezeichnet hast. Nun sage mir um aller Hei„ligen willen — wozu kannst du in deinem „künftigen Stande dies herrliche Talent ge„brauchen — oder was wird es dir helfen? „Am Ende erlebe ich noch, daß du durch das „viele Unterschreiben und Protocolliren deine „Hand so verdirbst, daß du die Linien zu „einer Compagnie-Liste nicht mehr ziehen „kannst, und das wäre doch Sünde und „Schande. Wähle einen andern Stand — „einen Stand, in dem dein herrliches Talent „zu Haus gehört." — „Und dieser wäre?" — Mein Oheim zeigte auf sein Theresienkreutz. „Der Meinige. — Sieh Karl, du bist ganz „zum Soldaten gemacht; sieh, ich werde alt — „Belgrad, Molwitz, Prag und Torgau ha„ben ein Vergißmeinnicht auf meine Knochen „geschrieben, das mich bald in Ruhestand

„versetzen kann. Ich muß vielleicht bald ins „hölzerne Zelt.“ — Mein Oheim hatte, wenn er etwas ihn Angreifendes sagte, ungemein viel herzliches in seiner Sprache. Bei allem seinen Muthe und festen Sinn gabs Augenblicke, in denen er äußerst weichlich war, und ein solcher Moment war jetzt; er konnte Sachen von dieser Art nicht sagen, ohne daß eine Thräne in seinen Augen sich spiegelte. Dies alles kam zu den frühern Eindrücken und Bewegungsgründen — ich fiel überwältigt von meinen Gefühlen, meinem Oheim in die Arme — ich gestand ihm meine überwiegende Neigung zum Soldatenstande, ich bat ihn, mich in sein Regiment als Kadett aufzunehmen. —

Viertes Kapitel.

Es ist eine herrliche Sache um die Ueberzeugung, einem braven Manne eine Freude gemacht zu haben; ich fühlte mich groß in

diesem Augenblick — ich glaubte eine Schuld abgetragen zu haben, die ich — ich allein nur abtragen konnte. Mein Oheim reichte mir die Hand. — „Also Ernst? Völliger „Ernst? Nicht etwa die Folge eines flüchti„gen Augenblicks, die Wirkung einer vor„übergehenden Laune?" — Ich versicherte „das Gegentheil. — „Aber deine Mutter? — „Doch ich will sie schon beschwichtigen." —

„Meine Mutter hat nichts dawider. Ich „habe ihre Einwilligung." — Ich erzählte ihm ausführlicher, wie meine Mutter sich geäußert habe. — „Das ist gut!" unterbrach mein Oheim mich freudig. — „Noch heute „schreibe ich an unsern Durchlauchtigen Chef — „ich schicke die Zeichnung mit — du fertigst „gelegentlich eine andere an — ich hoffe, du „springst über den Kadett weg und trittst „als wohlbestellter Kaiserlich Königlicher Un„terlieutenant ins Regiment." —

Auf sein Verlangen mußte ich an den Erzherzog schreiben — ich schrieb eine schöne Hand — ich schrieb besonders heute so schön und fast noch schöner, als ich gezeichnet hatte.

Wirklich kam mein Patent schon am dritten Tage an — ich war Lieutenant — und kümmerte mich wenig um die adlichen Kadetts, denen ich auf diese Art den Rang ablief.

Mein Oheim hatte bei der Bildung seiner jüngern Officiere etwas eigene Grundsätze und Ansichten, die freilich nicht aller Beifall hatten. Er machte wenig aus dieser schiefen Beurtheilung, wenig aus dem Tadel derer, die sich nicht so ganz gern in seine etwas strenge Disciplin fügten. Mein Oheim gab den schönsten Beweis von der Wahrheit, daß die Achtung nicht an Geburt und Stand gebunden ist. Er war seiner Sache gewiß; war mit seinen Grundsätzen auf dem Reinen, vergab seiner Ehre, wie dem Dienste nichts und selbst in seinem Alter saß ihm die Klinge sehr locker, wenn er jemanden vor sich hatte, der seine Angelegenheit zu einer außerdienstlichen Sache machen wollte. Aus dem vorigen wissen wir, daß in seinen Augen der von Eltern geerbte Stand wenig und fast gar kein Verdienst war. — „Geld und Gut

„kann vererbt und vermacht werden; aber „keine Verdienste," war sein Grundsatz. — „Der bravste Vater kann den unnützesten „Sohn haben, der um desto strafwürdiger ist, „da seines Vaters Beispiel ihn weit besser „und leichter vervollkommnen konnte, als „jeden andern, der dieses Vorzuges entbeh„ren muß. Wahres Verdienst ist an keine „Vorfahren gebunden; es hängt von dem „Menschen selbst ab." —

Man wird es ihm gern verzeihen, wenn er hierbei an seine Vorfahren und an sich selbst dachte. Er war aus einer Familie, die sich in der Zahl rechtlicher, nützlicher Bürger verlor. Aus dieser Ansicht schon läßt es sich erklären, wenn er die im Regimente, die nichts als ihren Namen, ihre vornehme Abkunft mitbrachten, so kurz als möglich hielt. Gerade diesen machte er den Dienst schwer; waren sie vollends reich, dann gab er ihnen so viel zu thun, daß es im eigentlichen Verstande an Zeit zu Thorheiten und Ausschweifungen fehlte; mit strenger Aufmerksamkeit achtete er auf sie und ein Dienstgeschäft war

noch nicht abgemacht, als daß nicht das zweite schon wieder befohlen war. Hielten diese Jünglinge eine solche Feuerprobe aus; wurden oder blieben sie Freunde der Ordnung, der Sittlichkeit — dann wurden sie auch Freunde des Obersten; er sah sie als Söhne an, die dem Vater Freude machten; dann sorgte er für sie, und viele dieser Edlen verdankten dem Redlichen mit gerührten Herzen was er ihnen gewesen war. Viele Eltern, denen das wahre Wohl ihrer Söhne am Herzen lag, wußten es auf ihrem Todtenbette dem Manne noch Dank, der ihnen bei der Erinnerung an ihre Söhne eine sanfte Sterbestunde gemacht hatte. —

Aber — wehe auch dem, der sich zu vornehm dünkte, den Befehlen eines blos bürgerlichen Vorgesetzten in Allem zu gehorchen! — So lange der Oberst einen solchen nach seiner Militaircharge Herr Lieutenant, oder Herr Fähndrich nannte, so lange war noch Hoffnung, daß er ein Freund des Obersten werden konnte, wenn er sich änderte und in den Willen des Vorgesetzten fügte. Nannte ihn der Oheim

aber erst Herr Graf, oder Herr Baron, dann wars die höchste Zeit um den Abschied anzuhalten, den der Oberste auch gern auswirkte. „Die jungen Herren sind dem Regi„mente nicht durch Priesterhand angetrauet," sagte er dann. „Sie können gehen und sich „einen Oberst suchen, mit dem sie machen „was sie wollen!" —

Freilich verdarb es mein Oheim sehr oft mit den Müttern solcher jungen Helden; öfter noch mit den jungen Herren selbst; aber — wer darauf nicht achtete, war mein Oheim. Kam aber ein redlicher Vater, eine besorgte Mutter, oder ein gebesserter Jüngling selbst und verdankten meinem Oheim ihren Frieden, ihr Glück; dann wog Ein solcher Augenblick tausend verdrüßliche Vorfälle auf, die so oft mit seinem Verhältnisse nur zu genau verbunden waren. —

So viel konnte ich an den Fingern abzählen, daß mein Oheim mir in meinem neuen Verhältnisse gewiß nichts schenken werde; daß oft der Oheim verschwinden — der Oberst aber desto hervorstechender auftre-

ten werde. Ich kannte den ehrlichen Mann; ich wußte, daß er mich liebte — aber daß er auch die, die er liebte, nach desto geregeltern Grundsätzen behandelte, um das, was er aus ihnen zu ziehen sich vorgenommen, ganz aus ihnen zu machen. Ueberdies würde er es sich nie vergeben haben, hätte man ihm mit Recht vorwerfen können, mich auf Anderer Kosten auch in der größesten Kleinigkeit begünstigt zu haben. Sein redlicher Charakter und seine Liebe zu mir gaben dies nicht zu, und würden es unter keinen Umständen verstattet haben.

Auf den Ersten Eindruck kommt alles an; er ist oft die ganze Grundlage unsers Verhaltens, befestigt unsere Grundsätze und vertritt nicht selten die Stelle derselben. Ein Unterofficier, der gewöhnlich bei meinem Oheim den Geheimschreiber machte, mußte den neuen Unterlieutenant bekleiden, und so in meiner neuen Hülse trat ich zu meinem Oheim, der mich ganz als Regiments-Commandeur empfing und mich in eine Stimmung versetzte, die — dem Himmel sey es

gedankt — mir in meinem Verhältnisse immer gegenwärtig blieb.

Mein Oheim hatte ganz das, was man natürliche Beredsamkeit nennt; sein Herz fühlte, was er sprach; er hatte nöthig, seine Grundsätze zu verbergen, und so wars natürlich, daß seine Rede ans Herz griff — daß er nicht selten den Hartnäckigen zu Thränen, den Verirrten und Leichtsinnigen auf andere nur bessere Wege brachte. —

Mit einer unverkennbaren Freude, durch die aber eine gewisse feierliche Würde schimmerte, sah mein Oheim mich an; in seiner Miene lag das Gefühl, seinen Wunsch erreicht zu sehen. Einige Augenblicke stand er schweigend da. „Alles schön! Alles gut!" sagte er dann, indem er mit Vaterwärme meine Hand ergriff. — „Aber lieber Karl — „es ist nicht die Hauptsache. Der eigentliche „wahre Soldat muß von innen kommen. „Ein festes Herz, ein reines Bewußtseyn, „wahres Ehrgefühl und unbegrenzte Liebe „zum Vaterlande, machen den Soldaten. „Das Aeußere ist blos Flitter — ist Folie,

„die ohne jene Vorzüge nicht Stand hält.“ Und in dieser Art — denn wozu sollte ich die, gewiß eine halbe Stunde währende Casualrede ganz wiederholen? — fuhr er fort, und alles, was er mir über Sittlichkeit, über Selbstschätzung, über Pflicht, über Muth, über Freundschaft und Wohl meines Umganges sagte, ergriff mich; ich gestehe gern, daß meine Augen feucht wurden; gestehe gern, daß ich nie so erschüttert bin, als ichs in diesem Augenblicke war, da der Mann mit den beiden Narben im Gesicht vor mir stand und als Vater mit mir sprach. Ich gelobte es ihm an, seine Grundsätze zu den Meinigen zu machen — sein Benehmen als mein Muster anzusehen. — „Nicht alles, „lieber Karl, wirst du als Muster nehmen „dürfen,“ sagte er. „Manches findet sich in „meiner Geschichte, das ich gern heraus„wünschte! Gottlob! daß sich nichts findet, „worüber das Herz mir Vorwürfe machen „darf! — Doch manches hieser Art wirst du „von mir selbst hören, sonst aber mögte ich „es selbst gerathen finden, wenn du mein

„Betragen so etwas zum Muster nimmst. Du „hast nicht blos mit den Brandenburgern zu „streiten — wenigstens nicht lange mehr, „denn der Friede mögte nahe seyn; du wirst „manchen Strauß mit den Reichen und Vor„nehmen im Regimente haben, die dir frei„lich, in Hinsicht der Kenntnisse, das Wasser „nicht reichen, die sich aber desto mehr auf „ihre hohe Geburt, auf ihre vornehmen Ver„wandten und auf ihre Reichthümer einbil„den, je weniger es einen Finger breit über „der Nase oder untern dritten Knopfloche „gut bestellt ist. Wie du dich als Soldat „gegen sie zu nehmen hast, darf ich dir nicht „erst sagen wollen; die Ehre sagt es dir „selbst. Schwerer ists als Mensch, als Jüng„ling in ihnen den Menschen, den Jüng„ling zu nehmen, ohne auf der einen Seite „dem edlen Herzen — auf der andern Seite „der Ehre des Kriegers etwas zu vergeben. „In keinem Stande sind die Chikanen so „zu Hause, als in dem, den du gewählt hast, „und du kannst dich im voraus um so mehr „darauf gefaßt halten, je unwissender deine

„Vorgesetzten sind, um desto mehr chikaniren „sie, wenn sie dich einmal nicht gerade zu „nöthig zu haben glauben. Das Schlimmste „ist, daß ein solcher es gewöhnlich dann thut, „wenn das Dienstverhältniß dir Schweigen „zur Pflicht macht; wenn du in deiner Brust „jedes Menschengefühl ersticken mußt, willst „du nicht nach der Strenge unserer unerbittlichen Gesetze bestraft werden.

„Ich habe ein trauriges Beispiel davon „erlebt. Meinen ersten Freund verlor ich „auf diese Art. Er wurde von einem unwürdigen Commandeur so lange gereitzt, „bis endlich, da das Maaß voll war, der „Mensch in ihm erwachte. Seine Hitze verleitete ihn zu einer Herausforderung im „Dienste selbst. Das strenge Kriegsgesetz „verurtheilte ihn zum Tode durch Pulver „und Blei. Der Unwürdige, der unsere „Freundschaft kannte, war grausam genug, „mir den Befehl über das Commando, das „den unglücklichen Freund zum Tode führte, „aufzutragen. Ich mußte gehorchen. Wer „am meisten gebeugt war, kannst du leicht

„denken, und doch mußte ich mein Gefühl „unterdrücken — durfte nicht einmal ein„stimmen in die Klage des ganzen Regi„ments über den Tod eines der besten lie„benswürdigsten Jünglinge. In der näch„sten Schlacht fiel der Unmensch; keine feind„liche Kugel hatte ihn getroffen — unsere „eigenen Leute schossen ihn vom Pferde. In„deß half mir dies nichts; ich hatte meinen „ersten Freund verloren. — Sieh Karl — „dies ist Eine der vielen Schattenseiten in „dem glänzenden Gemälde des Soldaten„standes!" —

Dies letztere mußte um so stärkern Eindruck auf mich machen, da es vielleicht keinen aufbrausendern hitzigern Charakter im ganzen Regimente geben konnte, als der meinige war. Ich konnte schon als Knabe kein Unrecht leiden und büßte meinen thörigten kindischen Eifer für Recht oft mit Beulen und blutigem Kopfe, wenn ich einem Stärkern deshalb Fehde ankündigte, weil er sich Gewaltthätigkeiten gegen Schwächere erlaubte. Das Einzige, das mich bei meinem hitzi-

gen feurigen Sinn beruhigte, war ein überwiegendes Gefühl für Bescheidenheit, Frieden und Freundschaft; ich war gewiß nichts so wenig, als ein Händelsucher. Ich ließ jeden gern sein Steckenpferd reiten, ohne mich um ihn, um sein Thun und Treiben zu bekümmern. Noch weniger fand ich Vergnügen daran, mich an andern zu reiben, oder sie lächerlich zu machen. Spiel und Trunk waren mir verhaßt — diese Vorzüge söhnten mich selbst mit mir und meinem Charakter aus; ich konnte es mit mir selbst schon wagen und konnte um so ruhiger der Zukunft entgegen sehen, besonders wenn ich eine gewisse Vorsicht und Wachsamkeit über mich selbst mir zur ersten Regel machte. Fast mehr noch sicherte mich — man wird dem Soldaten dies Lob nicht unrecht auslegen! — ein frommes gutes Herz, das in meiner Eltern Hause durch Lehre und Beispiel sich gründete und immer fester werden mußte. Mein Oheim kannte dies Herz; seine Belehrungen gründeten sich darauf — Gottlob, daß er sich nicht betrogen hat. —

Fünftes Kapitel.

Mein Erstes war, daß ich meiner Mutter schrieb; mein Oheim begleitete mein Schreiben durch ein anderes. Ob meine Mutter durch meine Bitte, oder mehr durch ihres Bruders Bewegungsgründe bestimmt wurde, ihre ganze Einwilligung zu geben, kann ich nicht sagen; ich war zufrieden, daß sie es mit meinem Schritte war — ich fühlte mich glücklich, da sie meine Wahl billigte, und las — ich gestehe es gern — unter heißen Thränen die Ergüsse eines mütterlichen Herzens. Es beruhigt nichts mehr, als das schöne Bewußtseyn, Menschen, an deren Urtheil uns alles gelegen ist, sind mit uns zufrieden; dies Bewußtseyn genoß ich ganz — es feuerte mich zu desto wärmern Eifer für die Verhältnisse an, denen ich mich einmal gewidmet hatte. —

Erwähnung verdient es kaum, daß ich das Brevier des sogenannten Kleinen — aber gewiß nicht unwichtigen Dienstes bald inne hatte. Mein Oheim hatte mir einen gedien-

ten Unterofficier zum Lehrer gegeben — eigener Trieb kam dazu; meines Oheims tägliche und stündliche Unterredungen vollendeten das Ganze, und so war es kein Wunder, wenn ich in den ersten drei Wochen so weit in meiner Kenntniß des Dienstes war, wie andere vielleicht in so viel Jahren. Will man, so kann man auch den Vorzug eines äußerst gewandten, zu jeder Uebung und Geschicklichkeit sich eignenden, Körpers als Mittel zur leichten Erlernung meines Dienstes mit rechnen. Wenigstens wurde mir durch diesen Vorzug alles leichter.

Während der wenigen Wochen, die das Regiment noch in seinen Winterquartieren zubrachte, hatte ich fast gar keinen Umgang mit den übrigen Officieren. Nur wenige meiner frühern Freunde waren im Corps; allein theils waren sie Jünglinge, die blos aus dem Grunde Soldat geworden waren, weil sie keinen andern Weg zum Ruhme kannten, der bei eigenem Stolze und bei einer vornehmen und reichen Herkunft so gemächlich und behaglich war; theils hatte der

weiße Rock sie zu mancher Thorheit, zu mancher Zügellosigkeit verleitet, die es mir doppelt zur Pflicht machten, mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht in der Wahl meines Umganges zu Werke zu gehen. Es ist eine der traurigsten Empfindungen, sich in der Wahl seiner Freunde geirrt zu sehen und in der Folge wünschen zu müssen, eine Verbindung nicht geschlossen zu haben. Mein Oheim gab mir diese Ansicht zuerst; er bewies mir, als einer, der theils selbst, theils an andern diese Erfahrung gemacht hatte, wie es besonders für den jüngern Officier die größesten Schwierigkeiten hat, solche Verbindungen wieder aufzuheben.

Ueberhaupt stand damals der Oesterreichische Officier auf keiner ausgezeichneten Stufe der wissenschaftlichen Bildung. Die Söhne der vorzüglich reichen Familien — und dieser gab es in den Staaten der Kaiserin Maria Theresia sehr viele — hatten freilich in ihrer Jugend die schönsten Anweisungen, die zweckmäßigsten Hülfsmittel zu wissenschaftlicher Bildung gehabt; aber sie

wenig benutzt. Sie wußten, daß ihnen ein schnelles Weiterrücken in ihrem Dienste gewiß blieb; manche hatten sogar das Patent schon in der Wiege erhalten — ihre reichen mächtigen Verwandten zogen sie vor, und wenn dies ja seine Schwierigkeiten hatte, oder wenn der Regimentschef sich zu kompromittiren fürchtete, so wußten die Hofdamen und die Beichtväter der Sache eine solche Wendung zu geben, daß eine Cabinetsordre die Stelle wirklicher Verdienste vertrat. —

Eine zweite Klasse des Officiercorps bestand aus solchen Männern, die man ihres Muthes, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, aus den braven Unterofficieren und Gemeinen zu einem solchen Verhältniß gehoben hatte. Man hatte dies besonders nach den unglücklichen Schlachten gegen die Preußen nöthig gefunden und es gab Regimenter, die keinen andern Subalternofficier aufzuweisen hatten. Diese waren herrliche treffliche Menschen. Der bekannte biedere rechtliche Charakter, durch den der Oesterreicher sich so

rühmlich ausgezeichnet, weckte bei diesen braven Kriegern ein überwiegendes Ehrgefühl, und grenzenlos war ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, unvertilgbar ihre Vaterlandsliebe, und in den größesten Gefahren, bei den härtesten Aufopferungen, verläugneten sie diese hervorstehenden Tugenden nicht. Sie waren Männer von edeln Herzen, von unbiegsamer Treue, und von dieser Seite waren sie Muster.

Ganz anders fällt das Gemälde aus, betrachtet man sie von ihrer wissenschaftlichen Seite. Hinter dem Pfluge oder aus der Werkstätte des Handwerkers zum Soldaten weggenommen — früher in den damaligen so höchst fehlerhaften Klosterschulen so nothdürftig als möglich — oder eigentlich fast gar nicht gebildet, brachten sie nicht die mindesten Kenntnisse mit ins Regiment; das Wenige, was ja mal einer oder der andere aus seiner Schule mitbrachte, ging durch den Dienst, durch den Umgang, durch das viele Putzen bald ganz verloren. Ersetzt konnte es nicht werden, und so mögte man wohl kein

Wunder darin sehen, wenn ich in der Folge manchen Oberlieutenant fand, der nicht lesen, nicht schreiben konnte. Indessen schätzte ich alle diese Männer ihres Charakters, ihres unbescholtenen Wandels, ihrer Vaterlandsliebe wegen. Sie waren nicht Schuld — sie hatten sich nicht vorzuwerfen, ihre Unwissenheit und ihre beschränkten mangelhaften Ansichten auf ihrem Gewissen zu haben. —

Ich darf wohl nicht erst erwähnen, daß diese braven Männer von jenen Reichern, Vornehmern sehr zurückgesetzt wurden. Sie als Männer von gesetzten Jahren, von beschränktern Vermögen, konnten an den wildern lauteren Vergnügungen keinen Antheil nehmen. Aber eben so wenig darf ich erst beweisen wollen, wie wenig sie durch dies Entbehren verloren. Sie suchten sich ihre Gesellschaft unter sich; sie schlossen sich an rechtliche Bürgerfamilien, oder besuchten die Mönchsklöster, wo der Prior gern denen ihn Unterhaltenden einen Schoppen Wein vorsetzte. Sie wurden mir Muster hinsichtlich ihrer Rechtlichkeit, ihrer Ordnung, besonders

aber ihres ruhigen frommen Muthes in Gefechten; zu einem freundschaftlich-vertrauten Umgange, in dem man Unterhaltung sucht, waren sie nicht geeignet; ich konnte also in dieser Hinsicht wenig oder gar nichts von ihnen erwarten; dazu waren ihre Einsichten zu beschränkt, obgleich der Wille gut war. —

Einer der jüngern Officiere zog meine Aufmerksamkeit und mein Herz auf sich. Er war keiner meiner frühern Bekannten — unter denen ich leider keinen Einzigen fand, den ich aus voller Seele zum Freunde hätte wählen mögen; so sehr hatten sie sich durch das Fehlerhafte unsers Standes hinreißen lassen — diesen Officier bemerkte ich, wie er mit meinem Oheim sprach. Seine herrlichen Gesichtszüge, seine offene Miene, sein etwas schwermüthiges Auge, nahm mich für ihn ein — möglich, daß dieser erste günstige Eindruck mich ganz für ihn bestimmte — daß mir dadurch seine schöne, zwischen Erniedrigung und Uebermuth die rechte Mittelstraße beobachtende, Haltung um so mehr auffiel; genug, ich fühlte mich zu ihm hingezogen, als

triebe mich ein höherer Wink, Freundschaft mit diesem Jünglinge zu wünschen.

Es machte mir Freude, zu sehen, wie mein Oheim sich ganz anders gegen ihn benahm, wie er es sonst gegen jüngere Officiere zu thun pflegte. Bei den letztern machte er den strengen Obersten und that dies um so mehr, je reicher, und natürlich je anmaaßender diese Herren waren. Ein Mittel, durch das er sie am besten im Respect erhielt. —

Ganz anders war sein Benehmen gegen diesen Jüngling; der Vater schimmerte durch und die Miene verrieth deutlich, daß er dem Jüngling außerordentlich wohl wolle.

Mein erstes bei Tische war, meinem Oheim nach diesem mir noch völlig unbekannten Officier zu fragen. Ich erfuhr, daß er ein Graf Wallenroth sey; daß er bisher bei dem zweiten Bataillon in Hohenmauth gestanden und daß der Chef ihn erst seit gestern ins erste Bataillon versetzt habe. — „Der Graf scheint ein trefflicher junger Mann „zu seyn," fing ich wieder an. — „Er „scheints nicht, er ists;" antwortete mein

Oheim. „Schade, daß er einen Beitrag zu „der Geschichte der Folgen einer verkehrten „Erziehung gibt.“ — „Das sollte ich kaum „möglich finden. Ein so bescheidener, sich so „nehmender junger Mann kann nicht ver„kehrt erzogen seyn.“ — — „Ich sage dies „nicht in Hinsicht seines Herzens — nicht „in Hinsicht seines guten Willens oder sei„nes Betragens, sondern blos in Betracht „seiner Einsichten. Ich glaube, es gibt im „Regimente keinen Einzigen, dessen Einsich„ten so beschränkt sind, und der mit diesem „Mangel an Kenntniß einen so glühenden „Eifer für den Dienst verbindet. Sein Va„ter ist ein trefflicher Mann — die Mut„ter? — je nun, mich kommt kein Urtheil „über sie zu. Der junge Mann fühlt, wo „es ihm fehlt, er ist leider oft der Gegen„stand der Satyre seiner Kammeraden, er „fühlt, daß er allein steht; er meidet daher „fast allen Umgang und benutzt seine Zeit, „um das nachzuholen, was früher versäumt „ist.“ — Ich dachte mir die Lage des lie„benswerthen Jünglings lebhaft; ich schwieg,

denn ich dachte darüber nach, wie es wohl möglich sey, ihm zu helfen und die Lücken seines Wissens auszufüllen. Das Gespräch kam auf einen andern Gegenstand; des Grafen Wallenroth wurde nicht weiter erwähnt. Nachmittags, als ich von einem kleinen Spatzierritt mit meinem Oheim und dem Adjutanten zurückkam, traf ich Wallenroth, der den Oberst sprechen wollte. Er mußte ihm melden, daß er in des Oberst Compagnie als Lieutenant gesetzt sey; er that dies mit einer Art, die des Obersten ganzen Beifall hatte. Nach der Dienstmeldung entspann sich unter uns beiden ein Gespräch, aus dem ich bald die Bestätigung dessen, was mein Oheim von ihm geurtheilt hatte, erfuhr. Ich fand Ursach, den lieben jungen Mann zu bedauern; ich ließ ihn dies nicht merken; ich behandelte ihn mit jener zuvorkommenden schonenden Artigkeit, die so leicht das Zutrauen eines fremden Herzens gewinnt. Wir trennten uns als Freunde; es konnte nicht anders seyn; er mußte meine Achtung bemerken. —

Nur noch acht Tage standen wir in unserm Winterquartier in Leutomischel, — der Zeitpunkt des Abmarsches — wir sollten uns an das Corps anschließen, das über Kollin und Prag nach Sachsen ging — war bestimmt. Mein kleines Feldgeräthe und mein winziger Mantelsack mit Wäsche und andern Dingen war gestopft — als Wallenroth des Abends noch einmal kam und um Urlaub auf wenige Tage bat. — „Drei Tage vor „dem Ausmarsche bin ich wieder hier." — „Wohin wollen Sie lieber Wallenroth? Nach „der Residenz kann ich Sie auf keinen Fall „beurlauben. Man würde Sie dort bemerken und ich mögte nicht gern, daß sich andere darauf berufen, wenn ich kurz vor dem „Thorschluß noch Urlaub gebe." — „Ich „will nicht nach der Hauptstadt — ich bitte „blos um Erlaubniß nach einem unserer benachbarten Güter zu reisen. Meine Eltern „und meine Schwester sind dort." — „Sehr „gern! Reisen Sie wenn es Ihnen gefällt. „Nur zu rechter Zeit sind Sie wieder „hier." —

Ich war an diesem Tage schon ziemlich vertrauter Freund von dem Grafen geworden; die gegenseitige Achtung mit der wir uns behandelten, hatte unsere Herzen schon sehr nahe an einander gebracht. Wallenroth hatte in den wenigen Stunden unsers Umganges sich mir fast ganz entdeckt und unverholen die Bitte und den Wunsch geäußert, in einem freundschaftlichen Verhältniß mit mir zu stehen; ein Wunsch, der meinem eigenen Herzen zu lieblich war, als daß ich ihn nicht hätte erwiedern — nicht auch hätte fühlen sollen. — Es war mir nicht ganz angenehm, daß Wallenroth auf fünf Tage sich von mir trennen wollte, da unsere Bekanntschaft eigentlich heute erst angefangen hatte. — Ich wünschte sogar, mein Oheim mögte ihm die Bitte abgeschlagen haben, ob ihn gleich an deren Gewährung sehr viel zu liegen schien. — Da reichte mir Wallenroth die Hand; — „wie wäre es" — sagte er, „wenn „Sie mich begleiteten? „Meinen Eltern „machten Sie viel Freude und ich würde den stärksten Beweis Ihrer Güte darin finden." —

„Ich bin zu wenig mit meinem Stande be-
„kannt, als daß ich diese Bitte schon wagen
„kann; ich hänge nicht von mir ab." —
Mein Oheim sah mich an. „Wenn du mein
„Sohn sonst die Reise mit deinem Freunde
„machen willst, so kannst du Urlaub nehmen.
„Ich gebe ihn dir gern. Deine Sachen sind
„doch im Stande?" sagte mein Oheim. Ich
bejahete die Frage und setzte hinzu, daß ich
diese Reise äußerst gern mitnehmen mögte. —
„Nun dann in Gottes Namen. Sie, lieber
„Wallenroth, empfehlen mich Ihrem Vater,
„meinem alten Kriegsgefährten." —

Mir war es geradezu unerklärbar, was mich so sehr zu dieser Reise trieb. Es war nicht die erste, die ich an der Seite eines oder mehrerer vertrauten Freunde machte; aber was ich bei dieser empfand, hatte ich noch bei keiner empfunden; es war, als müsse diese Reise auf mein ganzes Leben Einfluß haben, so wichtig war sie mir; ich hielt dies für eine Wirkung der Vorstellung, daß ich noch nie in einem so vornehmen Hause gewesen war, ob ich es mir gleich nie

vorwerfen konnte, gegen Reichere und Bedeutendere eigentlich das empfunden zu haben, was man Menschenscheu nennt.

Ein junger Lieutenant läßt es natürlich seine erste Sorge seyn, sich da mit einem gewissen Glanz zu zeigen, wo er das Erstemal auftritt; ich halte dies für keinen Fehler; denn sonst würde ich es nicht auch so gemacht haben. Wallenroth, zu dessen Eigenheiten dies besonders gehörte, war mir das Muster; mein Oheim gab mir sein schönstes Pferd, sein schönstes Sattelzeug, und so war es denn wohl nichts außergewöhnliches, wenn die beiden schönsten Officiere im Regimente mit einem gewissen Stolz zum Thore hinaus ritten. Ich hatte unterwegs die beste Gelegenheit, meines neuen Freundes schwache Seite kennen zu lernen. Ich fing verschiedene Gegenstände der Wissenschaften auf; aber es fand sich keiner, der ein unterhaltendes Gespräch veranlaßt hätte. Nichts war zu entdecken, als ein schlichter unverdorbener Verstand, um den es schade war, daß er unbebauet blieb. Nur zwei Gegen-

stände gab es, in denen mein Freund sich auffallend auszeichnete — aber gerade dies waren zwei Wissenschaften, die mir so fremd waren, daß ich nicht einmal die ersten Elemente wußte, Wappenkunde und Genealogie der vornehmen Familien, nicht nur der in unserm Vaterlande berühmten Häuser, sondern derer von ganz Europa. Das Wappen eines Grafen an einem Jagdhause gab Gelegenheit, daß Wallenroth seine Kenntnisse entfaltete. Mich setzten sie in Verwunderung — ich hörte ihn schweigend an — mein Schweigen war ihm ein Beweis meiner Aufmerksamkeit, eine Aufforderung, weiter zu sprechen. Meine Frage: wie es käme, daß er gerade diese beiden, mir nicht wichtig genug scheinenden Zweige des menschlichen Wissens zu seiner Hauptwissenschaft habe machen können? gab ihm Gelegenheit, auf die Geschichte seiner frühern Erziehung zu kommen, und dies söhnte mich mit jenen beiden Gegenständen aus. Sie gaben mir Gelegenheit, meines Freundes Geschichte schon unterwegs zu erfahren.

Sechstes Kapitel.

Menschen von einerley Denkungsart und Charakter können bei den besten und übereinstimmendsten Herzen ganz entgegengesetzte Ansichten, einen ganz widersprechenden Geschmack haben. Ganz war dies der Fall mit den Eltern meines Freundes. Graf Wallenroth war mit Leib und Seele Soldat — wie ein großer Theil seiner Vorfahren. Er selbst hatte mit meinem Oheim in einem Regimente gedient, hatte mit ihm alle die Feldzüge in Ungarn und andern Provinzen mitgemacht und war stets Freund des bürgerlichen Offiziers geblieben. In seinem ganzen Charakter lag nicht ein Fünkchen Ahnenstolz; der brave Soldat war ihm werth — seine Abstammung mogte seyn, welche sie wollte. Noch vor dem ersten schlesischen Kriege verließ er die Dienste, um die durch seines Vaters Tod ihm zugefallenen Güter zu übernehmen. Mit dem größesten Unmuthe trennte er sich vom Regimente; am härtesten wurde

ihm der Abschied von meinem Oheim, der damals als Lieutenant unter ihm stand. Beide setzten ihre Freundschaft durch Briefe fort und nur ein einziges mal besuchte ihn mein Oheim. —

Ganz anders war die Gräfin, die Gemahlin Wallenroths. Sie war aus einer der ärmsten adligen Familien; als Waise nahmen Wallenroths Eltern sie auf; sie besaß wirklich ein edles Herz und würde ein Muster ihres Standes geworden seyn, hätte nicht der Adelstolz, dem vielleicht nie jemand so huldigte, jede Aeußerung eines guten Herzens gedämpft. Er verleitete sie zu Thorheiten und zu Härten, die bei einem so gebildeten Verstande, bei einem sonst so weichen Herzen sich kaum würden denken lassen. Gemahl und Gemahlin waren ganz das Gegentheil von einander. Er war ganz für den Soldaten, für den Krieg; sie ganz für das Hofleben; sie hätte sich unbedingt der glänzendsten aber dabei schwersten Sclaverey, einem ewigen Hofdienste gewidmet; sie hätte gern alle Bequemlichkeit, allen Lebensgenuß,

selbst ihre Gesundheit aufgeopfert, hätte sie ihre Tage als erste Hofdame verleben können. Ihre Schwester, die am Hofe zu Wien lebte, war ihr der Gegenstand des Neides, und selbst die Vorstellung ihres wirklichen häuslichen Glückes, ihres Wohlstandes, ihrer Unabhängigkeit, konnten jene Sehnsucht nicht unterdrücken; gern hätte die Gräfin alle ihre Vorzüge aufgeopfert, um sich diese Kette anzulegen. —

Sie wurde Mutter zweier Kinder. Franz, mein Freund, war der Aelteste; seine Schwester Theresia war fünf Jahr jünger. Beide waren liebenswürdige Kinder, an denen das ganze Mutterherz hing. Graf Wallenroth, der seine Kinder nicht weniger liebte, überließ diese in den ersten Jahren ganz der mütterlichen Leitung; er selbst, zu sehr mit den veränderten Einrichtungen seiner Güter und mit der Jagd beschäftigt, war oft Tage lang abwesend, und so war denn wohl nichts natürlicher, als daß die Mutter ihren beiden Kindern früh schon die überwiegende Vorliebe zum Hofleben einzuprägen suchte; nichts na-

türlicher, als daß andere, die die schwache Seite der sonst herzensguten Mutter kannten, dieser treulich beistanden. Man wußte, daß man auf keinem Wege so sicher zur Freundschaft der Gräfin gelangen konnte, als auf diesem, und man benutzte ihn mit allem Eifer. Alles — von der Wärterin bis zu dem Lehrer bemühte sich die jungen Herzen für diese Wahl zu bestimmen. Der Gräfin Einsichten waren sehr beschränkt; sie war überzeugt, daß Fürsten und Fürstinnen von nichts weiter als von Genealogie ihres Hauses und von den Wappen ihrer Edelleute sprechen konnten — sie war überzeugt, daß ernsteres Wissen für keinen Hof gehöre, und daß man sich daselbst durch nichts so lächerlich mache, als durch Gelehrsamkeit. —

Nach dieser Ansicht, die nun freilich die richtigste nicht war, wurden beide Kinder erzogen; die Gräfin kannte kein größeres Glück, als ihren Franz einst als den Ersten am Hofe — ihre Therese als Freundin der Regentin zu sehen; sie malte mit mütterlicher Beredsamkeit die Freuden des Hoflebens,

die Gallatage, die Hoffeste, die offenen Tafeln, die Schauspiele, den Neid, mit dem alles auf sie blicken werde. Daß diese Schimmerseite auf das weiche Herz der Kinder wirken mußte, wird Niemanden auffallen; so wenig als der Umstand, daß beide Kinder es spielend in der Genealogie und in der Wappenkunde zum Bewundern weit brachten. Beide hätten ältere Leute darin unterrichten können.

Auf diesem Wege zum Glanze war Franz bis in sein vierzehntes Jahr fortgegangen, als einer von den unzähligen kleinen Umständen, in denen sich aber oft das ganze Loos des Menschen entwickelt, seinem Wege eine ganz andere Richtung gab. Graf Wallenroth stürzte auf der Jagd; sein gebrochener Fuß fesselte ihn auf das Lager und jetzt — vielleicht mehr aus Bedürfniß des Umgangs und aus Langeweile — sehnte er sich mehr als je nach seinen Kindern, ohne vielleicht die Absicht zu haben, dem Plane seiner Gattin geradezu entgegen zu arbeiten. Möglich, daß auch die Gräfin dies nicht im Traume fürch-

tete. Beide Kinder kamen wenig von dem Krankenlager des Vaters. Graf Wallenroth war keiner der Ungebildeten, der Unwissenden; er hatte wenigstens so viel gelernt und durch Umgang und Erfahrung sich zu eigen gemacht, daß er in einem wissenschaftlichen Gespräche das seinige zur angenehmen Unterhaltung beitragen konnte. —

Eines Tages saß Franz vor seines Vaters Bette. Das Gespräch kam auf das, was Franz gelernt hatte. Er nannte Genealogie und Heraldik. — „Je nun, als Nebensache „mögen diese hingehen," war des Grafen Antwort. „Sind immer besser als Karten„spiel." — — „Die Mutter hält sie für „die Hauptsache; darum haben wir Beide es „auch so weit darin gebracht." — — „So? „dann sieht es mit ernstern Wissenschaften, „mit Mathematik, Erdbeschreibung, Geschichte „und dergleichen, wohl nicht zum Besten „aus?" — Franz gestand offenherzig, daß er diese Wissenschaften nicht einmal dem Namen nach kenne. — „Aber Genealogie und „Heraldik — darin sucht Therese, wie ich,

„unsern Meister!" — „Höre Franz" — sagte Wallenroth im verbissenen Unwillen, „eins fehlt Euch beiden noch; das müßt Ihr „lernen." — „Und das wäre?" — „Die „Namen und Legenden aller Heiligen und „das Verzeichniß aller Festtage der Kirche." — „Wozu denn dies?" — „Euer Mutter „Plan hat ein Loch. Es wäre doch möglich, „daß Ihr an einen Hof kämt, wo der Fürst „ein Betbruder und die Fürstin eine Bet„schwester sind — da wär es denn doch zur „Unterhaltung gut, wenn Ihr die geheime „Geschichte aller Heiligen wüßtet." — Wallenroth hatte Mühe, seinen aufsteigenden Zorn zu unterdrücken. Sein Blut kochte, da er die gleichgültige nichtssagende Miene seines Sohnes sah, der das nicht einmal zu fühlen schien, was ihm sein Vater gesagt hatte. Vielleicht hätte Wallenroth mehr gesagt, hätte sich nicht seiner Freunde und Nachbarn einer melden lassen. Dieser war ein Edelmann, der mit Wallenroth zusammen gedient und sich immer als ein äußerst braver redlicher Mann genommen hatte.

Wallenroth hielt viel von ihm — jetzt war der Gast vollends willkommen. — Franz führte den Eintretenden an des Vaters Bette. — — „Wallenroth, du hast einen „herrlichen Sohn! Ich beneide dich!" sagte Wallenroths Freund, Franzen nachsehend, der eben zur Thür hinaus ging. — „Daß weiß „der liebe Gott, wie ich zu beneiden bin! „Zu bedauern bin ich!" — Und nun erzählte Wallenroth dem alten Kriegsgefährten, wie er seinen Sohn gefunden, wie er sich in ihm getäuscht gesehen habe, und wie er in der nur möglichsten Verlegenheit über die Frage sey: „Was er mit seinem Sohn an„fangen solle?" — — „Je nun — es „kommt erst auf die Probe an, ob dein Sohn „für einen andern Stand noch nicht verdor„ben ist. Hofleute taugen in der Regel zu „weiter nichts, als zu Hofleuten; aber dein „Sohn ist ja noch nicht einmal Rekrut, — „gieb ihn bei die Soldaten. Es ist Krieg. — „Was deine Frau an seiner Erziehung ver„säumt hat, können die Preußen nachholen; „selbst im Tanzen werden ihm die Preußi-

„schen Husaren Unterricht geben.“ — „Mein „Franz Soldat?“ — „Kannst nicht wissen, „ob er nicht im Grunde mehr Lust dazu „hat, als zum Hofcavalier.“ — „Wenn „du recht hättest!“ — „Ich hoffe es.“ —

Franz wurde gerufen. Zum Glück war die Gräfin mit Thereſen zu einer benachbarten Freundin gefahren. Franz kam, nicht ganz frei von einer gewiſſen Verlegenheit — ſeines Vaters Freund prüfte ihn und fand bald, daß Franz nichts ſo ſehr wünſche, als eine andere Beſtimmung, und daß mehr die Liebe zu ſeiner Mutter und die Unbekanntſchaft mit andern Verhältniſſen ihn dem Wunſche ſeiner Mutter zugeführt habe. Wallenroth freute ſich ſeines Sohnes; wenn auch der Blick auf eine in reellen Wiſſen verſäumte Jugend — auf die Lücken der Einſichten nicht die angenehmſte Anſicht gewährten. Er ſprach mit ſeinem Freunde. — „Laß „deinen Sohn Soldat werden,“ gab dieſer den Rath. „Dein Franz iſt freilich in Allem „zurück; aber der Mutter Unterricht wird „ihm ſchon die erſten Grundlinien des künf-

„tigen Hoflebens beigebracht haben. Er „wird seine Lücken zu verbergen wissen.“ —

Gerade diesen Stand zog der Jüngling vor. Soldat zu werden, war auch sein Wunsch. Freilich kostete es einen harten Kampf die Mutter dahin zu bewegen, daß sie in diesen Plan willigte; allein des Vaters Ernst — sein Recht, das er als Vater hatte und von dessen Größe die Gräfin auf dem Krankenlager des Gatten ganz überzeugt wurde — das Zureden des Freundes und die Bitte des Sohns selbst — alles dies mußte vereinigt den Sieg über die Lieblingsidee der Mutter davon tragen. Noch in demselben Monat ging Franz in eines der bravsten Regimenter, dessen Chef ihn so behandelte, wie er behandelt werden mußte, mit Schonung, mit Ernst. Aus jenem Regimente wurde Franz in das versetzt, in welchem ich stand.

Mit einer seltenen Offenherzigkeit entwarf mir unterweges der treffliche Jüngling das Gemälde seines Lebens; er beschloß es mit der Aeußerung: „Ich weiß am besten

„wo und wie es mir fehlt. Ich bin in dem „was ich wissen muß, sehr zurück geblieben; „meine Schuld ists wahrhaftig nicht.“ An diese Aeußerung knüpfte er die Bitte, ihm in allem nachzuhelfen; eine Bitte, die ich gern zu erfüllen versprach, mit Dankbarkeit hörte der Jüngling mein Erbieten. Er reichte mir die Hand. Mit Rührung sagte er: „Und nun Freund laß uns alle Etiquette bei „Seite setzen. Das vertrauliche Du mache „uns zu Brüdern, deren Herzen für einander kein Geheimniß haben. Ich habe dich „vom ersten Augenblick an lieb gewonnen; „es war als müßtest du mein Freund seyn!“ — Ich konnte ihn mit Wahrheit versichern, daß dies auch mit mir der Fall gewesen sey. So war der Bund zwischen zwei Freunden geschlossen und bestätigt.

Siebentes Kapitel.

Mein Freund war von seinen Eltern noch nicht erwartet, und wir überraschten im

eigentlichen Sinne. Graf Wallenroth gefiel mir ungemein; in des Mannes Gesicht lagen Güte und Ernst in einem schönen Verhältniß; man war gleichsam gezwungen den Mann zu achten, so wie man sich auf der andern Seite zum Vertrauen hingerissen fühlte. Ungleich weniger gefiel mir die Gräfin; sie wollte sich einen hohen Grad von Würde geben; aber man sah deutlich, daß die stolze Eitelkeit vorherrschte. Franz stellte mich ihr vor — ich wette alles mich nicht geirrt zu haben, wenn ich bei Nennung meines Namens das „Bürgerlich!" aus ihren Mienen las. Fast gereuete es mich, meinem Freunde das Opfer von vier langweiligen Tagen gebracht zu haben — ich schloß von der Mutter auf die Tochter — ich würde heute noch weggeritten seyn, hätte nicht das Zutrauen zu meines Freundes Vater aus meinem Herzen alle die übeln Eindrücke verwischt oder doch wenigstens gemildert, die die schon gemachte Bekanntschaft mit der Gräfin und der Gedanke an die noch zu machende mit der Tochter hervorbrachte.

Die Gräfin erzählte ihrem Sohne die neuesten Hofgeschichten; mit Freude bemerkte ich die Langeweile, die diese Schilderung unbedeutender Kleinigkeiten bei dem jetzt im Soldatenstande an ernstere Auftritte gewöhnten Franz erzeugte. — „Kommen sie hier„her mein junger Freund, ich will ihnen et„was zeigen, das ein Lieutenant, ich glaube „gar von ihrem Regimente, gemacht hat," redete mich der Graf an und führte mich in sein anstoßendes Zimmer.

„Sie werden, wie ich, wohl nicht son„derlich Gefallen an den Geschichten der Hof„feste finden. Meiner Frau Steckenpferd ist „der Hof nun einmal" setzte er hinzu, als wir in seinem Zimmer waren. Hier öffnete er eine Mappe. — „Haben Sie je eine „schönere Arbeit gesehen?" fragte er und zeigte mir die Copie des Schlachtplanes, den ich gezeichnet hatte. Ich wurde verlegen, ob ich mich gleich auf eine angenehme Art überrascht fühlte. — „Woher haben der Herr „Graf diese Zeichnung?" fragte ich. — „Der „Chef Ihres Regiments sandte sie mir zur

„Ansicht. Ich verlor in dieser mörderischen „Schlacht meinen Bruder. — Aber sagen „sie selbst, ist die Arbeit nicht schön — nicht „einzig?" — Was konnte ich, ohne unbescheiden zu seyn, auf diese Frage antworten? — „Sie ist mit vielem Fleiß angefertigt," — sagte ich, meine Verlegenheit so gut als möglich verbergend. — „Setzen „Sie hinzu: und mit ausgezeichneter Geschicklichkeit," — unterbrach mich der Graf. So bescheiden ich sonst auch war, so fühlte ich doch, wie äußerst günstig die Gelegenheit, mir ein Ansehen zu geben, sich mir darbot. Es war leicht möglich, daß sie mir so gut nicht wieder geboten wurde. — „Die Zeichnung hat also Ihren Beifall?" fragte ich. — „Beifall? — Sie entzückt mich." — „Nun „dann habe ich mir doppelt Glück zu wünschen; ich habe die Zeichnung gemacht." — Der Graf sah mich erstaunt an. In seiner Miene drückte sich auf einen Augenblick ein kleiner Verdacht, ein kleiner Unglauben aus. — „Sie haben diese Zeichnung angefertigt? „Wie beneide ich Sie um dies herrliche Ta-

„lent!“ — Mit diesen Worten nahm er mich bei der Hand, um mich in das Zimmer zu führen, in welchem seine Gemahlin und Franz das wichtige Kapitel über die Spitzen am Kleide der Fürstin Esterhazy am Geburtstage der Kayserin abhandelten, als von der andern Seite Thereſe mit dem lauten Freudenruf: „Willkommen, Bruder Franz!“ in meines Freundes Arme stürzte. —

Der Himmel mag wissen, wie es zuging, daß aus dieser Familie Alles — die Gräfin etwa ausgenommen — mein Herz an sich zog. Ich war doch sonst auch in mancher Gesellschaft gewesen, war in manche Verbindung gerathen, hatte manchen trefflichen Menschen kennen gelernt; aber nie mich so zu ihm hingezogen gefühlt, wie früher zu meinem Freunde — dann zu dem Graf Wallenroth und jetzt im noch ausgezeichnetern Maaße zu Thereſen. Das Mädchen war keine hervorstechende Schönheit — aber das seelenvolle Auge, der redliche Blick, das ganze ungezierte Benehmen, das Anständige im Anzuge, die Freude über ihres Bruders An-

kunft und Gott weiß, welche Kleinigkeiten mehr, die mir nie so vorkamen, zogen mich gewaltsam zu dem herzensguten lieben Geschöpfe. Eine dunkle, mir unerklärbare wehmüthige Stimmung preßte mein Herz zusammen; ich wünschte, daß das liebe herrliche Mädchen mit mir erst sprechen und mich erst seiner Aufmerksamkeit werth halten möge, und doch fürchtete ich diesen Augenblick; ich fühlte selbst, wie verlegen ich da stehn würde, und wie wenig ich Theresen antworten werde. Mit einer mir unerklärbaren Sehnsucht blickte ich auf die Holde, die, ohne sich um mich zu bekümmern, im Arme ihres Bruders lag und mit Freudenthränen in den Augen den anblickte, von dem sie so lange getrennt gewesen war. — Ich fühlte, daß ich Theresen heiß und glühend liebte. Daß ich bei dieser aufsteigenden ersten Liebe nicht frei von Aengstlichkeit und Verlegenheit bleiben konnte, darf ich wohl kaum erwähnen. Gedankenvoll stand ich da, die herrliche Gruppe des Wiederfindens zweier sich liebenden Geschwister betrachtend — bei Gott! ich hätte

Tage lang dieses herrliche Gemälde betrachten können — als Franz seine Schwester zu mir führte. — „Sieh Thereſe, dieſer iſt „mein Freund!" — Ganz unbefangen reichte und drückte mir Thereſe die Hand. — „Mein Bruder hat mir geſtern ſchon von „Ihnen geſchrieben, und beinahe habe ich „mir Sie ſo vorgeſtellt, wie ich Sie jetzt finde. „Seyn Sie uns herzlich willkommen!" — Ich war außer mir vor Freuden. Aber wie wurde ſie verbittert, da die Gräfin, Thereſens Mutter, mit einer nie zu beſchreibenden Miene uns näher trat und in einem ganz eigenen Tone ſagte: „Du weißt vielleicht „den Namen dieſes Herrn noch nicht. Er iſt der Lieutenant B..." — Sie betonte dieſen Lieutenant B... ſo ſcharf, daß der Zuſatz: Er iſt alſo blos bürgerlich! gar nicht weiter nöthig war. — „Ich weiß den Na„men unſers willkommnen Freundes ſchon „aus des Bruders Briefe!" fiel Thereſe — immer meine Hand noch haltend ein. Ich bin ſonſt eben keiner von den Leuten, die ſich ſo gleich aus der Faſſung bringen laſſen;

aber das muß ich aufrichtig gestehen, das unglückliche Intermezzo der stolzen Gräfin machte, daß mein Blut feuriger durch meine Adern lief. — „Und was sagt ihr dazu, „lieben Kinder?" fiel der Graf ein und rollte die Zeichnung auseinander — „dies ist un„sers Freundes Arbeit?" — Franz sah mich verwundert an. — „Den Plan hast du ge„zeichnet?" fragte er. Ich bejahete die Frage, ich konnte es um so eher, da ich die etwas zweideutige Miene der Gräfin bemerkte und mir leicht zu deuten wußte. Franz und seine Schwester sahen die Zeichnung mit um so gespannterer Aufmerksamkeit an, je mehr der Vater, der in dieser Art der Kunst mehr als gewöhnliche Einsicht verrieth, das Schöne meiner Arbeit hervorhob. Freilich hörte die Gräfin auch zu; aber es war mir doch als thäte sie dies nicht ganz mit der Achtung, mit der sie vielleicht die Tanztouren zu einem Hofballe besehen und geprüft haben würde. — Vielleicht würde mir selbst als Gast diese anscheinende Kälte gleichgültig gewesen seyn — aber die Gräfin war There-

sens Mutter — und dies liebe herzliche Mädchen wurde mir mit jedem Augenblicke werther — ich entdeckte immer mehr Vollkommenheiten und mit jeder Aeußerung entfaltete sich immer mehr ein Herz der Achtung werth und ein gebildeter Verstand. Thereſe übertraf beſonders in der letzten Hinſicht ihren Bruder weit. — Ich fühlte, daß ich ernſter wurde, als ſonſt meine Gewohnheit war; Träume einer ſchönen Zukunft füllten meine Seele — in dieſen Träumen ſpielte Thereſe die Hauptrolle — ich überließ mich gern dieſen Schöpfungen meiner Phantaſie und fuhr jedesmal zurück, wenn ich auf die großen unüberſteiglichen Hinderniſſe ſtieß, die ſich mir entgegenſtellten. So ſtand ich am Fenſter, mich in dem Anblicke der wunderſchönen Frühlingsgegend verlierend — die Gräfin hatte den Saal verlaſſen — der Graf ſprach mit ſeinem Sohn, als Thereſe zu mir trat. Mit der dem holden Mädchen ſo eigenen Herzensgüte und Offenheit ſagte ſie mir: „Mein Bruder fühlt ſich ſo glücklich „durch Ihre gütige Freundſchaft. Ich danke

„Ihnen aus voller Seele, aber noch eine „Bitte habe ich. Werden Sie diese wohl „erfüllen?“ — Ich versicherte dies und gab dies Versprechen, wie ich vielleicht keins gegeben habe. Therese ergriff meine Hand; in ihren Augen lagen Zutrauen und Freundschaft. — „Sie kennen“ — fing das holde Mädchen an — „meinen Bruder. Von Her„zen und Charakter, wie von strenger Sitt„lichkeit ist er unverbesserlich. Nur in Ei„ner Hinsicht ist er zu bedauern — in Hin„sicht der Kenntnisse, die in seinem Stande „so nothwendig sind.“ — Mehr aus der Absicht, dem lieben Mädchen eine Freude zu machen, als aus wirklicher Ueberzeugung — denn diese sprach ganz dagegen — versicherte ich das Gegentheil und setzte hinzu, daß wir selbst in unserm Reglmente viele Officiere hätten, die sich mit meinem Freunde gar nicht messen dürften. — „Ich fühle den „Werth Ihrer Güte für meinen Bruder. „Sie meinen es herzlich gut und dies ver„dient unsern und besonders meinen Dank,“ unterbrach mich Therese. „Aber lassen Sie

„uns offenherzig sprechen. Der Plan, den „besonders meine Mutter bei der Bildung „meines Bruders hatte, machte die Kennt„nisse, die ihm jetzt nöthig sind, entbehrli„cher — ich kann Ihnen das so nicht sagen, „wie ichs wohl fühle; ich bitte Sie, bleiben „Sie auch darin sein Freund, daß Sie — „wie soll ich mich gleich ausdrücken? — ihm „in dem aushelfen, worin es ihm fehlt. Ich „bitte Sie darum.“ —

Ich mögte wohl den Jüngling sehen, den das Zutrauen eines solchen Engels nicht verlegen, nicht froh verlegen gemacht haben würde; den Jüngling, der auf Aeußerungen dieser Art noch hätte viel antworten können. In Theresens Augen glänzten Thränen; — sie waren mir heilig — mit wenigen Worten dankte ich für das Vertrauen, das mich so grenzenlos glücklich machte; ich versprach Theresen alles zu thun, um ihr Zutrauen zu mir nicht zu täuschen.

Achtes Kapitel.

Thereſe war ſchon von mir weggegangen, und ich hatte es nicht bemerkt in den ſchönen Träumen, in die die holden Worte mich gewiegt hatten. Franz kam zu mir — „Warum ſo in Gedanken?" fragte er. „Gereuet dich die Reiſe?" — Ich glaube, daß ich roth geworden bin — da Franz mir das ſagte. Mit Ungeſtüm umarmte ich ihn; ich verſicherte ihn, daß nie eine Reiſe mir ſo viel Freude — ſo viel Hoffnungen für mein Herz gemacht habe. Mogte Franz gleich in dem zurück ſeyn, was man Kenntniſſe und Wiſſenſchaften nennt; in der Menſchenkenntniß war er es nicht. Er bemerkte, was in meinem Herzen vorging; er ſah dieſe glühende Liebe zu Thereſen keimen — er hätte mich gern glücklich geſehen — aber der Schwierigkeiten, die er ſah, waren gewiß zu viele, als daß er ruhig hätte ſeyn können — er war zu redlich, als daß er den Freund mit leeren Hoffnungen hätte beſchwichtigen, für den Augenblick beruhigen ſollen, um ihn

nachher desto tiefer zu kränken. Er wurde ernster — er fing ein anderes wissenschaftliches Gespräch an und ich merkte bald, daß er dies mehr that, um mich aus meinen Träumen zurückzurufen, als mich zu unterhalten. Sein Vater gesellte sich zu uns — wirklich würde ich mit ungetheilter Seele Theil an der Unterredung genommen haben, hätte nicht Theresens öfteres Gehen durch den Saal mich daran gehindert. — Einer der Jäger des Grafen ritt vom Hofe, der Graf fragte ihn, wohin er wolle? — Der Jäger nannte eine benachbarte gräfliche Familie, die er auf Morgen einladen solle. — Franz wurde bei dieser Nachricht verlegen und verdrüßlich; selbst dem Grafen schien dieser Besuch der angenehmste nicht zu seyn. Warum es mir so zuwider war, hier Fremde zu sehen, weiß ich selbst nicht bestimmt; ich fürchtete — und wußte nicht, was ich eigentlich fürchtete. — Das Einzige, was meine Furcht um ein großes minderte, war, daß Therese den ganzen Tag so herzlich, so zutraulich und so freundschaftlich blieb, wie sie

es gewesen war; sie unterhielt sich fast immer mit mir und ihrem Bruder — und wenn auch die Gräfin nicht ganz damit zufrieden war, so untersagte ihr doch die Sitte, sich dies im mindesten merken zu lassen. Es wurden große Anstalten auf den folgenden Tag gemacht; ich bin überzeugt, daß alle die Veranlassung dazu wußten — und dennoch erklärte Theresens Mutter bei dem Abendessen, daß morgen mehrere der hohen und vornehmen Familien aus der Nachbarschaft eingeladen wären. Sie wurde etwas empfindlich, da Niemand nach den Namen der Geladenen fragte und sah sich gezwungen, alle diese unaufgefodert herzunennen. Graf Wallenroth blieb ziemlich gleichgültig bei diesen Namen; aus seiner Miene las man deutlich, daß die Geladenen seine Leute eben nicht waren. Franz schien auch keinen sonderlichen Werth in sie zu legen, und auf Theresens Gesicht glaubte ich sogar einige Empfindlichkeit, einigen Unwillen zu lesen. — In einer Stimmung, wie die meinige war, sieht man alles von der schwarzen melancholischen Seite;

die Einbildung ist nie kräftiger, als wenn sie Schreckbilder schafft. Ich glaubte in der Gräfin Benehmen einen tiefen angelegten Plan zu sehen; sie hatte nach meiner Ansicht meine Liebe zu Theresen bemerkt, sie wollte ihr vorbeugen; sie konnte das am besten, wenn sie eine Gesellschaft Vornehmerer bat, in deren glänzenden Schimmer der bürgerliche Unterlieutenant B.. sich verlor; vielleicht war unter diesen gar schon der, dem Therese bestimmt war — einer der Reichen, der Mächtigen, die bald mein Bild aus ihrem Herzen verdrängen mußte. So schuf ich mir diesen Abend die unruhigsten, qualvollsten Stunden und — der Anblick Aller war eben nicht dazu geeignet sie zu erheitern. — Meines Freundes Unzufriedenheit schien mir Besorglichkeit wegen meiner Thorheit zu seyn; Theresens Ernst schien mir eben dahin zu deuten. — Ich hatte eine unangenehme Nacht. — Erst mit Anbruch des Morgens schlief ich ein. —

„Ich bin etwas verstimmt" — sagte Franz am folgenden Morgen zu mir. „Wir

„hätten den Tag heute so schön genießen „können! Und meine Mutter muß auf den „unseeligen Einfall kommen, gerade die „Gäste zu bitten, die für uns am wenigsten „gemacht sind. Du wirst es meinem Vater „und Theresen auch wohl angesehen haben, „wie unzufrieden sie sind.“ — „Aber Wal„lenroth, so laß doch das seyn, wie es ist, „wir können uns ja unter einander unter„halten, wenn die Gäste uns nicht entspre„chen.“ — „Meinst du? — Wenn wir „nur zu Worte kommen könnten! Unseren „Ohren sey Gott gnädig!“ — „Je nun — „dann schweigt man und setzt solchen Plän„keleien Contenance entgegen.“ — „Wirst „mit diesem Manövre nicht durchkommen. „Du mußt antworten — es mag nun ge„hauen oder gestochen seyn, was du ant„worteſt, oder nicht, darauf kommts nicht „an.“ — „Wird doch immer auf mich an„kommen, ob ich antworten will!“ sagte ich verdrüßlich. — „Kommst damit nicht durch! — „Die verstehens!“ — „Und wer sind denn „die Furchtbaren?“ Franz nannte mir zwei

der reichern gräflichen Häuser meines Vaterlandes; ich hörte die Namen so gleichgültig an, als nannte mir die Schildwache einen einpassirenden Handwerksburschen. —

Einige Stunden vergingen. Das Anschlagen der Jagdhunde und das Rollen mehrerer Wagen auf der Bohlenbrücke verriethen die Ankunft der Gäste. Es waren ohngefähr zwölf Personen. Sie blieben, während wir beide unsere Toilette machten, auf dem anstoßenden prächtigen Saale. Aber — Gott im Himmel, welches Schnattern! Welches Getöse! Welche Menge von Wörtern und Redensarten! Die Gräfin, Franzens Mutter, schien ganz an ihrem Orte zu seyn; wir hörten sie über alle, obgleich viele unter diesen waren, die ihr den Triumph schwer genug machten. Nur selten hörte ich den Graf, Franzens Vater — er sprach wenig und kurz; noch ungleich weniger hörten wir Theresen. —

Ich würde mir selbst unrecht thun, wollte ich sagen, daß ich nur die geringste Verlegenheit bei dem Eintritte in diesen Schwarm gefühlt hätte. Mein erster Blick fiel auf

Thereſens; während die Gräfin den Unterlieutenant B... der Geſellſchaft bekannt machte. Ich hatte ſogar die kleine Bosheit, den ſo ſcharf betonten „Unterlieutenant B..." noch einmal zu wiederholen und hinzuzuſetzen, daß blos überwiegende Liebe zum Vaterlande aus dem Juriſten einen Soldaten gemacht hätte. — „Aber ſie lieber B... „ſind doch der beſte Freund meines Bruders!" ſagte Thereſe erröthend und nahm meine Hand. — „Ja gewiß! und Franz kann ſich „Glück wünſchen zu ſolchem Freunde!" fiel der Graf ein. — „Ich muß Ihnen eine Ar„beit von unſerm B... zeigen, die ihres „gleichen ſucht!" Er holte jene Zeichnung, — die er mit Thereſens Hülfe entfaltete und den Gäſten, unter denen einige Herren waren, erklärte. Aber — hätte man mir das chineſiſche Alphabet vorgelegt, ich hätte nicht mehr Langeweile zeigen können, obgleich Thereſe ſelbſt in dem, was ſie geſtern von dieſer Zeichnung eingeſehen hatte, zuweilen die erklärende Rednerin machte. — Der Vorzug, den mir Thereſe gab; ſelbſt da gab, als ei-

ner der Herren, ein fader und gehaltloser Mensch, ihr alle Aufmerksamkeit bewies — söhnte mich mit meinem Geschick aus; es lehrte mich hoffen und machte mich mit jedem Augenblick muthiger. Eine etwas beleidigende Aeußerung, die einer der Herren französisch seinem Nachbar sagte, beantwortete ich in eben dieser Sprache sehr ernst; und dies schien allen einen gewissen Respect einzuflößen — eine Erscheinung, die Franz und ich nicht ganz unbenutzt ließen.

Es würde Zeitverderben seyn, wenn ich die Gespräche über Tische wiederholen wollte. Alle bezogen sich auf Hoffeste, auf Bälle, auf Anzüge der Damen und Herrn — alle drehten sich um die Achse des Hofes, und Kleinigkeiten, die im eigentlichen Verstande der Rede nicht werth waren, wurden mit einer Wichtigkeit abgehandelt, als hänge die Entscheidung des Krieges davon ab. Zum Glück für mich hatte der Graf Wallenroth sich mit uns beiden, mit Franz und mir an das Ende der Tafel gesetzt; natürlich daß wir uns genug waren; natürlich, daß ich Ersatz genug

dafür fand, daß der Rang den „Unterlieu-
„tenant B...“ keinen Platz unter den Grä-
finnen anweisen konnte. Thereſe ſaß am an-
dern Ende der Tafel. Ihre beiden Nach-
barn ſchienen es mit der Unterhaltung ernſt-
lich zu meinen, und doch dünkten mich The-
reſens Blicke zu ſagen, daß ſie weit lieber
unſere Nachbarin ſey. — Ich hatte nach
Tiſche gewiſſermaaßen die Genugthuung, daß
man ſich mir um ein Großes näherte, daß
dies beſonders einige der Herren thaten. Ob
dies gerade darin ſeinen Grund hatte, daß
ich ſo auftrat, wie ich auftreten mußte —
oder deshalb, weil ich ſchon über Tafel einige
ſcharftreffende Antworten gegeben hatte; oder
ob man in mir Franzens Freund ſah, der
den Bruder eines ſo ſchönen reichen Mäd-
chens in ſeiner Hand hatte und dadurch auf
Thereſen ſelbſt wirken konnte, will ich hier
nicht entſcheiden. Genug, die Sache war
da; man zog mich in die Unterhaltung und
that mir ſogar die Ehre an, mich über man-
ches zu fragen. Daß mich dies um keinen
Grad demüthigen oder gar kriechend gemacht

haben konnte, darf ich nicht erst versichern.

Gegen Abend verließ uns der Schwarm. Ich stand nach der Trennung mit Thereſen und Franz am Fenſter. — „Gottlob!" ſagte Thereſe, „daß ſie fort ſind. Es iſt „doch ein eigentlich verlorner Tag!" — „Und um ſo mehr iſt ers," unterbrach ich ſie, — „da Ihr Bruder und ich übermor„gen wieder zum Regiment müſſen." — „Uebermorgen" ſagte Thereſe, und ihre Augen glänzten. — „Uebermorgen? — dann „hätte die Mutter uns nicht um den Tag „bringen ſollen! — doch wir haben ja mor„gen noch!" — „Rechne nicht ſo ſehr „darauf," ſagte Franz, „ich müßte ſehr ir„ren, wenn wir nicht alle ſammt und ſon„ders bei einem unſerer Nachbarn gebeten „werden. Ich habe ſo etwas gehört." — „Nein! Franz — ich reiſe nicht mit. Wir „drei bleiben zu Hauſe. Du haſt Entſchul„digung — mußt übermorgen zum Regi„ment! Nicht wahr, lieber B..., die Ent„ſchuldigung geht?" — „So ganz wohl

„nicht. Die Herrschaften werden doch wissen,
„daß der Soldat immer marschfertig seyn
„muß!" — „Die? — Was mögen doch
„die außer einer Tanz- oder Spielparthie
„wohl wissen!" Die trotzige Miene, mit der
das achtzehnjährige Mädchen diese Worte
sagte, bewies deutlich, wie ernstlich sie ge-
meint waren. Ihr Vater trat in diesem
Augenblick zu uns; Thereſe äußerte was sie
fürchte; ich verstand den etwas unschlüssigen
Blick des Grafen. — „Aber meine gnädige
„Gräfin!" sagte ich — „wenn Ihre Frau
„Mutter es nun wünschen sollte — dann
„dächt' ich doch, daß ein Tag, und wenn er
„auch wirklich unter die Aufgeopferten gehör-
„te, so sehr nicht in Anschlag gebracht wer-
„den dürfe!" — Thereſe sah mich an; ich
wiederholte meine Aeußerung. „Es ist" —
setzte ich hinzu: „noch gar nicht unterschrie-
„ben, ob Ihre Frau Mutter dies Opfer von
„uns verlangen wird, — und gesetzt auch,
„sie fordert es" — „dann, meinen Sie lie-
„ber B..., müßte man gehorchen?" —
„Nach meiner Ansicht — ja." — „Dann

„warten wir es ab.“ — Der Graf, der wirklich von der Besuchsreise auf morgen schon gehört hatte, war zufrieden, daß Thereſe von ihrem kleinen Trotzkopfe zurückgekommen war — als in dem Augenblicke die Gräfin kam und wirklich die Reise auf morgen ankündigte; ſie ſchien auf Widerſpruch gefaßt zu ſeyn — um deſto mehr fiel ihr auf, daß Niemand widerſprach, daß jeder mit einer gewiſſen Seelenruhe den Befehl anhörte; ein Umſtand, der auf die heitere Laune der Gräfin ſo auffallenden Einfluß hatte, daß ſie ganz heiter wurde. Sie hatte die Aufmerkſamkeit für mich, mich mit den Namen und den Reichthümern der Häuſer bekannt zu machen, deren Gaſt ich heute ſeyn ſollte. — „Wir ſitzen wieder zuſammen,“ — ſagte der Graf Wallenroth. „Wir können „uns am beſten unterhalten.“ — „Und „wie gerne wäre ich von der Parthie!“ — meinte Thereſe; eine Aeußerung, die auf der Mutter Geſicht eine Miene hervorbrachte, die ſich nicht beſchreiben läßt, die aber jeder in ſeinem Leben gewiß ſchon geſehen hat. Dieſe

Miene war das Vorspiel eines bittern Tadels, der mit der Frage anfing: „Bittet „uns denn der Herr Graf blos um unserer „Unterhaltung willen? Und müssen wir „nicht zu der allgemeinen Conversation das „Unsrige beitragen?" Eine Frage, die jeder mit Stillschweigen beantwortete. — „Es „wird bei dem Herrn Graf stark gespielt," fuhr die Gräfin fort. „Sie als Soldat sind „doch gewiß ein Freund jedes Spieles?" fragte sie mich. Ich gestand, daß ich gerne spiele. — Der Gräfin fiel dies auf. Eine Zurechtweisung war unterweges, als Franz anfing: „auch ich, liebe gnädige Mutter, „habe jedes Spiel verschworen. Die Folgen „sind doch zu traurig." — Nicht ohne Unwillen wandte sich die Gräfin von uns ab. — „Das ist gewiß Ihr Werk, lieber B..." sagte Therese. „Ich danke Ihnen herzlich, „denn dies war gerade eine der schwachen „Seiten meines Bruders. Also Franz — „du spielst nicht mehr?" — „Wozu die Ver„sicherung, Therese? Meine Zeit ist mir zu „werth und die Beispiele, wie weit diese

„Spielsucht gedeihen kann, sind zu beleh-
„rend. Je weniger man von einer Leiden-
„schaft abhängt, um desto freier und unab-
„hängiger ist man ja.“ —

In einer Stunde fuhren wir ab. Auf unsere sorgfältig gemachte Toilette sah die Gräfin mit unverkennbarem Wohlgefallen; sie schien den Eindruck zu berechnen, den wir in der Gesellschaft machen würden, und unserer Eitelkeit kann man es zutrauen, daß wir das unsrige redlich gethan hatten, den Wünschen der Gräfin zu entsprechen. Eine zahlreiche Gesellschaft empfing uns; ich war der einzige Bürgerliche — aber um desto entschlossener trat ich auf und Theresens Beifall diente mir zur Ermunterung. Ich war schon seit gestern einem großen Theile der Fremden bekannt; ich würde diesen unrecht thun, wenn ich ihnen übertriebenen Stolz zur Last legen wollte; alle behandelten mich mit einer gewissen feinen Sitte. Ich übergehe die Gasterei selbst, die fürstlich war; selbst davon will ich nichts erwähnen, daß gleich nach Tische die Spieltische eingerichtet

wurden, an denen der Graf Wallenroth, Franz, Thereſe und ich keinen Antheil nahmen, ſo ſehr man uns auch zu bereden ſuchte. Mehrere der Herren ſchloſſen ſich uns an — ich fand eine gewiſſe Ehre darin, und bedachte nicht, daß ſie es um Thereſens willen thaten. Einer beſonders — der eine Sohn des Hauſes, ein fader Menſch, ſuchte allen den Rang abzugewinnen; Thereſens Benehmen verrieth eine gewiſſe Aengſtlichkeit; ſie blickte öfters nach mir und erröthete, wenn mein Blick dem ihrigen begegnete. Ich wurde unruhig. Mein Verſtand machte mir Vorwürfe darüber — denn was hatte ich in meinem Verhältniß für ein Recht auf Thereſens ausgezeichnete Aufmerkſamkeit? — aber das Herz bekämpfte nur zu bald den beſonnenern Rath des Verſtandes. Ich fühlte mich unglücklich, wenn Thereſe mit einem der Herren nur einigermaßen freundlich ſprach und nahm nicht Rückſicht auf das Verhältniß, in welchem ſie hier ſtand. Erſt ſpät fuhren wir zu Hauſe; die Gräfin war unzufrieden, daß Thereſe nur ein halbes Stünd-

chen am Spieltische zugebracht hatte. Noch mitten in der Nacht bei dem Thee sprach sie darüber; nach ihrer Ansicht war für eine Dame, besonders wenn sie einst am Hofe glänzen wolle, nichts so unentbehrlich, als Spiel. Die Aeußerung Theresens, daß es ja mit ihrem Hofleben so ausgemacht noch nicht sey; eine Aeußerung, die der Graf sehr billigte, wurde von der Gräfin sehr empfindlich beantwortet. — Mich dauerte Therese; ich las aus ihren Mienen, wie tief ihr Herz getroffen war. —

Finde man dies ja für ein gräfliches Haus nicht zu klein! ich fand es anfangs selbst so — ich habe in der Folge, da ich in mehreren größern Häusern vertrauter wurde, Auftritte gesehen, die wirklich keine Ergüsse einer verfeinerten Bildung waren und die es deutlich bewiesen, daß feine Begegnung nicht immer an so genannte höhere Stände gebunden sind. —

Der folgende Morgen war zu unserer Abreise bestimmt; ich sah dem Augenblicke der Trennung mit banger Furcht entgegen.

Ich fühlte, daß ich Thereſen liebe — und was hofft der Liebende nicht! Ich entwarf den Plan zu dem Gebäude meines Glückes — Thereſe! in dieſem Worte, in dieſem Namen war mein ganzes Glück enthalten. Die Stunde der Trennung ſchlug — ceremoniell war der Abſchied von der Gräfin — herzlich war er von dem Vater; von Thereſen, — wie könnte ich das Gefühl nennen, das mich ergriff, da Thereſe mir die Hand reichte; da ſie an den Dank für die ihrem Bruder von mir erwieſene Freundſchaft, die herzliche Bitte um Fortdauer derſelben knüpfte — da eine Thräne in des lieben Mädchens Augen glänzte — und ich ſelbſt empfand, wie bewegt ich war. Wir trennten uns — ich mußte mich zuſammen nehmen, um mich nicht gegen die Gräfin zu verrathen. Thereſe ſelbſt ſchien mit erzwungener Unbefangenheit, durch die aber doch eine gewiſſe Aengſtlichkeit ſchimmerte — auf ihrer Mutter Mienen zu achten. —

Neuntes Kapitel.

Es war ein herrlicher Frühlingstag — freilich genoß Wallenroth mehr davon, als ich. Meinetwegen hätten Gewitter und Schneegestöber uns überfallen können — ich hätte über Thereſen alles vergeſſen. Mein Freund war anfänglich ſelbſt in der wehmüthigen Stimmung, in die der Abſchied gewöhnlich verſetzt; allein wir hatten den erſten Meilenſtein noch nicht hinter uns, als er beredt wurde und ſich wunderte, daß ich von zehn ſeiner Fragen kaum Eine, und dieſe noch dazu ganz unrecht beantwortete. — Ich dachte an nichts, als an Thereſen, und brachte natürlich das Geſpräch auf ſie. — — „Haſt du wohl den Graf Caſimir bemerkt?" fragte mich mein Freund. Ich verſicherte etwas verdrüßlich, daß ich den Ehrenmann nicht kenne. — „Nun der fade ſüßliche „Menſch, der ſo äußerſt geputzt war — der „die koſtbaren Ringe an den Fingern trug." „Es kann ſeyn; aber warum ſollte ich den

„gerade bemerkt haben?" — „Vielleicht „ist er Ursache zu einem großen herrlichen „Familienfeste. Er will meine Schwester „heirathen. Meine Mutter — " — dies letztere hörte ich nicht; ich hatte an dem Ersten genug; es spannte meine Aufmerksamkeit aufs höchste. — „Der Narr — deine Schwester?" — „Du sprichst ja, als souflire dir „Therese. Sie will ihn durchaus nicht. — „Meine Mutter wünscht die Verbindung, „weil der Graf Casimir am Hofe ist, und „meine Schwester denn auch dahin käme." — „Aber deine Schwester? — Will denn die „an den Hof?" — „Gerade das Gegen„theil. Sie will auf dem Lande wohnen." — „Und dein Vater?" — „Wie der über das „Hofleben urtheilt, kannst du ja schon aus „meiner Geschichte errathen." — „Und du „wirst doch Theresen auch wohl nicht an den „Hofe sehen wollen?" — „Gewiß nicht. „Ich darf es mir kaum denken, wie das gute „natürliche Mädchen sich am Hofe nehmen „würde!" — „Gottlob! so könnte mein in„nigster Wunsch erfüllt werden!" rief ich,

mich ganz vergessend, aus, und besann mich erst da, als Wallenroth sein Pferd anhielt und mit scharfem Blick fragte: „dein innig„ster Wunsch?" — Ich war verlegen; mit einer gewissen Scheu brachte ich die Entschuldigung hervor: „deine Schwester glücklich zu „sehen! Wie würde ichs bedauern, wenn sie „es nicht würde!" — „Sie verdient es „auch ganz zu seyn." — Und nun hielt Wallenroth seiner Schwester eine ganz überflüssige Lobrede. Was er zu Theresens Lobe sagte — wer konnte das besser fühlen — besser im voraus wissen, als ich? — Mir schwebte das Geständniß auf der Zunge — ich weiß selbst nicht, wie ich es bei dem Ansehen, in welchem ich bei meinem Freunde stand, noch zurückhalten konnte? War ich doch überzeugt, daß ich es mit einem redlichen Freunde zu thun hatte. —

Da stießen wir ganz unerwartet auf ein Commando Soldaten, und fanden bei näherer Ansicht, daß sie von unserm Regimente waren. Ein Officier führte sie; wir erfuhren auf unsere Frage, daß die Marschordre

abgeändert sey, daß wir um zwei Tage früher in Prag seyn müßten — und daß das Regiment morgen schon marschire. Dies Commando war wegen der Quartiereinrichtung voran gegangen. Dieser kleine Umstand, der mir, als Soldat, nicht unerwartet kommen konnte, zerstörte den Plan, den ich während der Lobrede Franzens entworfen hatte. Ich wollte die wenigen Tage in unserm Standquartier eine günstige Gelegenheit suchen, meinen Freund mit meiner immer glühender werdenden Liebe zu Theresen bekannt machen — er sollte mein Vertrauter werden. — Sitte und Dankbarkeit forderten, daß ich schreiben, daß ich jedem Einzelnen des Wallenrothschen Hauses schreiben mußte. — Den Brief an Theresen sollte mein Freund als Einlage seines Schreibens besorgen — und nun zerstörten das Gewirre und Getümmel des letzten Tages im Quartiere — die Unruhe des Marsches selbst — die mit jeder Stunde wachsende Entfernung, diesen schönen Plan. Aeußerst unmuthig sprengte ich nun nach Leutomischel.

Mein Oheim machte uns sogleich mit einer Nachricht bekannt, die wir schon wußten, mit der des früher angeordneten Marsches. Unsere kleinen Feldbedürfnisse waren bald eingerichtet — sie zerstreuten mich für den Augenblick, um mich nachher meinen Schmerz desto tiefer fühlen zu lassen. Ich wurde ernster, stiller, nachdenkender. Meinen Oheim entging es nicht, wie ich mich geändert hatte. Früher konnte ich die Zeit kaum erwarten, in der wir die Thore unsers Quartiers auf dem Rücken hatten; jetzt sprach ich gar nicht davon.

„Dich brennt doch wohl der Degen nicht „an der Seite?" fragte mein Oheim, und sah mich forschend an. „Ists Kanonenfieber „im Anzuge, dann hättest du lieber hinter „der Feder bleiben sollen." — Ich fühlte, wie ich bei diesen Worten glühete; ich wurde wirklich verlegen und konnte kaum die Antwort vorbringen, daß sich gewiß keiner so auf den Feldzug freue, als ich. — „Das „ist nun auch wieder zu weit gegangen, wie„wohl ich es dir zutraue. Der Himmel

„hängt nicht voll Geigen, wie Ihr jungen „Officiere Euch einbildet. Witterung, sauere „Märsche, Mangel, Verwundungen und der„gleichen mehr, werden sich mit Euch auch „bekannt machen. Aber man setzt allem die„sen Muth entgegen, und so werden sie „leicht zu ertragen.“ — — „An Muth „fehlt es mir gewiß nicht. Ich gehe gern „ins Feld!“ — „Hm — und standest da, „als wolltest du die Capitulationsbedingun„gen unterschreiben lassen?“ —

In diesem Augenblicke trat Wallenroth ein. — „Sagen Sie mir, was ist mit mei„nem Neveu vorgegangen? Er ist seit der „Besuchsreise gar der Mann nicht mehr.“ — Ich fühlte, wie meine Verlegenheit stieg. — „Ich wüßte doch nichts, Herr Oberst. Mein „Freund war ja doch bei meinen Eltern ver„gnügt. — Nicht wahr, lieber B..., die „Reise bereuest du doch nicht?“ — „Welche „Frage, lieber Wallenroth! Wie könnte ich „das je!“ fuhr ich etwas unwillig auf. — „Nun — dann hat das Ding einen andern „Haaken!“ fiel mein Oheim, mich scharf an-

blickend, ein. „Es wird sich wohl geben. — „Und jetzt auf etwas anders zu kommen.“ — Mein Oheim fing nun mit dem eben eintretenden Adjutanten das Gespräch über die weitern Anordnungen des Marsches an; Wallenroth und ich verließen den Oberst, um noch einige Kleinigkeiten auf unsere Abreise zu besorgen. — „Sage mir doch, lieber „B..., was dir ist?“ fragte Wallenroth mit seiner gewöhnlichen einnehmenden Art. — „Bist du in irgend einer Verlegenheit, die „ich heben kann, so rechne auf deinen Freund. „Ich bitte dich, habe kein Geheimniß für „mich.“ — „Laß mich jetzt,“ unterbrach ich ihn mit der freundlichsten Miene, die mir nur möglich war. „Du erfährst Alles — Al„les — nur jetzt, nur heute nicht. Du bist „der Erste — bist vielleicht der Einzige, der „dies Herz durchschauen wird.“ — Wallenroth drang nicht weiter in mich. Vielleicht hätte ich ihm, wenn er länger bat, nicht länger widerstehen können; so aber war er zu schonend, zu rücksichtsvoll, und mir benahm er dadurch die Gelegenheit, ihm zu

entdecken, was ich ihm so gern entdeckt — worin ich ihn so gerne zu meinem Vertrauten gehabt hätte. — —

Am folgenden Morgen verließen wir unsere Cantonirung, um über Kollin, Prag und Leutmeritz nach Sachsen zu gehen, in eine Provinz, auf deren Erhaltung für unser Heer jetzt um so mehr alles ankam, da die Angelegenheiten der Kaiserin in Schlesien nicht den besten Ausgang genommen hatten. Bei aller der Uebermacht, die unser Heer durch die Vereinigung mit der Reichsarmee und durch den Besitz der Hauptstadt Dresden hatte, war doch der hier commandirende General Sarbellino durch den Prinzen Heinrich von Preußen, und besonders durch dessen beide ausgezeichnet kühne Generale Seydlitz und Kleist, bald um alle seine Vortheile gebracht. Fast ungehindert streiften die leichten Truppen der Preußen bis tief in Böhmen hinein und verwüsteten mit einer, in der Geschichte dieses sonst so edeln Volkes, ganz unerhörten Grausamkeit alles, wohin sie kamen. Mir, als einem Officier

niederer Klasse, kommt es nicht zu, darüber urtheilen zu wollen, welche Fehler unserer Generale Anlaß dazu gaben. Mein Oheim belehrte mich über manches unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. —

Ich war den ganzen Marsch hindurch und selbst während des Feldzuges äußerst thätig; mein Beruf war mir eine Freude — ich scheuete keine Mühseligkeiten, keine Gefahren; ich suchte sie auf — ich wußte, welche Freude ich meinem Oheim dadurch machte, und wie viel ruhiger ich selbst war, wenn diese Gefahren, diese Mühseligkeiten mich meine Träume, in Hinsicht Theresens, vergessen ließen. Freilich überfielen mich diese desto mehr, wenn ich in der stillen Nacht in meinem Wachtzelte saß; oder bei einem Nachtmarsche durch nichts zerstreuet, mir Theresens holdes Bild um so lebhafter denken konnte. Hatte ich gar etwa die Ronde und riefen mir dann die Posten das Feldgeschrei „Maria Theresia" entgegen, dann hatte ich wirklich Mühe, mich zu erinnern, daß ich im Felde unter Gottes freien Himmel, und nicht

auf dem Gute meines Freundes war. Wallenroth, der herzlich Antheil an Allem nahm, was mich anging, bemerkte meinen stillen Kummer, bemerkte meine Zerstreuung — schonende Freundschaft hielt ihn ab, tiefer in mich zu dringen; ich wünschte oft selbst, daß ers thun mögte, mein Geheimniß, das ich Niemanden entdecken durfte, war meinem Herzen drückend. — Gern hätte ich ihm meine Liebe zu Theresen enthüllt; Ungewißheit war mir im Grunde drückender, und das ewige Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht mußte den wenigen Frieden ganz aus meiner Seele scheuchen. —

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Gelegenheit Veranlassung gab, daß alle unsere Posten verdoppelt werden mußten, und daß die Feldwache, die sonst nur mit einem Lieutenant besetzt war, diesen Abend von zweien bezogen werden mußte. Wallenroth und ich saßen im Wachtzelte, in dessen anderen Abtheilung die vierzig Mann, die nicht gerade auf Posten standen, sich die Zeit durch Erzählungen verkürzten. Es war eine schöne

Sommernacht. Mir war es zu enge im Zelte — ich that meinem Freunde den Vorschlag im Freien zwischen der Kette der Posten auf und nieder zu gehen. Wallenroth nahm dies um so lieber an, da es nicht im mindesten gegen den Dienst stritt, da wir im Gegentheil um so besser die einzelnen Posten beobachten konnten. Eine solche Nacht hat für jeden etwas feierlich-schauderndes; Tausende, für deren Wohl, Leben und Sicherheit man wachen muß, liegen unbesorgt in ihren leichten Zelten; das Getümmel des Tages ist verflogen — man hört kein Geräusch der Waffen; alles schlummert und sammelt im wohlthuenden Schlafe Kräfte zur morgenden Anstrengung; nur selten hört man das Anrufen der Posten — den Hufschlag eines Pferdes — Grabesstille breitet sich über eine Gegend aus, die der erste Sonnenstrahl zu einem Schauplatze der größesten Thätigkeit macht. Im Glanze des Vollmondes gingen wir beiden auf und nieder vor dem Zelte; Wallenroth war redselig; ich war nichts weniger — ich war still — ich war

ernst; meine Gedanken, wie mein Herz, waren bei Theresen. — Wallenroth, dessen Herz einige Anlage zur Schwärmerei hatte, ohne aber diese auf Unkosten des kalten ruhigen Ueberlegens zu haben, drückte mir die Hand. Mit sanfter Stimme, die in der Unterhaltung mit seinen Freunden ihm so eigen war, sagte er: „Wenn wir hier nun ange„griffen würden und Einer von uns beiden „bliebe; wir könnten uns doch ohne Vor„würfe trennen!" — „Gewiß, lieber Wal„lenroth — und ich wollte, ich wäre der Ge„bliebene!" — „Du? Weshalb!" — Ich „bin mit mit meinem ganzen Glück zerfal„len. Zuweilen macht mir das Schicksal „eine schöne Hoffnung und zeigt mir ein „Glück um — mich zu täuschen." — „Das „ich doch nicht wüßte. Worin zeigte denn „das Schicksal dir so ausgezeichnete Launen?" „— Erspare mir das Geständniß, lieber Wal„lenroth; ich fürchte, meine Offenherzigkeit „macht dich unruhig." — „Du hast vor„hin gesagt, daß wir uns ohne den minde„sten Vorwurf trennen könnten; jetzt — es

„mag nun so viel oder so wenig seyn, als „es will — jetzt schleicht, wo nicht Miß„trauen, doch Mangel am Vertrauen, zwi„schen unsere Freundschaft, und das muß, „das kann zwischen uns beiden nicht seyn. „Du hast ein Geheimniß auf deinem Her„zen; ich bitte dich, entdecke es mir — oder „willst du haben, daß dein Freund ein Ver„brechen dir zutrauen soll, daß selbst der „Freund auf Leben und Tod nicht wissen „darf?" — Er schwieg — er sah mich schärfer an. Die Vorstellung, mein Freund trauet mir ein Verbrechen zu, mußte bei meinem Ehrgefühl viel wirken. Ich schloß den Freund in meine Arme. — „Kein Verbre„chen liegt auf meiner Seele!" sagte ich, „darf ich es dir entdecken, was mich beun„ruhigt?" — „Der Freund fordert es von „dem Freunde!" — — „Gut — Wallen„roth — ich liebe deine Schwester Therese." — Wallenroth wurde ernst, wurde nachdenkend. — „Ich habe dies gefürchtet!" sagte er endlich. — „Gefürchtet?" fragte ich erschrocken. — „Also — bin ich hoffnungslos

„unglücklich?" — Mein Freund ergriff mit Wärme meine Hand. „Sollte ich dir „mit Hoffnungen schmeicheln, deren Er„füllung ich bezweifle muß? Würde ich „dein Freund seyn, wenn ich dich so täusch„te? — Ich habe deine Liebe gefürchtet, „und mache mir jetzt die größesten Vorwürfe, „daß ich dich zu jener Reise beredete, die „über Theresen so viel Unglück bringt." — „Ueber Theresen? Sagst du nicht so?" — „Aus ihren Briefen lese ich das Geständniß, „daß du ihrem Herzen Alles bist — die Arme „ist unglücklich; sie wird das Opfer der Con„venienz, des Standes." — „Und du hast „mir nie ein Wort von diesen Briefen The„resens gesagt?" — „Nein! Ich hatte „Theresen heilig versprechen müssen, dir nie „ein Wort von dem Inhalte ihrer Briefe „zu entdecken. Ich habe um so mehr Wort „gehalten, da Entdeckung nur deine Unruhe „vermehrt haben würde." —

Das Anrufen der Wache verkündigte das Annähern der Ronde; wir beiden traten vor die Reihen der Wache — Wallenroth,

als ältester Lieutenant, fertigte die Ronde ab, und nun gingen wir beide bis zum Anbruch des Morgens, in unsern Gesprächen vertieft, auf und nieder. Wallenroth war aufrichtig genug, mir die nahe an völlige Unmöglichkeit grenzende Unwahrscheinlichkeit, Theresen zu besitzen, zu schildern. Ich war überzeugt, daß er mich gern als seinen Schwager umarmt haben würde; selbst davon überzeugt, daß sein Vater endlich zugegeben hätte, was ich wünsche; nur seine Mutter — und der Umstand, daß diese Theresen schon jenem faden gehaltlosen Graf zugesagt habe, dessen Eltern wir besuchten — verwischte alle meine Hoffnungen, und schrecklich war ich aus dem schönen Traume geweckt. — Vergebens bat ich meinen Freund mir Theresens Briefe nur einmal sehen zu lassen; er blieb unerbittlich. — „Ich gab meiner unglücklichen Schwester „mein Wort; ich halte es. Wozu willst du „deine Unruhe vermehren?" —

Zehntes Kapitel.

So war mir also Gewißheit — entscheidende Gewißheit und Ueberzeugung geworden. Aber — wie furchtbar war diese! Wie mußte sie das Wenige, was ich in meinen schönen Träumen immer noch hoffte, mit einemmale vernichten! Ich hatte es immer als möglich gedacht, daß ich mich auszeichnen könne; daß ich durch Muth und Tapferkeit die Aufmerksamkeit der ersten Heerführer auf mich ziehen wollte — daß diese mich dem Regenten bekannt machen — daß ich ihnen meine glühende Liebe zu Theresen entdecken — daß sie mich zu deren Besitz verhelfen sollten — wer kennte wohl nicht die kühnen Träume, die stolzen Hoffnungen, mit denen die erste Liebe sich so gern schmeichelt? Und alles — alles dies war nun dahin geschwunden; ich hatte keine Hoffnung mehr und wünschte in diesem so nahe an Verzweiflung grenzenden Zustande nichts mehr, als daß eine Kugel oder ein Bajonett dem ganzen Spiele ein Ende machen mögte. —

Noch mehr; ich suchte mit Fleiß Gefahren auf; ich stürzte mich in diese — man bemerkte mein Benehmen, man nannte das Tapferkeit und Heldenmuth, was im Grunde nichts als Lebensüberdruß war — denn ich schmeichelte mir auch jetzt nicht einmal mehr mit der Aussicht, mich durch mein Benehmen bemerkt und vorgezogen, und eben dadurch meinen Plan näher gebracht zu sehen. Es war nichts als Lebensüberdruß, und ich hätte bei meinem feurigen glühenden Temperament leicht zum eigentlichen Selbstmörder werden können, hätten Ehrgefühl und Grundsätze mich nicht abgehalten. Ich wurde übrigens, wie sich das leicht erklären läßt, in meinem Benehmen stiller; ich sprach wenig und nur dann, wenn ich sprechen mußte; für die Gesellschaft war ich verdorben und selbst gegen Wallenroth wurde ich so verschlossen, als sey Er Ursach, daß meine Träume nicht in Wirklichkeit übergingen. Mein Freund gab sich alle Mühe, mich in das Gleis der Geselligkeit zurückzubringen; fast jeden Augenblick benutzte er dazu — aber es war ver-

gebens; ich floh auch ihn, und fühlte mich nie glücklicher, als wenn mein Dienst mich auf einen entlegenen Posten rief, und ich dann allein und ungestört ganze Nächte vor dem Wachtzelte auf und nieder gehen konnte. Auch dies legte man von einer unrechten Seite aus; man nannte es Diensteifer, Wachsamkeit und musterhaftes Benehmen eines jungen Officiers auf seinen Posten. Selbst mein Oheim, der bald erfuhr, daß ich es nicht mache, wie die andern jüngern Officiere, die auf solchen Posten dem Corporal die Aufsicht übertragen, indeß sie selbst im Wachtzelte hinter dem Spieltische sitzen, wurde getäuscht; wurde es noch mehr, da mein Schweigen für einen Beweis meiner Bescheidenheit galt — eine Tugend, die in meines Oheims Augen einen zu großen Werth hatte. Natürlich, daß ich bei Allen gewann; daß die ältern Officiere mich wegen meiner stillen anspruchslosen Aufführung — die jüngern wegen der Beispiele meiner Entschlossenheit und meines Muthes schätzten. — Keiner wußte die Ursach; man würde

mich warlich meiner wirklich ausgezeichneten Entschlossenheit wenig beneidet haben, hätte man das Innerste meines Herzens sehen können, und wie oft mag dies bei meinen Tugenden der Fall seyn! Nur Wallenroth wußte dies zu deuten. Ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß ich seit jener unglücklichen Nacht ihm der nützende belehrende Freund nicht mehr seyn konnte — wie hätte ich mich jetzt zum Belehren geneigt finden können? Aber Wallenroth übersah dies gänzlich. So verzeihlich, ja selbst löblich hier der Eigennutz gewesen seyn würde, und so wenig mein Freund darauf rechnen konnte, daß ich jetzt hinsichtlich seiner Fortschritte für ihn sorge, so sehr blieb er Freund und wurde es immer mehr, da das Mitleiden, da die Theilnahme an meinen Schmerz ihn näher mit mir verband. Er liebte mich um meines Charakters, um meines Looses willen, das so traurig für mich gefallen war. Jede Gelegenheit benutzte er, mir seine Aufmerksamkeit zu beweisen und ich darf mir den Vorwurf nicht machen, seine Güte verkannt zu

haben. Ich wußte, wie redlich er es auch darin meine, daß er mich nicht durch leere Hoffnungen, durch gehaltlose Versprechungen täusche; dazu war er zu redlich. —

„Was würde es dir oder Theresen, oder „mir helfen, wenn ich dich durch falsche Vor„spielungen beschwichtigen wollte? — Ich „sehe alle die Schwierigkeiten, die sich deiner „Verbindung mit meiner Schwester entgegen„setzen; sollte ich sie dir von einer leichten „Seite vorstellen? Sollte ich Ursach seyn, daß „du vergeblich hoffest, und am Ende mit ei„nemmale alle deine Erwartungen getäuscht „sehen müßtest? —

Hätte man mich auf mein Ehrenwort gefragt, ob ich glaube, daß mein Freund redlicher hätte handeln können; oder ob ich glaube, daß ich im umgekehrten Fall mich anders gegen meinen Freund genommen haben würde? so müßte ich diese Frage mit Nein! beantworten. Und doch war ich ungerecht genug gegen Wallenroth dies nicht einsehen zu wollen. Ich rechnete meinem, gewiß einzig treuen Freunde zu einem Ver-

brechen an, woran er ganz unschuldig war; ich wurde lauer und kälter gegen ihn — ich verzieh es ihm nicht, daß er mir die ganze Lage der Sache so vorstellte, wie sie wirklich war — ich hätte lieber leere täuschende Hoffnungen gehört, als trockne Wahrheit. So macht das Unglück oft parteiisch und ungerecht, und so mußte mein Freund sich erst meiner finstern Laune, dann meiner undankbaren Gleichgültigkeit ausgesetzt sehen, wo er auf meine völlige Erkenntlichkeit hätte rechnen können. Wallenroth war ein zu guter Mensch, als daß dies auf seine Freundschaft hätte Einfluß haben sollen; er blieb sich immer gleich und suchte nie durch irgend eine schmeichelhafte oder guten Ausgang versprechende Aeußerung den Frieden meines Herzens herzustellen. Ja es ging so weit, daß er nicht einmal mehr eine Vorstellung wagte, ob ich gleich aus seiner ganzen Aufmerksamkeit für mich deutlich las, daß der Freund bei dem Freunde noch nicht verloren hatte; daß er vielmehr die Hoffnung hegte, meine Laune werde sich legen — ich werde einsehen,

wie unrecht ich thue, und dann sey es immer Zeit genug, mir das zu sagen, was ich verdiene, und was er jetzt, um meiner zu schonen, verschwieg. — Mein Oheim — denn dem durfte ich meine Verstimmung so nicht merken lassen — war mit meinem Ernste zufrieden, weil er ihn falsch beurtheilte; wenigstens aus einer unrichtigen Quelle herleitete. Mehrere Gesetzwidrigkeiten jüngerer Officiere hatten ihn Verdruß gemacht; er fand mein ernsteres Benehmen dem Stande, in welchem ich war, angemessener und so kam es denn, daß er nicht nur uns beide dem ganzen Officiercorps als Muster vorstellte; sondern auch meiner Mutter in seinen Briefen das rühmlichste Zeugniß von mir schrieb. Wird man glauben, daß mir dies beides ganz gleichgültig war? —

Unser Corps, das aus wenig Regimentern, aus einigen Kroaten und nach Verhältniß aus noch wenigerer leichter Reiterei bestand, war jetzt in Sachsen bis an den sogenannten Plauenschen Grund vorgeschoben. — Wir hatten einen gefahrvollen Posten, den

nicht allein die Eigenheiten unserer Stellung, den mehr noch die ans beispiellose grenzende Kühnheit der Preußischen leichten Truppen so gefahrreich für uns machten. Die kleinen Neckereien hatten daher kein Ende; wir hatten keine Nacht Ruhe; am Tage war gar nicht daran zu gedenken, denn die leichten Truppen der Feinde unter Kleist und Belling umschwärmten beständig unser Lager. Keinen verdroß diese Unthätigkeit mehr, als meinen Oheim; er sprach laut darüber, und da sein Wort, als das Wort eines erfahrnen Soldaten, etwas galt, so konnte er um so mehr darauf rechnen, daß sein Vorschlag, die Feinde anzugreifen und einen Hauptschlag zu versuchen, von dem Feldherrn gebilligt werden würde. Es geschah wirklich. Auf meines Oheims Rath wurde ein Angriff auf das vor uns stehende leichte feindliche Corps in der nächsten Nacht beschlossen; um die Sache so geheim als nur möglich zu treiben, und um keinen Verrath durch Ueberläufer — deren es jede Nacht welche gab — zu befürchten, mußte sich alles in Reihe und

Glied stellen. — Mein Oheim machte blos den Officieren seinen Entwurf bekannt. —

„Ich bin eigentlich die Triebfeder dieses „Unternehmens," sagte er, „ich habe es recht „gut bemerkt, daß einige unserer Generäle „nicht für den Entwurf sind, und sich lieber „hier ausschmauchen lassen wollen, wie ein „Fuchs in seinem Bau. Mein Regiment „wird scharf daran kommen — der Feldmar„schall hat es schon zu verstehn gegeben. „Auf Ihren Muth rechne ich ganz, und ma„che Ihnen zur Pflicht, den Leuten alles zu „sagen, was zur Entflammung ihres Mu„thes nöthig ist. Fassen Sie die Leute bei „dem Ehrgefühl und sagen Sie ihnen, daß „sie bei dem ganzen Unternehmen die Haupt„rolle spielen." —

Mit diesen Worten ungefähr redete uns alle mein Oheim in seinem Zelte an. Ich stand neben Wallenroth — der Gedanke, daß dieses Unternehmen uns vielleicht auf immer trennen könne, machte mich in diesem Augenblicke wehmüthiger — ich fühlte, daß ich mich im eigentlichen Sinne an meinem red-

lichsten Freunde vergangen hatte; mein Herz machte mir Vorwürfe über meine Laune, über mein stürmisches, oft alle Rücksicht aus den Augen setzendes Benehmen gegen einen Freund, der gewiß mit den größesten Aufopferungen mein Glück bereitet und bewirkt haben würde, wenn es von ihm abhing. Eine gewisse beschämte Reue trat vor meine Seele; ich fühlte, wie unrecht ich gehandelt hatte — ich geizte nach dem Augenblicke, dies meinem Freunde sagen zu können. Versichern darf ich wohl nicht erst, daß hier kein Mangel am Muthe im Spiele war; ich dürstete nach Gefahren — ich wollte sie bestehen — ich fühlte mich völlig entschlossen, ein Opfer derselben zu werden — nur der Gedanke, mich in dieser, mich von meinem Feinde trennenden Stimmung aus seiner Verbindung zu reißen, hatte etwas hartes, das Gefühl empörendes. Mit einem Blick, wie Wallenroth ihn lange von mir sich nicht rühmen konnte, sah ich ihn an — sein Blick begegnete dem Meinigen — ich las die glühendste Freundschaft darin — auch er schien den Augen-

blick nicht erwarten zu können, in dem er mir sagte, was auf seinem Herzen lag. Dieser glückliche Moment kam. Die Officiere verließen des Obersten Zelt, um auf ihre Posten zu gehen — Wallenroth folgte mir in das meinige. Ohne ihm ein Wort zu sagen, fiel ich um seinen Hals — es war mir, als hätte ich ihm ein schweres Verbrechen abzubitten. Mein Freund las in meinem Benehmen, was in meiner Seele vorging. — Er ließ mich nicht zu Worte kommen. — „Ich errathe, was du mir sagen willst, lie„ber B...," fing er an und in seinen Augen glänzten Thränen. — „Du fühlst, wie „unverdient du mich behandeltest. Laß das; „sage kein Wort darüber — es ist vorbei, „so angreifend meinem Herzen auch deine „Zurückhaltung — dein Schweigen und dei„ne Verschlossenheit seyn mußte. Ich kann „dir jetzt einige Hoffnung machen. —

Ich sah meinen Freund gespannter an. — „Hoffnung machen?" fragte ich. „Hoffnung, „Thereſen zu besitzen?" — „Nun ja. Ich „würde dich nie täuschen, und am wenigsten

„würde ich es jetzt thun. Mein Vater ist „etwas zerfallen mit der Familie, die sich, „zu unserer näheren Verwandtschaft zu ge„langen, alle Mühe giebt. Thereſe — doch „laß das jetzt.“ — „Nein! Thereſe — sagst „du — nun — und die?“ — „Thereſe will „den Grafen nicht. Sie hat ihn nie eigent„lich gewollt — die ganze Verbindung war „Sache der Convenienz. — Meine Schwe„ster scheint sich jetzt entschlossen zu haben, „diese Verbindung nicht zu schließen.“ — „Aber Wallenroth woher weißt du das?“ — „Aus Thereſens Briefen.“ — Ich war außer mir vor Freude; ich wußte, daß mein Freund mir nie mit einem Glücke und einer Hoffnung schmeichelte, von deren Gewißheit er nicht überzeugt war. Eine solcher Hoffnungen verwischt allen Schmerz; man vergißt, was man trug und fühlt sich um so glücklicher in seinen Hoffnungen, je entfernter und unwahrscheinlicher früher ihre Erfüllung war. Auch mein Freund schien sich glücklicher zu fühlen, indem er mich glücklich sah. Unter Gesprächen, wie ich sie mich nicht angeneh-

mer erinnern kann, brachten wir den Rest des Tages hin. Es wurde Abend — das zum Angriffe bestimmte Corps stellte sich still auf — unser Regiment war das erste — ruhig warteten wir die Nacht ab, um ganz unbemerkt uns dem Feinde zu nähern. Ich mußte mich von Wallenroth trennen — jeder von uns beiden führte einen besondern Zug. Geräuschlos und so still als möglich gingen wir durch das lichte Gebüsch, daß sich zwischen uns und dem Feinde befand; wir wollten überraschen. Daß auf einem solchen Wege die Glieder nicht geschlossen und die Züge nicht gestopft bleiben können, darf ich dem wohl nicht erst beweisen wollen, der nur einige Kenntniß von einem solchen Nachtmarsche hat. Fast zwei Stunden schlichen wir so fort, als der Major, der unser Bataillon commandirte, in der Stille uns aufmarschiren und richten ließ. — Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß in meinem Zuge drei Mann fehlten, die ich trotz aller angewandten Mühe und alles Suchens nicht auffinden konnte. Es waren drei Preußische Deser-

teurs vom Kleistschen Corps; sie waren wirklich mit uns ausmarschirt; jetzt waren sie verschwunden. — Ein alter Unterofficier, mit dem ich die Reihe durchging, sagte mir: „An den Kerls kann so viel nicht gelegen „seyn; ich fürchte nur, sie haben den Feinden unsern Plan verrathen und wir stoßen „auf aufmarschirende Preußen, statt Schlafende zu finden!" — Wir verdoppelten jetzt unsere Schritte, um je eher, je lieber an die Preußen zu kommen und sie wenigstens noch vor ihrer Aufstellung anzugreifen. Der Wald lag längst hinter uns — eine große Ebene nahm uns auf — und kaum bemerkten wir oder achteten doch wenig darauf, daß einige Reiter vor uns vorbei sprengten und dann verschwanden.

Da wurden wir auf einmal mit einem starken Gewehrfeuer empfangen, zu welchem von beiden Flügeln noch das Feuer einiger Geschütze kam. Wir stutzten, da wir diesen Willkommen nicht erwarteten — wir suchten so viel als möglich uns in Ordnung zu bringen und darin zu erhalten, allein das Feuer

der Preußen war zu überraschend, unser Regiment war vor den andern zu weit voraus, als daß es hätte unterstützt werden können; die feindlichen leichten Reiter hieben mit Glück ein, da die Nacht ihre Anzahl vergrößerte, und uns die Umsicht nahm. Ein Theil unsers Regiments hielt sich noch in geschlossener Ordnung, indeß der andere Flügel schon in Verwirrung gerathen und vom Feinde härter zugesetzt wurde. Niemand kam uns zu Hülfe — und der Verdacht, als ließe man meinen Oheim mit Fleiß im Stiche, gewann immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Mehrere der übrigen Anführer waren gegen das ganze Unternehmen; durften sie auch jetzt gleich nicht geradezu ihren Widerwillen zeigen, so konnten sie doch auf hundert Arten dem Ganzen in der Ausführung so viel Schwierigkeiten in den Weg legen, daß der ganze Entwurf scheitern mußte. Ich will dies nicht als völlig erwiesene Thatsache annehmen — indeß ist der Grad der Wahrscheinlichkeit ziemlich hoch. —

In Unordnung und von den Feinden

verfolgt ging unsere Schaar zurück nach dem Sammelplatze, den die übrigen Regimenter, die uns hätten auf dem Fuße folgen sollen, längst verlassen hatten. Unser Verlust war für ein einzelnes Regiment beträchtlich; denn bei unserm Aufstellen machten wir kaum die Hälfte aus; die übrigen waren entweder geblieben — oder von den gar zu geschäftigen Husaren von Kleist und Belling gefangen genommen. Es war gewiß nicht Gleichgültigkeit, wenn ich noch nicht an Wallenroth gedacht oder nach ihm gefragt hatte. Es war diese die eigentliche erste Schlappe, in der wir ansehnlichen Verlust hatten, und ein solches Gefühl unterdrückt auf Augenblicke alle Freundschaft. Jetzt war es völlig Tag — des Regimentes Ueberrest stand auf dem Platze um den General zu erwarten, der nicht so ganz gern in den Plan jenes verunglückten Angriffs gewilligt hatte. Wäre das Unternehmen gelungen, so wurde mein Oheim der Held des Tages; sein Muth und die kluge Einrichtung des Unternehmens hätten ihm im ganzen Heere einen Namen gemacht.

Jetzt mußte der treffliche Mann mit einer gewissen Besorgniß der Ankunft eines Generals entgegen sehen, der eben nicht zu den umsichtigsten gehörte. So spielt das Glück, so der Zufall mit dem Ansehen und der Ehre der Sterblichen. — Mein Oheim war abgestiegen — unmuthig und nicht frei von der Verlegenheit, in welche ihm die Ankunft des Generals versetzte, ging er auf dem Platze auf und nieder, indeß wir in Reihe und Glied aufgestellt da standen. Ich blickte nach dem Zuge, vor welchem Wallenroth stehen mußte — ich sah meinen Freund nicht; ich blickte schärfer dahin — vergebens; der ganze Zug — es waren nur noch wenige übrig — hatte sich an das nächste Peloton angeschlossen. Unruhig fragte ich meine Nebenleute, den Unterofficier und die nächsten Soldaten, keiner von ihnen konnte mir Auskunft und Gewißheit in einer so wichtigen Sache geben. — Meine Unruhe stieg mit jedem Augenblick — ich wurde immer ängstlicher — ich bemerkte kaum, wie der General ankam; ich vergaß es, meinem Zuge das: „Richtet Euch!" zu-

zurufen. Was der General meinem Oheim sagte, konnte ich nicht verstehen; nur so viel konnte ich aus den Poltern und aus den lebhaften Bewegungen des Generals — wie aus der bescheidenen ruhigen Haltung meines Oheims schließen, daß der General ihm harte Vorwürfe machen mußte. —

Eilftes Kapitel.

Die Glieder löseten sich; die Leute gingen in ihre Zelte; ich ging nach meines Oheims Gezelt; ich wollte ihn nach meinem Freunde fragen, und wenn er von diesem keine Nachricht geben konnte, ihn um einige vertraute Leute bitten, die mit mir meinen Wallenroth suchen sollten. Am Eingange des Zeltes begegnete mir der Adjutant, der den Degen meines Oheims in der Hand trug. — „Was ist das?" fragte ich. — „Nichts wei„ter als ein Freundschaftsstückchen des Herrn „Majors. Wer nicht auf dem geraden Wege

„vorwärts kommt, muß Seitenwege ein„schlagen," war die Antwort, die ich erhielt. Ich verstand sie nicht ganz; ich bat um Erklärung. — „Sie wissen doch, daß der Ma„jor ein Feind des Obersten ist, der ihn bei „weitem übersieht? Um ihn zu verdrängen, „hat er den General gegen ihn eingenom„men." — „Das wird so viel nicht scha„den. Ich weiß, wie mein Oheim bei dem „Erzherzoge steht." — — „Meinen Sie? „Lieber B. .., dann kennen Sie die Großen „noch nicht! — Sie können sich auch nur „auf eine tüchtige Vertheidigung gefaßt ma„chen." — „Ich? der unterste Unterlieute„nant?" — „Ja, Sie. Aus Ihrem Zuge „sind drei Mann zum Teufel gegangen, die „aller Wahrscheinlichkeit nach unsern Besuch „den Preußen verrathen haben." — — „Das ist wohl möglich. Aber wie kann man „mir das zurechnen? Ich habe die Kerls „nicht am Stricke!" — Wir sprachen dies Wenige im Vorbeigehen — ich ging ins Zelt meines Oheims, der äußerst verdrießlich am Tische saß. So hatte ich ihn nie gesehen.

Er bemerkte mich kaum. — Ich redete ihn an. Er stand auf und ging mit übereinander geschlagenen Armen auf und nieder; sein Selbstgespräch verrieth die Stimmung, in der er war. — „Vierzig Jahr gedient! „Von der Pike an gedient — noch nie einen „Arrest gehabt — und nun als einer der „ältesten Obersten zum erstenmale mich ohne „Degen sehen zu müssen!" — Ich trat ihn näher. — „Lassen Sie doch das, guter „Oheim! Jeder weiß, daß die Paar Stun„den Arrest Sie unschuldig treffen. Wie „müßten Sie thun, wenn Sie durch Krank„heit am Dienste verhindert würden." — „Wie du das verstehst, Karl. Eine Minute „Arrest klebt ewig an, und Ein Tadel des „Chefs wird das Gespräch des ganzen Regi„ments. — Toll mögte man werden! Da „hat so ein junger Brausewind von Lieute„nant drei Kerls zum Teufel gehen lassen, „und ich — ich alter Mann, dem nur zu „viel, dem alles durch den Hirnkasten geht — „muß tragen, was so ein junger Herr ver„schuldet hat!" —

Wie mußte mir bei diesen Worten zu Muthe seyn! Wie mußte mich der Gedanke erschüttern, meines Oheims, meines zweiten Vaters Kummer befördert zu haben! Die Ueberzeugung, daß es jedem andern Officier, selbst dem thätigsten so hätte gehen können, beruhigte mich nicht im geringsten; ich fühlte, daß ich meines Oheims Frieden auf meinem Gewissen hatte — ich war in der Hand des Schicksals, das Werkzeug zum Unglück eines der bravsten Männer und gegen diese Ueberzeugung kam das Bewußtseyn meiner Unschuld nicht auf. — Gewohnt, für meinen Oheim kein Geheimniß zu haben, sagte ich ihm, daß jene drei Deserteure aus meinem Zuge wären, und daß der Adjutant schon davon gesagt habe. — Mein Oheim schien bei diesen Worten zu erschrecken. — „Aus „deinem Zuge sind die Canaillen? Wahr„haftig! So etwas fehlt noch!" — Er klopfte auf meine Schultern. „Ich bedaure „dich, lieber Karl! Ja, ja! der Frieden ist „nahe — die Großen haben unser einen „nicht mehr nöthig; die wenige Hoffnung

„macht sie schon undankbar gegen den Bür-
„gerlichen, der sich für sie die Knochen ent-
„zwei schießen läßt. — Na — wir verlie-
„ren wenig. Meine Paar Tage bis zum Ab-
„satteln werden ja hingehen und du gehst
„nach der Universität und treibst dein Jus" —
Ich fühlte, daß mein Oheim mich beruhigen
wollte — aber wie wenig des Beruhigenden
floß aus dieser Absicht. — Mein Oheim fiel
natürlich wieder in seine erste Ansicht auf
seine Person zurück. — „Gelang das Un-
„ternehmen" — fing er an — „dann hät-
„test du das Scharwenzeln und die Kompli-
„mente sehen sollen, die man mir gemacht
„hätte! Dann war kein braverer Anführer
„als ich — dann wurde ich überall gerühmt
„und bis unten an die türkische Grenze hin
„hätten sich die Bauern in den Schenken
„bei dem Namen Wolfstein die Köpfe blutig
„geschlagen. Aber so? — Ich kann mir
„schon im voraus denken, wie die Adligen
„sich kitzeln, daß mal ein Bürgerlicher sich die
„Nase breit stieß!" — „Sie übertreiben, lie-
„ber Oheim; der Verständige, der Sie kennt

„und Sie zu beurtheilen versteht — " —
„Ich bitte dich Karl, sag davon nicht!" —
„Sehen Sie zum Beispiel, der Herr Gene-
„ral — " — „Der alte Betbruder!" —
„Der Major — " — „Das alte Weib!" —
„Die Hauptleute — " — „Tanzen wie
„der General pfeift und was der sagt, ist so
„gewiß, wie das Amen unsers Feldkaplans. —
„Mein schönes Regiment! War das Schön-
„ste in der Armee! — Mir fällt es jetzt
„ein — ich habe Graf Wallenroth nicht ge-
„sehn — wo ist er?" — „Er ist nicht zu-
„rückgekommen. Ich habe eine Ahnung, als
„wäre er geblieben." — „Um Gotteswillen!
„Das fehlte noch! Ich würde dir den Au-
„genblick Urlaub geben, nach dem feindlichen
„Corps zu reiten, um dich zu erkundigen —
„aber — " — er schlug an die linke Hüfte,
„— der Arrestant hat nichts zu erlauben! —
„Daß auch die drei Canaillen zum Teufel
„gehen mußten! — daß wir auch nie klug
„werden! Wissens, daß die Preußen bei
„uns nicht Stich halten und daß, wenn
„heute Einer kommt, er morgen mit zehn

„anderen wieder durch die Lappen geht! —
„Höre Karl, da ist kein Säumen. Geh zum
„Major — mache ihm meine Empfehlung —
„doch nein, das thu nicht; er mögte das
„Gespräch auf mich bringen, und ich will
„nicht in Waschweiber Mäulern hangen, —
„sag ihm, daß er dir ein Paar Zeilen an
„den feindlichen Commandeur giebt und mit
„denen reite in Gottes Namen!" — Ich
ging. Mit welchem Herzen? Die Frage
mag sich Jeder beantworten, der sich in mei-
ne Lage versetzen kann. Der Major — er
war wirklich ein gehaltloser, blos an Klei-
nigkeiten klebender Mensch, dessen Charakter
überdem aus Stolz und hämischer Schaden-
freude zusammengesetzt war; indeß er war
ein sehr naher Verwandter des Generals
Daun, und als solcher konnte er keine
Fehler haben; als solcher mußte er über-
all geehrt werden. — Der Major em-
pfing mich mit erheuchelter Güte. Ich
glühete von innen; denn es giebt wohl
kein kränkenderes Gefühl, als einem mit dem
Zeichen der Ehrfurcht zu behandeln, den man

im Herzen verachtet; kaum war ich so viel Herr über mich, meine Bitte vorzubringen. Mit dem nichtssagenden Lächeln der erträumten Wichtigkeit hörte mich der Major an — fragte dann einige in seinem Zelte befindliche Officiere, ob er mir dies wohl gestatten dürfe? Sie versicherten dies und setzten hinzu, daß es überall Sitte sey einen Officier an den Feind zu schicken, um ihn die Verwundeten zu empfehlen. — „Es ist ja wahr!" fing der Major an: „Ich erinnere mich, daß „ich nach dem Colliner Siege bei meinem „Vetter, dem Feldmarschall Daun, im Zelte „war; mein Vetter ließ sich einen Streif„schuß verbinden, und da kam ja auch ein „Preußischer Officier." — Er ließ einige Zeilen schreiben, unterzeichnete diese, und gab sie mir mit den Worten: „Ihr Herr „Oheim, als wohlbestellter Oberst, müßte diese „Zeilen eigentlich unterzeichnen." — „Je „nun" antwortete ich: — „Die Unterschrift „eines wohlbestellten Majors wird ja der „Feind auch honoriren." — „O ganz gewiß! „haben Sie keine Sorge." — „Ich habe

„nur Sorge für meinen Freund, und wün-
„sche nichts mehr, als ihn wieder zu finden.“
„Seine Excellenz haben Ihrem Herrn Oheim
„den Degen abfordern lassen.“ — „Ich
„weiß es. Mein Oheim hat Arrest.“ — „Ja.
„Wissen Sie weshalb?“ — „Ich weiß nur,
„daß er nicht Schuld hat.“ — „Drei De-
„serteurs vom Regimente haben dem Feinde
„unsern Plan verrathen, der, bei Lichte be-
„sehen, nicht ganz gut auszuführen war.“ —
„Ich kann als Unterlieutenant dies nicht be-
„urtheilen; ich überlasse dies der Einsicht er-
„fahrener Staabsofficiere. — Uebrigens ist
„mein Oheim an der Desertion der drei Leute
„ganz unschuldig. Sie waren alle drei aus
„der Section, die ich führte.“ — „Und das
„sagen sie selbst?“ — „Warum sollte ich
„das nicht thun? Ich kann auf einem Nacht-
„marsche durch Busch und Gestrüppe den
„einzelnen Mann nicht hüten. Können es
„doch der König von Preußen und der Feld-
„marschall Daun nicht hindern, daß Leute
„davon gehen.“ „Ich wundere mich nur,
„daß Sie dies selbst sagen. Sie geben sich

„ja selbst an.“ — „Sollte ich etwa erst ein „Kriegsrecht erwarten, Herr Major?“ — „Wäre vielleicht besser gewesen. Denn sehen „Sie, erstlich wird es Ihrem Herrn Oheim „wenig helfen. Der Commandeur des Re„giments muß für alles stehen. Zweitens —“ „Darf ich um die Erlaubniß bitten jetzt ins „Preußische Lager zu reiten Herr Major? „Meines Freundes Schicksal liegt mir zu sehr „am Herzen, als daß ich nicht Gewißheit „suchen sollte. Er kann irgendwo verwun„det liegen — kann hülflos da liegen.“ — „Lieber Gott! das trifft oft den bravsten „Officier. Ich wurde in der siegreichen Schlacht „bei Breslau schwer blessirt —“ — „Ich „bitte Sie Herr Major, haben Sie die Gnade „mich jetzt zu beurlauben. Ich werde nicht „eher ruhig, ehe ich nicht Gewißheit habe.“ — „Und dann, was ich sagen wollte — ja zwei„tens — da Sie selbst eingestehen, daß die „Deserteurs aus Ihrer Section waren, so „darf ich Ihnen nicht Urlaub geben. Sie „sind Arrestant. Adjutant, nehmen Sie dem „Unterlieutenant B. den Degen ab.“ —

Wem es möglich ist, der denke sich die Lage, in der ich war. Ich übertreibe nicht, wenn ich versichere, daß ich schon willens war den Degen durch des Majors Rippen zu jagen. Er selbst mogte so etwas fürchten, denn bei dem Befehle trat er an die entgegengesetzte Wand des Zeltes. Ich weiß selbst nicht, was mich von der That abhielt. Feste Grundsätze waren es wahrhaftig nicht; wenigstens war ich mir bei meinem kochenden Blute, bei meinem glühenden Herzen keiner Ueberlegung bewußt. Nur eine dunkle schwache Erinnerung an meinen Oheim, an meine Mutter stieg in meiner Seele auf; ich hielt sie fest und suchte ihren Einfluß zu verstärken. Viel trug dazu der Adjutant bei, einer der bravsten Officiere. Leise flüsterte er mir zu: „Ich bitte Sie um Gottes willen, „seyn Sie Herr über sich!" — Diese Worte wirkten, da ein treu gemeinter Händedruck sie begleitete. Mein Kampf mit mir selbst hatte mich so angegriffen, daß ich einer Bildsäule gleich da stand; ich dachte nicht einmal an meinen Freund. Sobald ich unbewaffnet

war, trat der Major mir näher. — „Sie „sehen Herr Lieutenant, ich kann nicht an„ders handeln. Mein Vetter, der Feldmar„schall, würde gewiß jeden andern einen Dienst„fehler verzeihen; nur seinen nahen Ver„wandten nicht. Ich bedaure, daß Sie durch „Ihre eigene Offenherzigkeit sich um das Ver„dienst brachten, Ihrem Freunde beizuste„hen.“ — Ich antwortete nicht eine Sylbe; ich sah den Mann, der mir dies alles mit der freundlichsten Miene sagen konnte, nicht einmal an. — „Führen Sie den Herrn „Arrestanten nach dem Wachtzelte,“ sagte der Major zum Adjutanten. Ich machte eine stolze Verbeugung und ging mit meinem Begleiter nach dem vor der Fronte des Regiments aufgeschlagenen Wachtzelte.

Zwölftes Kapitel.

Ich hatte in der That viele Freunde im Regimente; die Besseren waren dies um

meiner Denkungsart willen; ich war gegen jeden rechtlich und treu; ich behandelte jeden mit einer gewissen achtenden Aufmerksamkeit und selbst der, der unter mir in Hinsicht seiner Einsichten oder seines Ranges und Verhältnisses stand, machte die Erfahrung, daß ich — wenn er es sonst seiner Denkungsart und seiner Sittlichkeit wegen verdiente — mich jedesmal als Freund von ihm zeigte. Die, die anders dachten, die Zügellosern, die Spieler, oder die, die durch Kriechen und Speichellecken sich empor zu schwingen hofften — selbst die, die ihre Geburt und ihre Verwandtschaft mit Mächtigern zu vorlauten Raisonneurs machten, zeigten eine gewisse Furcht gegen mich, die hier recht gut die Stelle der freundschaftlichen Hochachtung vertrat. Einige Händel, die ich mit Vornehmern gehabt hatte, hatten mich in eine Art von überwiegenden Ansehen gebracht; man hatte empfunden, daß ich im Punkte der Ehre etwas genaunehmend war; die Klinge saß ziemlich lose in der Scheide und dies hatte die Folge, daß man sich erst zweimal besann,

ehe man mich durch ein Wort, oder durch eine Miene reitzte. Mein Benehmen gegen Menschen dieser Art war geregelt, war fest und ernst; übrigens wußte ich meine Zeit in Wallenroths Umgange besser, als in der Gesellschaft der Wüstlinge, zu benutzen. Es gab also der Berührungspunkte zu wenig. —

Der Lieutenant, der heute die Wache hatte, und dessen Aufsicht ich also übergeben war, war zum Glück für mich einer der Bessern, einer meiner Freunde. Ich sage: zum Glück für mich; denn hätte das Schicksal gewollt, daß ich heute einem meiner Feinde übergeben wurde, so war es leicht möglich, daß dieser sich vieles erlaubt haben würde, was ich in meiner Anspannung nicht ertragen konnte. Ich würde, gereitzt und auf den höchsten Grad der Gluth gebracht, wie ichs wirklich war, mich vergessen haben — ich hätte mich als feuriger Jüngling in grenzenloses Unglück stürzen können, so aber sorgte die Vorsehung dadurch für mich, daß ich hier einen Freund fand, der den zurückgehaltenen, und den Ausbruch drohenden Sturm in mei-

ner Seele besänftigte, dessen Freundschaft Mittel und Wege fand, mein Herz von dem abzuleiten, das der Sturm in meinem Innersten erregt und die Flamme entzündet hatte. Mein Freund war freilich artig, aber außer seinen drei Buchstaben hatte er von seinem Adel nichts aufzuweisen. Er war äußerst arm, war auf seinen Lieutenantsgehalt, als die einzige Quelle seines Unterhalts, angewiesen und es mag wohl möglich seyn, daß in diesem Umstande anfangs mehr der Grund seines bescheidenen zurückgezogenen Lebens lag, als in seinen eigentlichen Grundsätzen. War dies letztere aber der Fall, so hatten gewiß seine äußerst eingeschränkten Vermögensumstände das ihrige mit dazu beigetragen, daß er im ganzen Regimente als ein sittlicher, bescheidener und sowohl hinsichtlich seiner Kenntnisse, als seines Muthes, einer der Gehaltvollsten war. Wir beiden schätzten uns sehr, ob wir gleich nicht sehr oft zusammen kamen. Herzlich bedauerte er, mich in dieser für mich verdrüßlichen Lage bei sich sehen zu müssen; herzlich bat er mich, zu

vergessen, was doch nun einmal nicht zu ändern war; er brachte mir die Geschichte so manches trefflichen Officiers, dems eben so gegangen war, ins Gedächtniß, und gerade dies war die beste Art, mich in sofern mit meinem Schicksale auszusöhnen, daß ruhigeres Ueberlegen und kältere Besonnenheit die Oberhand über meine glühende Hitze erlangten. Ich wußte, daß er den Major haßte — ein Loos, das dieser von allen den Bessern erfuhr — aber mein Freund war so rücksichtnehmend, daß er dessen so wenig, als der ganzen Ursach meines Arrestes erwähnte. An dessen Stelle wußte er das Gespräch auf hundert andere reichhaltige Gegenstände zu bringen, die mich ganz von der mir so verhaßten Sache ableiteten. — Erwähnen darf ich es übrigens kaum, daß er alles that, was meine Bequemlichkeit erheischte; er ließ nicht nur aus meinem Zelte meine Tabacksgeräthschaften und Kleidungstücke holen, sondern erlaubte mir auch, daß ich meinem Oheim schreiben und mein Loos bekannt machen durfte; er entschuldigte dies letztere, als ein Dienst-

vergehen damit, daß er sich stellte, als wisse er nicht, daß dem Obersten der Degen abgenommen sey. So pflegen oft die strengsten Gesetze umgangen zu werden. —

Es war Mittag; ich war der Gast meines Freundes. Wir saßen auf unsern ledernen Feldstühlen an dem ledernen Tischchen und verzehrten unser wirklich dürftiges Mittagsessen; die Vorderwand des Zeltes war aufgezogen — ich konnte den Platz, wo die Gewehrmäntel standen — den mir merkwürdigen Platz, auf dem ich meinem Freunde Wallenroth meine Liebe zu Theresen gestanden hatte, übersehen. Die Erinnerung machte mich wehmüthiger, als ich hätte seyn sollen; ich fühlte Wallenroths Verlust zu tief — an diese so schon furchtbare Vorstellung schloß sich die noch furchtbarere nun auch Theresen verloren zu haben, da der mir entrissen war, der einzig meine Liebe befördern konnte. Ich fing von Wallenroth zu sprechen an; meine Thränen flossen häufiger — ich bemerkte, daß mein Freund bei der Erwähnung Wallenroths ernster und nachdenkender wurde —

in seiner Miene lag etwas verlegen-ängstliches; es dünkte mich, als habe er mir etwas zu entdecken, was er lieber verschwiegen hätte. Alle seine Antworten — und ihrer waren wenige — waren kurze abgebrochene Aeußerungen über Wallenroths trefflichen Charakter, über sein gesetztes Benehmen. Eben wollte ich meinen Freund um sein räthselhaftes Schweigen fragen — denn es mußte mir auffallen, daß der, der so viel sprach, jetzt seine ganze Rolle vertauscht zu haben schien — als ein kleiner Auflauf der Wache und das Herausrufen des vor dem Gewehr stehenden Postens mich an den weitern Fragen hinderte. Mein Freund trat vor die sich formirende Wache — ich blieb im Zelte stehen; ich konnte von hier aus sehen was vorging, und übrigens durfte ich als Arrestant das Zelt nicht verlassen.

Sechs Dragoner vom Oesterreichischen Regimente Bathiany brachten mehrere Preußische Gefangene. Sie waren von den sogenannten Kleistischen Kroaten, einem leichten Freicorps, das nach Art der eigentlichen

Oesterreichischen Nationalkroaten gekleidet und bewaffnet war. Nach dem Kriegsreglement mußte das Commando, das Gefangene einbrachte, sich jedesmal bei der ersten Wache melden, die dann durch einen Gefreyeten die Escorte und die Gefangnen zum Commandeur führen ließ. Mein Freund war mit dem Schreiben des Melderapports beschäftigt; ich sah in der Zwischenzeit die wirklich schönen Gefangenen an, unter denen sich ein junger Unterofficier durch Haltung und Miene auszeichnete. Meine Aufmerksamkeit mogte ihm auffallen und vielleicht schmeicheln. Er wandte sich an den Führer der Dragoner. — „Camerad, erlaubst du wohl, daß ich dem „Herrn Officier dort" — er zeigte auf mich — „eine Bitte thun darf?" — „Warum nicht, „geh zu ihm," brummte der alte Dragoner in den Bart. Ich hatte die Pfeife in der Hand — ich hörte die Worte und glaubte nichts gewisser, als daß der Gefangene vielleicht gern eine Pfeife Taback haben wollte, die ich ihm auch zu geben beschloß. — Mit dem Anstande eines Gebildeten trat

der schöne junge Mann näher. — „Sie ver„zeihen gewiß meine Bitte," sagte er „und „werden Sie gern erfüllen." — „Wenn ich „kann und darf — sehr gern." — „Ist in „Ihrem Regimente ein Graf von Wallen„roth?" — „Um Gottes willen, Camerad! „ja! was bringen Sie mir von meinem „Freunde?" — „Nichts, als dies hier." — Mit diesen Worten reichte er mir die so bekannte und von mir oft gesehene und wegen der geschmackvollen Arbeit so oft von mir bewunderte Brieftasche Wallenroths hin. Thereſe hatte sie angefertigt; ihr Name stand von ihrer Hand gestickt auf der Decke. — „Wie kommen Sie dazu?" fragte ich. — „Ich habe sie heute Nacht von einem Bel„lingschen Husaren gekauft; er will sie ei„nem Schwerverwundeten abgenommen ha„ben." — Mein Schrecken war grenzenlos; meine Hand war wie gelähmt und fast krampfhaft hielten meine Finger das theure Andenken, das mir in doppelter Hinsicht so werth war. — „Wollen Sie die Brieftasche „nicht etwa aufmachen, um durchzusehen und

„sich zu überzeugen, daß nichts von den „Briefschaften fehlt? Aus den Aufschriften „habe ich den Namen des Herrn Besitzers „geschlossen. Einige Banknoten liegen auch „darin, die der Husar wahrscheinlich nicht ge„kannt hat.“ — Ich öffnete auf diese Worte des Gefangenen die Brieftasche — es fanden sich einige Briefe, die ein Frauenzimmer geschrieben zu haben schien — wer konnte diese anders, als Thereſe seyn? Auch fanden sich mehrere kleinere Kassenscheine. — „Kann „der gute Mann nicht noch einige Minuten „hier zurück bleiben? Ich mögte gern mehr „über unsers Freundes Schicksal erfahren,“ sagte ich zu meinem Freunde. Er bewilligte meine Bitte; die Dragoner gingen mit den übrigen Gefangenen ab; der Unterofficier trat in die Abtheilung des Zeltes, die für die Officiere bestimmt ist. — „Warum haben „Sie, ehrlicher Mann, die Bankscheine nicht „behalten?“ fragte ich. — „Aufrichtig ge„sagt“ — war die Antwort: „Nicht sowohl „aus bloßer Ehrlichkeit, sondern weil ich „theils ihrer nicht bedarf — und theils weil

„ich befürchten mußte, daß die Dragoner sie „mir doch wieder abgenommen hätten.“ — Ich bot ihm einen der Kassenscheine von funfzig Gulden; erst nach langen Weigern und auf die Vorstellung, daß er in der Kriegsgefangenschaft das Geld schon nöthig haben würde, konnte ich ihm das Papier anbringen. —

„Also von einem schwarzen Husaren ha„ben Sie diese Tasche?“ fragte ich, mehr Theresens Namenszug, als den Gefragten ansehend. Dieser bejahete die Frage und setzte hinzu, wie die Preußen erst wenige Minuten vor unserer wirklichen Ankunft von unserm Plane, sie anzugreifen, unterrichtet gewesen; wie sie sich in einem Graben aufgestellt und uns, deren Anmarsch sie von weitem gehört, erst ganz nahe an sich heran kommen lassen, ehe sie Feuer gegeben hätten. — Wie darauf die Husaren von Belling auf uns den entscheidenden Angriff gemacht und unsere Flucht um so mehr bewirkt hätten, da das Fußvolk uns beständig in der Flanke gewesen sey. — Die Erzählung war

ganz richtig; sie bewies, daß der Mann eine ganz richtige Ansicht gehabt und mit dieser eine mehr als gewöhnliche Wahrheitsliebe verband. Ich fragte weiter nach Wallenroth. Der Gefangene berichtigte mir, daß er von dessen Schicksal, von dessen Leben oder Tode nichts wisse. Er habe freilich bei dem weitern Verfolgen manchen Erschossenen der Unsrigen auf der Erde liegend gesehen, aber nicht die Zeit gehabt, sich näher um solche Unglückliche zu bekümmern. Erst bei dem Rückmarsche habe er einzelne schwarze und grüne Husaren von der Gegend, in der das Gefecht vorgefallen, herkommend gesehn. Einer derselben habe die Brieftasche gehabt und da es ihm an einer solchen gefehlt, habe er sie dem Husaren für ein Spottgeld abgekauft. Ein stärkeres Commando von Bathiany Dragoner sey von ohngefähr in diese Gegend gekommen — die Husaren waren davon geritten, und so sey er in Kriegsgefangenschaft gerathen. Er setzte hinzu: „Die „Dragoner nahmen uns blos die Gewehre „ab. Die Sachen ließen sie uns, da der

„Officier das Ausplündern verbot. Ich hatte „unterweges Zeit meine Brieftasche nachzu„sehen — ich fand Briefe mit des Herrn „Grafen Aufschrift, und da ich nun sehe, „daß man uns an eben das Regiment ab„lieferte, in welchem, der Aufschrift nach, „der Graf Wallenroth stand, so hielt ich es „für Pflicht, die Brieftasche abzugeben.“ — Ich dankte dem trefflichen jungen Manne. — „Wüßte doch mein Oheim dies alles!“ sagte ich. — „Dazu kann ja Rath werden,“ unterbrach mich mein Freund. „Dein Oheim „soll den Mann selbst sprechen.“ — „Um „Gottes willen! das geht nicht! — „Und „warum nicht? Ich schicke den guten Mann „an deinen Oheim. Der Gefreiete, der ihn „meldet, muß sich stellen, als weiß er vom „Arreste deines Oheims nichts — und so ist „die Sache abgemacht. Die Verantwortung „übernehme ich. Ueberdem kannst du deinem „Oheim in einigen Zeilen Nachricht geben; „dem Gefreieten will ich schon instruiren, „wie er das Billet anzubringen hat.“ — Freilich war dies alles etwas gewagt; ich

stellte dies vor; aber mein Freund hörte auf keine Bedenklichkeit. — „Du schreibst," sagte er. „Bitte deinen Oheim, daß er sich Mühe „giebt, Nachricht über Wallenroth einzuzie„hen. Der Major thuts nicht. Wallenroth „ist keiner seiner Anhänger und der arme „Vermißte kann übers Jahr noch liegen, wo „er heute liegt, ehe der Major eine Feder „ansetzt. Du schreibst, und unser Gast trinkt „in der Zwischenzeit ein Glas Wein." —

Ich wunderte mich wirklich über meines Freundes festen Entschluß, bei dem er wirklich viel wagte; indeß ich schrieb — der Preuße trank und mein Freund ließ den Gefreiten, einen alten versuchten und vertrauten Grenadier, kommen, mit dem er alles besprach. Der Preuße ging mit diesem fort. — Gern gestehe ichs, die Briefe wünschte ich zu lesen. Wallenroth hatte mir in einem unserer letzten Gespräche Hoffnung auf eine günstige Wendung der Umstände gemacht. — Enthielten vielleicht diese Briefe einen nähern Aufschluß? — Und doch — hätte ich es mir erlaubt, die Briefe zu lesen, so hätte mein

Freund sich ein gleiches Recht anmaaßen können. Er hätte mein Geheimniß erfahren — und dies durfte nicht geschehen. — Es zu hindern, bat ich meinen Freund um sein Petschaft. Die Bitte fiel ihm auf; er fragte nach der Ursach. —— „Die Brieftasche," — sagte ich, „ist mir überliefert. Ich bin Wallenroths Freund — und er soll nie sagen, „daß ich mich in seine Familiengeheimnisse „gedrängt habe. Ich versiegele die Tasche „mit deinem Pettschaft und in deiner Gegenwart erhält Wallenroth versiegelt das Anvertraute zurück." — Mein Freund lächelte; gab mir aber sein Pettschaft mit seinem Familienwappen und ich selbst versiegelte das Packet, in welchem die Brieftasche war.

Hoffentlich wird man es nicht zu hart beurtheilen, wenn ich so versiegelte, daß das Oeffnen, ohne daß Jemand es merke, eben nicht zu den Zauberkünsten gehörte. Es war nicht Neugierde, Wallenroths Heimlichkeiten zu wissen, ich hatte Gründe zu vermuthen, daß diese Briefe mir Aufschluß über meine Hoffnungen geben würden. Ganz ruhig

konnte ich bei dieser Hoffnung nicht seyn. Wallenroths unbekanntes Schicksal stellte sich meiner Freude immer in den Weg, wenn auch die Hoffnung auf Augenblicke die Oberhand behielt, so war es doch die doppelte Ungewißheit über Wallenroths Loos und über den mir eben so unbekannten Inhalt des Briefpackets. Jeden Augenblick dachte ich an den Inhalt desselben und durfte es in Gegenwart meines Freundes nicht wagen, mich zu überzeugen, ohne theils mein gegebenes Wort in Verdacht zu bringen, theils einen Dritten in ein Geheimniß einzuweihen, das nur im Fall eines glücklichen Ausganges Sache der Offenheit werden konnte. Vielleicht war ich nie so gesprächig als jetzt — ich suchte meinen Freund so gut als möglich zu unterhalten — wie leicht konnte er den Wunsch äußern, jene Briefe lesen zu wollen, wie leicht konnte ich schwach genug seyn, ihm nachzugeben? — Doch ich verhinderte dies, indem ich meinen Freund auf andere Gegenstände zu führen wußte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein mehr als gewöhnlicher Lärmen erhob sich im Lager; ich glaubte schon, daß uns Kleist und Belling den Gegenbesuch und zwar glücklicher, als wir den ersten Besuch gemacht hatten, geben werde; allein dazu war der ganze Tumult zu freudig. Mein Freund ließ, um auf jeden Fall vorbereitet zu seyn, die Wache ausrücken, und schickte sogleich einen Gefreiten, um Erkundigung einzuziehen. Nach wenig Minuten kam dieser mit der Nachricht zurück, daß der neue Heeresführer, der General Haddick, jetzt unerwartet angekommen sey, und daß der vorige, der General Serbelloni, sich anschicke, das Heer zu verlassen. Dies hätte mir in meinem Verhältniß einerlei seyn können; denn wie selten kommt der erste Anführer mit dem Subaltern in Berührung, wenn beide nicht Verwandte sind? Aber in der Hinsicht mußte mir diese Veränderung wichtig seyn, da General Haddick im eigent-

lichen Sinne des Wortes ein Freund meines Oheims war, ein Verhältniß, davon das zwischen Serbelloni und meinem Oheim gerade das Gegentheil war; ich mußte jetzt mit allem Recht erwarten, daß Haddick eine ganz andere Ansicht von meinem Oheim haben werde — daß er das freilich leider nicht gelungene Unternehmen aus einem andern Gesichtspunkte nehmen werde, als der, meinem Oheim gehässige Serbelloni. Um je mehr ich mich von dieser Ansicht überzeugte, um so ruhiger war ich, da mein Loos von dem Loose meines Oheims abhing. Ich betrog mich auch nicht in meinen Hoffnungen; denn wenig Zeit nachher kam der Adjutant mit meinem Degen und kündigte mir das Ende meines Arrestes an. Ich ging mit ihm aus dem Wachtzelte. — „Sie haben dem Major „das Concept gewaltig verrückt. Ihr Herr „Oheim freuet sich sehr über Ihr Betragen," sagte mir der Adjutant. Ich wunderte mich in Ernst über dies Lob, das ich nach meiner Ansicht in keinem Stücke verdient hatte; ich fragte darnach. — „Sie haben sich bei der

„Ankündigung Ihres Arrestes so ruhig, so „männlich-fest genommen." — „Ist nicht „mehr als die bloße Schuldigkeit." — „Freilich. Aber der Major hätte gern gese„hen, Sie hätten diese Schuldigkeit diesmal „aus den Augen gesetzt." — „Das Ver„gnügen kann er ein andermal haben. Er „darf mir bei Gott das nicht wieder sagen, „darf es noch weniger in dem Tone sagen." — „Seine Absicht war, Sie zu reitzen — Sie „sollten sich eines Vergehens schuldig machen. „Ihr Herr Oheim sollte mit hinein gefloch„ten werden, und vielleicht konnte so etwas „seine Entlassung bewirken." — Ich hatte Gründe genug, dem Major so etwas zuzutrauen, und nahm es mir desto ernstlicher vor, so vorsichtig als möglich zu seyn. Ich erfuhr von dem Adjutant, daß mein Oheim den Degen auch schon wieder habe, und sah auch wirklich schon vor seinem Zelte die Schildwacht wieder. Mein Oheim empfing mich mit allen Aeußerungen der Freude. — „Ich „habe für dich gezittert," sagte er, „ich „kenne deine Hitze. Lieb ists mir, daß ich

„vergebens gefürchtet habe.“ Ich brachte das Gespräch auf Wallenroth — ich fragte den Adjutant, ob der Major schon etwas für meinen Freund gethan habe? — Er wußte dies nicht; zweifelte auch sehr daran, daß etwas geschehen sey. Meines Arrestes entlassen, mußte ich mich dienstgemäß bei meinen Vorgesetzten melden, unter denen der Major war. Ich hatte wirklich nöthig, alles mein kaltes Blut zusammen zu halten, da der Major mich mit der freundlichsten Miene versicherte, wie lieb es ihm sey, daß sein Verwenden für mich bei dem General Haddick so wirksam gewesen sey. — Gereizt, wie ich war, fühlte ich, daß meine rechte Hand unwillkührlich zuckte; ich hätte den Mann durchbohren können, so sehr verdroß es mich, daß er mich so einfältig ansah, mir diese Unwahrheit aufheften zu können. Zum Glück erwachte mein Stolz, das Bewußtseyn, besser zu seyn und die Freude, die ich meinem redlichen Oheim machte, wenn ich mich seiner Erwartung gemäß nahm. — Ich hatte sogar die Geistesgegenwart, des Gehaltlosen spotten zu kön-

nen; ich dankte ihm mit fester Miene und setzte hinzu, da er diesen Dank annahm, „eben so danke ich Ihnen für Ihre gnädige „Vorsorge für meinen Freund Wallenroth, „dessen Sie sich, wie ich gehört habe, so thä„tig annahmen.“ — Möglich, daß er hier den Spott merkte, denn er wurde sichtbar verlegen; er stammelte einige Entschuldigungen, daß die Ordonanz noch nicht mit der bestimmten Nachricht über meines Freundes Schicksal zurückgekommen sey — daß er dieser mit jeder Minute entgegen sähe und daß er sich herzlich freuen würde, mich die wenigen unangenehmen Stunden meines Arrestes vergessen zu machen. —

Ich wußte zu gut, wie ich dergleichen zu nehmen hatte; ich fühlte in der That eine sehr nahe an Verachtung grenzende Gleichgültigkeit gegen den Mann, der in diesem Augenblick kaum so viel Muth behielt, mich dreist anzusehen. Ich verließ ihn, um zu meinem Oheim zu gehen, der mich bei meiner Erzählung versicherte, dies alles so und nicht anders erwartet zu haben. Er versprach

mir um so thätiger die Hand ans Werk zu legen. Er hielt Wort. Sein erster Weg war zu dem General Haddick, den er so sehr für meinen Freund einzunehmen mußte, daß zur Stelle gleich Anstalten gemacht wurden, um Gewißheit über Wallenroths Schicksal zu haben. — Man kann leicht denken, wie angenehm es mir seyn mußte, zu diesem Geschäft gewählt zu werden, und wie gern ich diesen Auftrag übernahm. — Gern hätte ich Wallenroths Briefe durchgelesen — öfters hatte ich die Brieftasche schon in Händen jenes Siegel zu brechen; eine gewisse Ehrfurcht für die Geheimnisse meines Freundes hielt mich jedesmal ab und endlich beschloß ich, um der immer stärker werdenden Versuchung ganz aus dem Wege zu kommen, das mir anvertrauete Heiligthum der Freundschaft meinem Oheim versiegelt zu überliefern. Er lobte meinen Entschluß, vielleicht sah er meine Absicht — vielleicht vermuthete er, daß unser so enges Verbündniß nicht blos das Werk der Freundschaft war — daß vielleicht Liebe zu Wallenroths Schwester die Haupttriebfe-

der sey. Genug, ich war weit leichter um mein Herz, da ich mir selbst die Gelegenheit genommen hatte, ein Unrecht an meinem Freunde zu begehen. Auf den Befehl meines Oheims ging ich selbst zu dem würdigen Heerführer Haddick, der mich mit ausgezeichneter Güte empfing und dadurch mein ganzes Herz gewann; gleich im ersten Augenblick stand der Entschluß unerschütterlich bei mir, willig und gern mich in den gewissesten Tod zu stürzen, wenn ich diesem so einzigen Manne eine Freude dadurch machen konnte. So haben große und berühmte Männer die Herzen derer, die mit ihnen in Berührung kommen, in ihrer Gewalt, wenn aus ihrem Benehmen ein edles menschenfreundliches Herz leuchtet. Nach einer Unterredung von mehreren Minuten gab Haddick mir ein Schreiben. — „Geben Sie dies an meinen Freund „Belling," sagte er. — Ich sah ihn bei dem Ausdruck „Freund" etwas befremdet an. Er lächelte. — „Ihnen fällt es auf, daß ich „den feindlichen General Freund nenne?" — Wirklich fiel mir dies auf; daß ich es mir

nicht merken ließ, wenigstens nichts weiter darauf antwortete — bedarf keiner Erwähnung. Haddick fuhr fort: „auch Sie, mein „Sohn, werden im Laufe des Krieges im „feindlichen Heere manchen trefflichen Mann „kennen lernen, bei dem Sie gern Rock und „Feldzeichen vergessen und blos das Herz „achten. Ich lernte Belling schon im vori„gen Kriege kennen. Wir wurden trotz der „Verschiedenheit unserer Pelze und Dollmans „bald Freunde und sind es noch.“ — Ich verließ den würdigen Heerführer, um noch einmal zu meinem Oheim zu gehen — ich erzählte ihm, was mir so eben Haddick gesagt hatte. — „Freilich“ war die Antwort, „ein Haddick kann das laut äußern; jedem „andern mögte die Offenherzigkeit übel an„gerechnet werden. Und doch fürchte ich, „daß sie auch dem Feldmarschall schaden wird. „Indeß ist dir das Schreiben an den Gene„ral Belling viel werth. Er schafft dir dei„nen Freund wieder, wenn irgend Möglich„keit dazu da ist. — Noch eins, die Brief„tasche nimm Wallenroth mit; ihm ist viel-

„leicht sehr daran gelegen, sie wieder zu ha„ben.“ —

So ritt ich wirklich fort. Es war regnigtes unangenehmes Wetter — ich hatte über dem Hute einen Ueberzug, ein dunkles Oberkleid schützte meine Uniform. Der Lieutenant der Feldwache gab mir das Feldgeschrei — ich ritt durch die Feldposten hin und erreichte bald ein Gehölz, das ich durchreiten mußte, und das ein gewöhnlicher Tummelplatz unserer Kroaten und der feindlichen leichten Truppen war. Ich dachte kaum daran, denn ich war blos mit meinem Freunde beschäftigt; ich malte mir die frohe Stunde des Wiedersehens so reitzend aus, daß ich für nichts anders Gedanken hatte, sondern mein Pferd austraben ließ, was es wollte. —

Da geschah ein Schuß — deutlich hörte ich, wie die Kugel meines Pferdes Kopf traf, es machte einen Seitensprung und stürzte im Augenblick unter mir zusammen. Fünf oder sechs mit rothen Mänteln gekleidete baumhohe Krieger eilten aus dem Gebüsch und setzten mir unter lauten Toben die Bajonette auf

die Brust. Ich war ganz ruhig — denn so unangenehm mir auch der Schrecken und der Tod des meinem Oheim gehörigen Pferdes seyn mußte, so sah ich doch auf den ersten Blick, daß diese Krieger zu unserm Heere gehörten; ich durfte also darauf rechnen, daß man mich entlassen würde, und das höchste Unglück das seyn werde, daß man mich nach unserm Lager zurückbringe. Aber darauf hatte ich nicht gerechnet, daß diese halbwilden furchtbaren Krieger von einem der wildesten Stämme der Nachbarn der Türken waren — daß sie erst vor einigen Tagen zum Heere gekommen, und daß der General, unter dem sie standen, die unverzeihliche Unvorsichtigkeit beging, diesen rohen Kriegern dadurch mehr Neigung zum Dienste einzuflößen, daß er ihnen Freiheit gab, an dem äußersten Ende der Stellung auf einzelne Preußen Jagd zu machen. Die Leute verstanden von unserer Landessprache kein Wort; sogar den so auffallenden Unterschied der Oesterreichischen und Preußischen Uniformen bemerkten sie nicht. Wie wüthende Bestien stürzten sie über mich

her; ich redete sie im gebrochnen Ungarisch an — ich zeigte ihnen mein goldnes und schwarzes Feldzeichen — ich zeigte ihnen den weißen Rock mit den hellgrünen Aufschlägen meiner 3 Regiments — alles war vergebens. Wie Wilde an Afrikas Küsten über den gestrandeten Europäer herfallen und gegen seine Bitten, um Schonung, taub sind, weil sie seine Sprache nicht verstehen, so war es auch hier. Die Leute nahmen mir die Uhr und Börse — sie rissen den Umschlag der Brieftasche auf, warfen die Briefe und selbst die Banknoten, deren Werth sie nicht kannten, zur Erde und behielten blos die Brieftasche; dann machten sie sich über das erschossene Pferd her, nahmen alles Sattelzeug mit sich, und kaum war ich mit dem Auffammeln der Briefe und Banknoten fertig, als man mich unter Zank über den Antheil den jeder an der Beute haben wollte, tiefer in den Wald hinein brachte.

Vierzehntes Kapitel.

Wollte ich sagen, ich wäre, selbst ohne Rücksicht auf Wallenroth zu nehmen, in dieser Lage ruhig gewesen, so würde ich eine Unwahrheit sagen; ich wurde um so unruhiger, da einige Mienen und Bewegungen meiner Begleiter sogar auf die Absicht, mich zu morden, schließen ließen. Es war jetzt spät Nachmittag, als meine sonderbare Wanderung ihr Ende in einem wirklich gräßlichen Thale erreichte. Viele Feuer brannten hier, viele Hütten von Strauchwerk und Zweigen waren hier gebauet, die alle von diesen wilden Kriegern bewohnt waren, und in denen man alles erblickte, was den Namen der höchsten Unreinlichkeit verdiente. Daß einem Jeden, wenn er auch nicht in meiner Lage war, die Hütten einer Räuberhorde einfallen mußten, bedarf kaum der Erwähnung. — Ich wurde in eine dieser Hütten gebracht; ein Strohlager, das halb vermodert war, wurde mir angewiesen; dicht neben mir lagen zwei

dieser Unholde und bewachten mit argwöhnischen Blicken jede meiner Bewegungen. —

Es ist eine durch Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß man in solchen Lagen vergessen muß, was nicht zu ändern ist, und daß man am besten thut, sich mit etwas andern zu beschäftigen, um den Eindrücken des Unglücks die Kraft zu rauben, die unserer Ruhe so nachtheilig wird. Was konnte ich in meiner Lage besseres thun, als den Inhalt der Brieftasche, jene mir so wichtigen Briefe, durchzulesen? Meine Schuld war es nicht, daß jenes Heiligthum der Freundschaft erbrochen war; ich hatte mir nichts vorzuwerfen und fand Gründe genug, die meine Neugierde entschuldigen konnten, wenigstens hatte ich Gründe, mit denen ich jeden Zweifel an Rechtlichkeit sehr leicht zu beschwichtigen hoffte. Schwerlich hat wohl Jemand in solcher Umgebung und in solchem Verhältniß Briefe dieses Inhalts gelesen. Meine beiden Wächter mogten wahrscheinlich vom Lesen und Schreiben nicht die mindesten Begriffe haben; sie wehrten mir meine Unterhaltung freilich

nicht; aber ihre Miene und ihr Verwundern verrieth, wie unbegreiflich es ihnen war, daß ein Mensch die einzelnen Schriftzüge mit Aufmerksamkeit ansehen, und dadurch Freude oder Kummer über sein Gesicht verbreiten könne. Ich entfaltete einen der Briefe, dessen Aufschrift von einer weiblichen Hand war; ich sah gleich nach der Unterschrift — wer mögte mein Staunen, mein Erschrecken beschreiben, da am Ende des Schreibens stand: „Deine unglückliche Schwester Therese von „Wallenroth." — Meine Neugierde stieg auf den höchsten Grad. Der Ausdruck „Un„glücklich" war mir zu wichtig und ergriff mich zu sehr, als daß ich das lange Schreiben mit erforderlicher Ruhe und mit prüfender Bedächtlichkeit hätte lesen können. Flüchtig eilte ich über den Brief hin — natürlich, daß ich vom Inhalte wenig wußte. Erst da, nachdem ich mich gesammelter fühlte, las ich bedächtlich. Wie es mich ergreifen mußte, zu erfahren, daß man Theresen zu der Heirath mit einem Unwürdigen, aber äußerst Reichen zwingen wolle — wie es mich er-

schütterte, da Thereſe ſchrieb, daß ſie allen möglichen Widerſtand leiſte — daß dieſer Widerſtand aber ſchwerlich von langer Dauer ſein werde, da ſelbſt ihr Vater, der ihr ſonſt ſo ſchonend, ſo liebreich begegnet, der ſonſt ſelbſt dieſe Heirath nie gebilligt habe, jetzt durch einige Briefe vom Hofe aus bewogen, ſie zurede, die Hand des Verhaßten nicht länger auszuſchlagen — wie es mich angreifen mußte, da Thereſe den feſten Wunſch äußerte, in einem Kloſter den Schleier zu wählen — das darf ich nicht erſt beweiſen wollen. Mein Herz war zum Zerſpringen gepreßt, da Thereſe ihren Bruder um Hülfe bat — da ſie ihn beſchwor, noch einmal die früher vergebliche Bitte an die Mutter zu thun, und dieſer, der helfen ſollte — dieſer, mein erſter Freund — war vielleicht nicht mehr — war vielleicht ſelbſt hülfsbedürftig! Schreckliche Vorſtellung! — Aber was mußte ich empfinden, da ich weiter las, da ich die folgende Stelle fand:

„Und warum, lieber Franz, ſollte ich „dir ein Geheimniß aus meinem Herzen

„machen? Unter dem Siegel der heiligsten „Verschwiegenheit gestehe ich es dir, ich liebe „deinen Freund B... — Ob ich ihm gleich„gültig bin? — ich weiß es nicht, ich glaube „es noch weniger. Wie glücklich würde dei„ne arme Schwester seyn, stände B... an „der Stelle dessen, an den man mich fesseln „will! Tausendmal habe ich meinen Eltern „schon mein Herz enthüllen wollen, aber ich „habe den Muth nicht. Ich erscheine mir „selbst wie eine zum Tode Verurtheilte, die „sich noch mit Einem Grunde ihrer Begna„digung schmeichelt, aber nicht den Muth „hat, diesen Grund anzuführen, weil sie im „voraus sieht, er wird auf das Herz der „Richter, auf den Ausspruch des harten Ge„setzes nicht wirken. Lieber Franz, wie wäre „es, wenn du dem Vater das alles vorstell„test? Ich kann es nicht, ich fühle, es ist „Pflicht für mich, diesen Schritt zu thun, „und — mein Fuß schaudert zurück, ehe ich „den Schritt wage." —

Ich überlasse Jedem, sich das zu denken, was ich in diesem Augenblicke empfinden

mußte. Weitere Beschreibung dessen, was jetzt in mir vorging, ist unmöglich, ist überflüssig. Ich war außer mir — ich vergaß, wo und in welcher Gesellschaft ich war; ich sprang auf, ging in der elenden Hütte auf und nieder; meine beiden Wächter sahen mich freilich gespannt an, ließen es aber doch geschehen. Nur da, als ich aus der Hütte treten wollte, standen sie auf und warfen mich mit einigen Drohungen des Niederschießens auf das vermoderte Strohlager zurück; da erst sah ich, wie das ernste Schicksal mit mir gespielt hatte; da erst fühlte ich mein Unglück — fühlte, wie die Verzweiflung meines Herzens mit jedem Schlage desselben wuchs, ich sah nirgends Hoffnung — nirgends einen erheiternden Blick meines Schicksals. —

Ich weiß nicht, ob andere in gleicher oder doch ähnlicher Lage die Erfahrung an sich gemacht haben, die ich jetzt an mir machte; wenn das Unglück die möglichst höchste Stufe erreicht hat, dann ist man gewöhnlich entschlossener und wird fester, als man dann ist, wenn das Unglück durch einige gaukelnde

Bilder der Hoffnung eine mildere Gestalt annimmt. In diesem Falle pflegen die Hoffnungen zu täuschen und die Täuschung ist unangenehmer, als dies Unglück selbst. Im ersten Falle, wenn gar keine Hoffnung sich mehr zeigt, tritt ein gewisser Trotz ins Herz; man ist überzeugt, daß das Unglück nicht höher steigen kann; man fühlt sich groß bei dem Gedanken, den ernstesten Kampf gegen das Schicksal bestehen zu müssen, und man wird muthiger, als man selbst glaubte. — Ich machte wenigstens an mir die Erfahrung, daß mein eigentlicher Muth weniger gesunken war; die Vorstellung, daß Thereſe mich liebe, daß sie dieser Liebe wegen leide, hob ihn auf die höchste Stufe. Mein Freund hatte mir vor einiger Zeit mit neuer Hoffnung geschmeichelt — meine Ueberlegung sagte mir, daß er dies zu der Zeit that, als er an seine Eltern schrieb — meine Einbildungskraft zeigte mir das Gelingen und neue Hoffnungen würden mich ganz beruhigt haben, hätte ich meinen Freund um mich gesehen — wäre ich jetzt im Stande gewesen, ihn zu

sprechen. So freilich mußte das schöne Gebilde meiner Hoffnungen bald zusammen fallen, wenn ich auf meine Umgebung, auf mein Schicksal sah. —

In den Empfindungen versunken, blickte ich kaum auf, als ein starkes Commando Husaren von Baronay auf dem Platze vor den Hütten sich aufstellte. Der Anführer der Horde, die mich aufgegriffen hatte, ging zu dem Commandeur der Husaren, um den Spion zu melden, den man in mir gefangen hatte. Ich schließe dies daraus, weil ich den Augenblick vorgerufen wurde. Ruhig folgte ich; ich wußte, daß meine Befreiungsstunde schlagen müsse, so bald ich Leute vor mir sah, mit denen ich sprechen konnte.

„Aber in aller Welt, wie kommen Sie, „lieber B. in die Klauen dieser Hottentot„ten?" rief mir der Husarenofficier entgegen. Ich erkannte ihn sogleich; ich hatte ihn oft bei Meldungen und in Geschäften bei meinem Oheim gesehen. Ich erzählte mein Abentheuer — ich zeigte den Brief des Generals Haddick an den feindlichen Heerführer Bel-

ling und erregte durch meine Erzählung mehr Abscheu und Zorn über die That, als Verwunderung. Der Führer jener Horde mußte näher treten; ohne viele Umstände hieb ihm der Husarenofficier einigemal mit der flachen Klinge über den Kopf, daß der Erschrockene fast niederstürzte. Die fünf Mann, die mich gegriffen und geplündert hatten, mußten vortreten; der Officier redete sie in der Sprache ihres Vaterlandes an und beschloß die harte Anrede damit, daß er zehn seiner Husaren absitzen und so lange auf die umsonst Bittenden hauen ließ, bis diese blutig und erschöpft niedersanken. Fast kriechend überreichten sie mir die Sachen, die sie mir genommen hatten. Meine Bitten um Schonung der Unglücklichen waren vergebens; mein Retter ließ immer auf sie losschlagen, und versicherte mich, daß er sie geradezu würde aufhängen lassen, wenn nicht ein Theil des Vergehens an mir selbst auf den Commandeur der Postenkette fiele, der die unverzeihliche Nachlässigkeit begangen, der Horde nicht einige solcher Leute zuzugesellen, die

jede der Sprachen im Kaiserlichen Heere verständen.

Die in der That schreckliche Execution war vollbracht — die armen Menschen wurden in jene Hütte geworfen, in welcher ich so schreckliche drei Stunden durchlebt hatte; ich äußerte jetzt lebhaft den Wunsch, meinen Auftrag ausrichten zu können. Der Officier gab mir eins seiner Pferde. Es fing an dämmerig zu werden. —

„Allein lasse ich Sie nicht weiter," sagte der Husar. „Sie sind in dem Holze in noch „größerer Gefahr, wenn Sie nicht mit der „Sicherheit eines Abgesandten reisen, und „wenn man Sie nicht für einen solchen an„sieht. Die vom Preußischen Freicorps mög„ten es leicht eben so arg mit Ihnen ma„chen." — Seine sehr heilsame Aeußerung erhielt dadurch noch mehr Werth, daß er einen Trompeter den Befehl gab, mich an die Vorposten der Preußen zu begleiten, und daß er sich von freien Stücken erbot, noch an diesem Abend bei der Meldung den General Haddick mein Abentheuer zu erzählen. —

Funfzehntes Kapitel.

Dankbar verließ ich den Ort, an dem ich so viel ausgestanden hatte; und da der Trompeter ein äußerst williger Mann war, der überdem einsah, wie viel sein Officier aus mir mache, so ging die Reise so schnell als möglich. Mit Anbruch des Abends waren wir in dem Walde, dessen Boden eben genug war, um im Trabe bleiben zu können. Fast ununterbrochen gab der Trompeter die Signale, um uns dadurch gegen eigentlich feindliche Anfälle in Sicherheit zu setzen. Endlich schallte uns das gewöhnliche „Wer da?" eines Postens entgegen. Der Trompeter gab ein kurzes Signal — ich ritt dem Posten näher und meldete mich als Abgesandter vom General Haddick an den General Belling. Auf Befehl des Postens mußte ich halten — der Preuße rief meine Meldung einem andern zu und bald trat ein Unterofficier an mich heran, ließ sich meine Meldung wiederholen und führte mich zu dem

Officier, der mit seiner Wache in einer Strauchhütte lag. Er war ein äußerst artiger Mann, der mir sogleich einen Gefreiten mit gab, um mich zu dem General zu bringen, der im nächsten Dorfe lag. Mein Trompeter ritt mit. Wir erreichten das Dorf bald — so finster auch die Nacht war; die erleuchteten Fenster des Dorfes waren die sichersten Wegweiser. Mein Begleiter brachte mich an des Generals Quartier. Der an der Thür auf Posten stehende Husar berichtigte mir, daß der General vor mehreren Stunden ausgeritten sey, daß er aber gewiß bald zurückkommen werde. Zugleich rief er einige andere Husaren, die mir und dem Trompeter die Pferde abnahmen. —

Das Quartier des Generals war ein gewöhnliches Bauerhaus, auf dessen Flur sich eine ganze Wache schwarzer Husaren mit einem Todtengerippe vor der Mütze befand. Ein Unterofficier, der mir nicht ganz unbekannt vorkam und dessen Gesicht ich irgendwo gesehen haben mußte, sagte mit einer gewissen einnehmenden Art: „Wollen Sie für

„Ihre Person nicht lieber in jenem kleinen „Stübchen die Ankunft des Generals abwar„ten? „Es liegt freilich ein blessirter Offi„cier darin — indeß Sie finden doch da „mehr Bequemlichkeit, als hier im Zuge.“— Er ging mit diesen Worten voran, um mir die Thür zu öffnen. Ich folgte. Eine Grabesstille herrschte in dem Gemach — auf dem Tische brannten zwei Lichte — ein junger Mensch saß am Tische und war eingeschlummert; unser Eintreten weckte ihn — schlaftrunken fragte er nach meinen Befehlen; mein Begleiter nannte ihn Herr Chirurgus und bat für mich um Erlaubniß hier so lange bleiben zu dürfen, bis der General zurückkäme; ich fügte noch die Bitte um Verzeihung, ihn in seiner Ruhe gestört zu haben, hinzu. Der Chirurgus lächelte; er versicherte mir, daß ihm mein Besuch um so angenehmer sey, da er wirklich blos aus Mangel irgend einer Unterhaltung eingeschlummert sey. — „Wie gehts denn mit Ihrem Pa„tienten?“ fragte der Unterofficier. Der Arzt versicherte das Beste, obgleich nach seinem

Dafürhalten die Cur so gar geschwind nicht gehen werde. Er nahm das eine Licht und leuchtete über das reinliche Bette des Verwundeten hin. Aus einer gewissen Theilnahme trat ich dem Bette näher — ich sah den Schlummernden schärfer an — — wie mußte mir in dem Augenblicke werden, da ich meinen Freund Wallenroth in dem Verbundenen erkannte! Mein Erschrecken und mein Ausruf der Verwunderung, des Staunens, fielen den beiden auf — sie zogen mich von dem Bette fort — fast ohnmächtig sank ich auf einen Schemel nieder; ich war kaum im Stande das Verhältniß, in welchem ich zu dem Verwundeten stand, auseinander zu setzen. — Beide staunten bei meinen Worten. Der Chirurg machte es mir zur heiligen Pflicht, mich ja bei dem Erwachen des Schlummernden ganz ruhig zu verhalten; er belehrte mich, daß die mindeste Erschütterung von Freude oder Schrecken den augenblicklichen Tod des Verwundeten bewirken könne. „Ich will" setzte er hinzu — „Ihren Freund „auf Sie vorbereiten; Sie müssen mir Ihr

„Wort darauf geben, ihm nicht eher nahe „zu kommen, bis ich es erlaube. Ich muß „für den jungen Herrn stehen; der General „hat ihn mir auf die Seele gebunden, und „ich muß wissen — muß am besten wissen, „wie ein solcher Patient zu behandeln ist.“ — Ich versprach, was der Chirurgus mit wichtiger Miene von mir verlangte. Es mußte mir die größeste Freude machen, daß der General meinen Freund so ausgezeichnet empfohlen hatte; ich erkundigte mich näher darnach; ich wollte die Versicherung noch einmal hören. — „Ich weiß weiter nichts,“ war die Antwort. „Der General band mir „den Verwundeten auf die Seele; sein Va„ter sey ein alter Freund vom General.“ —

Der Hufschlag mehrerer Pferde unterbrach das weitere Gespräch. — „Jetzt kommt „der General!“ sagte der Unterofficier und ersuchte mich, ihm zu folgen. Belling stieg eben ab, den Trompeter fragend, was er bringe? als ich mich meldete. Ich mußte den Brief abgeben. Belling warf Pelz und Säbel auf einen Stuhl, strich sich freundlich

den Bart, und fragte mit einnehmender Miene während des Entsiegelns: „Also ge„sund und frisch ist doch mein alter Freund „Haddick?" Ich versicherte dies. Belling wurde immer aufmerksamer, je weiter er las. — „Habe ich doch bei Gott in der „Seele meines braven Freundes gehandelt!" sagte er zu einem Staabsofficier seines Regiments, der mit im Zimmer war. „Meine „Husaren bringen gestern einen schwer ver„wundeten Oesterreichischen Officier, der kaum „seinen Namen Wallenroth, Graf Wallen„roth noch nennen kann. Mir ist, als ruft „mir Jemand zu, dies ist der Sohn des „Mannes, der sich deiner vor sechszehn oder „siebzehn Jahren an der Mährischen Grenze „so freundschaftlich annahm! Ich nehme den „Verwundeten hier ins Haus — halte ihm „den geschicktesten Chirurg — und — da lie„ber Major, lesen Sie selbst, der General „Haddick schreibt und empfiehlt mir den treff„lichen Sohn meines Wohlthäters!" — Ich wurde durch diese, so viele Freude verrathende Aeußerung des Generals Belling dreister;

ich trat ihm näher und dankte ihm mit Rührung und mit feuchten Augen für die edle Güte, die er meinem Freunde erwiesen hatte. Des Generals Augen glänzten, da er dies von mir hörte — ich mußte ihm alles erzählen — ich beschrieb ihm das Gut, auf dem ich Theresen hatte kennen gelernt; der General war außer sich vor Freude. „Ja, „ja!" rief er, „es ist eben das schöne Gut, „drei Meilen von Leutomischl — ich wollte „es noch malen. Ihr Freund war damals „ein Knäbchen, so groß — die Mutter — „ein bildschönes Weib — aber etwas stolz — „der Vater, ein gerader deutscher Mann — „nicht wahr?" — — Ich gab dem General Recht, weil er Recht hatte. Er rief den Bedienten, „die beiden Oesterreichischen Pferde „werden abgesattelt, gefüttert und dem Trom„peter ein gut Nachtquartier! Erst morgen „reitet er zurück! Der Chirurgus soll her„kommen!" — Der Bediente richtete den Befehl aus. Der Chirurg erschien. Belling erkundigte sich nach dem Befinden meines Freundes, wie ein Vater es thun würde.

Die Freude leuchtete aus seinen Augen, da der Wundarzt versicherte, daß gar keine Todesgefahr da sey. — „Freilich ist mit dem „Säbel nicht gespaßt. Der Hieb im Nacken „ist hart — dem im Arme fehlt auch nichts. „Hundert andere würden an diesen Wunden, „wo nicht ganz abfahren, doch Zeitlebens „krumm und lahm bleiben — aber dieser „Verwundete hat einen trefflichen festen Körper — ist ganz zu Operationen gemacht und „hat, was die Hauptsache ist, nichts Unreines im Blute — der Herr General werden „mich verstehen!" — „Ja, ja, weiß schon „was dies Kapitel in sich hat! Sorge Er „nur recht für den Patienten!" — Der Chirurg versprach alles zu thun — „der „Herr wacht jetzt; wenn etwa der Herr General ihn sprechen wollten," setzte der Wundarzt hinzu. — „Ich will ihm wenigstens „die Freude machen, ihm des General Hadicks Brief vorzulesen und zugleich seinen „Freund zu präsentiren," — äußerte Belling. — „Zu dem letztern mögte ich nicht „rathen. Der Verwundete muß auf alle

„starken Affekten nach und nach vorbereitet „werden. Jede Ueberraschung ist tödtlich. „Schon die Alten haben das eingesehen und „uns Jüngern zur ersten Pflicht gemacht, „jeden Verwundeten vor Aerger, Schreck „und plötzlicher Freude zu hüten." — „Nun „gut; ich glaube Ihm das auf Sein ehrli„ches Gesicht. Gehe Er hin und bereite Er „den Graf vor." — Der Chirurgus ging. — „Eine gute Stunde müssen wir Geduld ha„ben," meinte der General. „Ich kenne „diesen Arzt, er mögte das kalte Fieber mit „Worten kuriren, so viel und so weitläuftig „spricht er, wenn er einmal im Zuge ist." — Ich erzählte jetzt dem General meine Geschichte. Er wollte sie wissen und es schien, als mache sie ihm Vergnügen, zumal, da mein Oheim ihm nicht unbekannt war. Natürlich, daß ich von meiner Liebe zu Theresen schwieg, ob ich gleich etwas erröthen mogte, da der General mich fragte, ob Graf Wallenroth noch mehrere Kinder habe? und ich Theresen als die Schwester meines Freundes nannte. —

Der General hatte Recht, wenn er sagte: „Wir haben gewiß eine gute Stunde Zeit, „ehe der Chirurg mit seiner Vorbereitung „fertig wird;" — denn ich hatte nicht nur in der Zeit meine Geschichte, mein Abentheuer auf der Herreise, sondern auch die Geschichte meines Freundes erzählen können, ehe der Wundarzt wieder kam, und als Sachkundiger dem General geradezu, mir aber unter der Bedingung, mich anfangs etwas verborgen zu halten, die Erlaubniß einzutreten gab. Lächelnd versprach der General dafür zu sorgen, daß mein Erscheinen keinen Querstrich in seine Heilkunde mache. Ich darf wohl nicht erst versichern, daß es mir schwer wurde, ein ruhiger Zeuge dieses Auftritts zu bleiben; wie Wallenroth im Bette aufgerichtet dem General die Hand reichte und mit der bescheidenen Sitte des Gebildeten fragte; „wodurch Er sich einer so ausgezeichnet edeln „Behandlung werth gemacht habe?" — „Sie, „junger Freund, durch nichts, als durch das „Recht, das jeder Mensch hat; Jeder ist auf „den andern angewiesen. Was ich Ihnen

„thue, ist, ich trage eine alte Schuld ab.“ — „Alte Schuld?“ — „Ja ja. Sie waren „damals noch ein kleiner Spring ins Feld, „als man vor sechszehn Jahren einen gestürz„ten Husarenofficier nach Ihres Vaters Gute „brachte, und Ihre Eltern und ein trefflicher „Rittmeister Haddick sich des Unglücklichen so „menschenfreundlich annahmen.“ — „Mein „Gott, ich erinnere mich dessen ganz dunkel. „Ich mogte sechs Jahr alt seyn.“ — „Ganz „Recht, und dieser gerettete Husar bin ich. „Werden Sie nun noch weiter fragen, wes„halb ich Sie nicht nach Meissen oder Torgau „schicke, sondern Sie hier behalte? Als mir „Ihr Name genannt wurde, dachte ich gleich, „daß Sie ein Sohn meines Freundes seyn „mögten, und zum Beweise, daß ich mich „nicht geirrt habe, schreibt mir der General „Haddick und erkundigt sich nach Ihnen. „Rathen Sie, wer das Schreiben brachte?“ — „Wie kann ich das?“ — „Nun Sie sollen „auch nicht lange rathen. Sie haben einen „Freund B..., einen Neffen des Oberst „Wolfstein, nicht so? Eben der hat den

„Brief überbracht, und wenn Sie nun recht „ruhig seyn wollen, dann sollen Sie Ihren „Freund bald sprechen." — „Ja, darum „will ich auch gehorsamst gebeten haben," fiel der Chirurgus ein; indeß der General mich an das Bette des Freundes führte. Ich glaube, es ist leichter, einen großen Schmerz, einen starken Schrecken zu unterdrücken und zu verbergen, als eine große Freude, wenigstens kostete es mich eine mehr als gewöhnliche Kraft, mich nicht mit allem Ungestüm der Freude in meines Freundes Arme zu stürzen. Wir beide waren ruhig aus Zwang, nur in Thränen zeigte sich unsere Freude; wir hatten uns viel, sehr viel zu sagen, nur war uns die Gegenwart der beiden Zeugen lästig. Wallenroth — freilich that er es mit matter erschöpfter Stimme — konnte mir blos berichten, wie er in jenem unglücklichen Angriffe mit seinem Zuge den Rückzug habe decken wollen — wie man ihn und seinen Zug verlassen und den Angriffen der Husaren Preis gegeben — wie er sich da noch gehalten, als der Rückzug sich schon in regellose

Flucht aufgelöset habe und wie er auf diese Art der Uebermacht unterliegen müssen. — „Ja, daß muß Ihnen Ihr Feind nachrühmen, Sie haben sich brav gehalten; die eine „Escadron meines Regiments hats gefühlt," unterbrach ihn der General und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: „Komm Er mit, „lieber Herr Chirurgus; die beiden Herren „werden sich noch manches zu sagen haben, „das eben nicht ins Wachtbuch geschrieben zu „werden braucht." — „Aber ja ruhig!" sagte der Chirurgus, ehe er wegging. Ich versprachs in meines verwundeten Freundes Namen. —

Wir waren allein. Es war über Mitternacht hinaus und doch dachte keiner von uns an Schlaf; die Freude siegte über alle Erschöpfung. Ich saß an Wallenroths Bette, ich hielt seine gesunde Hand in der meinigen. — „Ich habe alles verloren," sagte mein Freund, „ich würde nichts daraus ma„chen, hätte man mir nur die Brieftasche „gelassen." — „Die ist gerettet; die habe „ich hier," — gab ich zur Antwort und er-

zählte die Art, wie sie in meine Hände gekommen war. Eben trat jener mir dem Anblick nach nicht unbekannte Husarenunterofficier herein, mir eine Kanne Kaffee bringend. Er hörte was ich erzählte — hörte, wie ich den Namen des braven Unterofficiers vom Kleistschen Kroaten-Corps mit Namen nannte, und wie ich meinem Freunde sagte, daß ich dem braven Manne nur mit Mühe eine der Banknoten habe anbringen können. — Er setzte das Kaffeegeräthe auf den Tisch — reichte mir die Hand und sagte mit einem gewissen edeln Stolz: „Ich danke Ihnen „für das rühmliche Zeugniß, das Sie meinem Bruder geben. Der Kroatenunter„officier ist mein Bruder; wir sind beide „Zwillinge." Jetzt war mir die früher so dunkle Bekanntschaft mit den Gesichtszügen des Husaren mit einemmale deutlich. Ich gab ihm Nachricht über das Schicksal seines Bruders und gab ihm mein Ehrenwort, das Loos desselben so erträglich zu machen, als in meinen Kräften stehe. Dankbar und gerührt verließ uns der brave Krieger; die

Thränen flossen in seinen Schnauzbart, da er wegging und mit dankenden Herzen versprach, für meinen Freund, wie für seinen eigenen General Sorge zu tragen. — Ich legte meinem Freunde die Brieftasche auf das Deckbett; eine kleine Anwandlung von Verlegenheit überlief mich, dachte ich daran, daß ich Theresens Brief gelesen hatte. Sie zu verbergen und mich zugleich zu rechtfertigen erzählte ich, wie der Officier auf der Feldwache auf meine Bitte die Brieftasche versiegelt habe; wie aber die Warasdiner bei dem unerwarteten Anfall sie aufgerissen und ich blos die Papiere habe retten können — wie ich sie endlich durch die Dazwischenkunft des Husarencommandos wieder erhalten habe. Ich erzählte dies alles mit einer Umständlichkeit, die selbst meinem erschöpften Freunde ein Lächeln abzwang. — „Thust du doch, „als hättest du einen Verrath abzubitten," sagte er. „Die Briefe gehen dich näher an, „als du glaubst." — Ich zwang mich die Miene des Staunenden anzunehmen; mein Freund sollte nicht merken, daß ich schon wisse,

was ich wirklich wußte. — „Gehen mich „an?“ fragte ich. — „Sehr nahe. Meine „Eltern, besonders meine Mutter, sind ge„gen diese Liebe, ob sie gleich dich sehr schäz„zen. Auf Theresens Bitte habe ich an mei„nen Vater geschrieben — erinnerst du dich „wohl, daß ich dir sagte, du könntest hoffen? „Mein Vater hat noch nicht geantwortet; „das macht aber nichts. Hoffe das Beste.“

Er entfaltete einige Briefe — unter ihnen war der, den ich in der Warasdiner Hütte gelesen hatte — und sagte: „Um dich „ganz zu überzeugen, wie sehr meine Schwe„ster dich schätzt, so lies hier. Ich gebe dir „die Briefe und will, so bald es geht, mei„ner Schwester schreiben, daß ich dies gethan „habe. Auch die Brieftasche ist dein; sie hat „vielleicht aus Rücksichten der Freundschaft „und der Liebe einigen Werth für dich.“ — Mein Freund war ganz erschöpft durch diese Worte; er sank auf sein Kissen nieder und bat mich ganz ruhig zu seyn, da er blos einiger Erholung bedürfe. Ich ließ ihn ruhig liegen — hatte ich doch Theresens Briefe zu

lesen, an deren Inhalt mir alles lag. Ich setzte mich hin — ich las — jede Zeile bewies, wie unglücklich Thereſe ſich in der Verbindung mit dem Grafen *** fand — wie blos die Aussicht, die Hoffnung mit mir verbunden zu werden, die Arme retten könne. Sie bat, ſie beſchwor ihren Bruder, ſich bei den Eltern für ſie zu verwenden, und ſchloß den einen Brief mit einer Schilderung deſſen, an den ſie verſprochen war, die mich in der That empörte. Es fehlte ihm faſt keine der Untugenden, die am erſten im Stande ſind, wirkliche Achtung in Verachtung zu verwandeln. Wie lange ich an dieſen Briefen geleſen habe, weiß ich ſelbſt nicht. Der Morgen dämmerte, als der Chirurgus eintrat; Wallenroth war eingeſchlafen; ich blickte unter mancher Thräne nach ihm hin. — „Sie „würden dem Patienten einen Gefallen er„zeigen, wenn Sie ihn nicht weckten;" flüſterte mir der Wundarzt leiſe zu. „Sie „glauben nicht, was eine Stunde ſolches „Schlafes für herrliche Wirkung thut! Alle „Mixturen und Arzneien thun das nicht,

„was gerade einem solchen Körper der Schlaf „thut. Fast mögte ich Sie bitten, den Herrn „ganz still jetzt zu verlassen; ich hoffe, daß „Sie ihn in einigen Wochen ganz gesund „wiedersehen.“ — Freilich war dies Opfer etwas stark; indeß, ich brachte es — noch einmal blickte ich auf meinen schlummernden Freund und verließ nun das Zimmer. Der General Belling war noch auf; er saß am Tische und schrieb. Ich sagte ihm, daß ich jetzt fort wolle — er ersuchte mich noch um einige Minuten, indem er den General Hadbick antworten wolle; ein kleiner Verzug, den ich mir gern gefallen ließ. Jetzt war der General mit seinem Briefe fertig — er gab ihn mir — ich empfahl meinen Freund und mich, und so ritt ich mit Aufgang der herbstlichen Sonne durch den Nebel dahin; jener Unterofficier der schwarzen Husaren, von dem der General Belling erfahren hatte, in welchem Verhältniß er zu mir stehe, begleitete uns über die Vorpostenkette hinaus.

Sechszehntes Kapitel.

Ich war in einer eigenen Stimmung des Gemüthes. Auf der einen Seite hielt ich mich für beneidenswerth glücklich, und das mit Recht; auf der andern Seite mußte es mir äußerst unangenehm seyn, keine Gelegenheit gehabt zu haben, meinem Freunde zu enthüllen, was ich fühlte — oder ihm zu danken. Ich trug dem zurückreitenden Unterofficier das auf, was ich ihm auftragen konnte, meinem Freunde zu sagen — natürlich, daß ich von meiner Liebe zu Theresen nicht das Geringste erwähnte. Mit diesem Auftrage verließ mich mein Begleiter. Unweit des Gehölzes stieß ich auf einen Theil jenes Husarencommandos, das mich gerettet hatte; der Officier kannte mich gleich an dem Pferde und an der Begleitung des Trompeters, und in dieser Gesellschaft ritt ich unserm Lager näher. Es war ein schöner kühler Morgen, die Nebelwolken sanken nieder, immer heller und blauer wurde der Himmel,

immer schöner und malerischer der Anblick unserer Umgebung. Ich fühlte mich äußerst heiter — ich sah alle meine Hoffnungen erfüllt — ich sah meinen Freund in den wenigen Wochen gesund in meinen Armen — ich hielt Gespräche mit ihm über Theresen — kurz ich ließ meiner Einbildung völlig den Zügel; ich that dies besonders da, als das Husarencommando mich verlassen hatte, und ich mich ungestört meinen schönen Träumen überlassen konnte. —

Da weckte mich ein naher Kanonenschuß im Walde aus meinem reitzenden Traume, und warf mich in die furchtbarere Wirklichkeit zurück. Kaum war sein Donner in dem Walde verhallt, als mehrere Schüsse von einer ganz andern Seite erfolgten, und in eben dem Augenblicke das ganze Dragonerregiment Löwenstein an mich heransprengte. Ich ritt dem Commandeur entgegen; auf sein Befragen, wer ich sey? woher ich komme? gab ich wahre Antwort und zeigte zur Bescheinigung des Gesagten den Brief des Generals Belling an unsern Heerführer vor. —

„Das ist geradezu unmöglich!" rief er aufgebracht und verwundert aus! „Der Gene„ral Belling kann dort nicht stehen, wo der „Herr ihn vor einigen Stunden gesprochen „haben will!" Er rief einige seiner Officiere, die denn mit mehreren „Haltens" und „Ihr Gnaden" eben der Meinung waren, die der Oberst so eben geäußert hatte. — Aufrichtig gesagt, es verdroß mich, so wenig Glauben zu finden; selbst da noch Zweifel in meine Redlichkeit zu finden, als ich auf mein Ehrenwort das Gesagte versicherte und mich erbot, so lange zu bleiben, bis man sich selbst überzeuge. Ich äußerte — vielleicht auf eine etwas harte Art, meine Empfindlichkeit, und that dies um so mehr, da ich gleich anfangs bemerkte, wie unwissend die Officiere waren. Einer der Majore fragte nach meinem Namen; ich nannte ihn. „Also „halt bürgerlich?" fragte er mit einer, alle Verachtung ausdrückenden Miene; eine Frage, die mein ganzes Blut aufregte und mein beleidigtes Ehrgefühl auf das höchste reitzte. Meine Antwort war die eines braven Man-

nes, der sich fühlt und seine Ehre nie ungestraft kränken läßt. Mit Staunen sah man mich an — vielleicht würde man mir den Degen abgenommen haben — vielleicht mich als Arrestanten gemeldet haben — ich ahnte so etwas, ohne das zu bereuen, was ich gesagt hatte — als in eben dem Augenblicke sich feindliche Infanterie vor dem Walde aufstellte, und mit entschiedener Wirkung das Dragonerregiment beschoß. Es mußte retiriren — mußte selbst da noch retiriren, als mehrere Abtheilungen Kürassiere ihm zu Hülfe kamen. Ich verließ es mit dem festen Vorsatze, bei nächster Gelegenheit mir von dem Major nähere Erklärung seiner spöttischen Frage — seiner noch spöttischern und beleidigendern Miene zu erbitten. —

So eilig als mir nur möglich war, ritt ich nach dem Orte, wo mein Regiment stehen mußte, indeß das Kanonenfeuer noch immer fortdauerte und sich nach allen Richtungen verbreitete. Das Regiment war ausgerückt — aus dem Rauche und dem Tone des Feuers konnte ich die Richtung wissen;

ich gab das Pferd ab und eilte zu Fuß dahin, wohin mein Beruf mich rief. Unterweges begegnete ich einigen Verwundeten, die mir sagten, daß die Preußen vergebens einen Versuch gewagt hätten, über die Mulde vorzubringen, und daß der feindliche linke Flügel geworfen sey. Ich fragte nach dem Regimente und erhielt zur Antwort, daß es vom General Kleefeld ins stärkste Feuer geführt, starken Verlust gehabt, sich aber mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen habe. Um so mehr eilte ich nun und erreichte glücklich meine Compagnie, wo ich eintrat und meinen Zug übernahm. Wir hatten nur noch einige wenig bedeutende Anfälle abzuhalten, da die vor uns stehenden Preußen den Weg nach Freyberg einschlugen und uns das Feld überließen. Wir stellten uns auf, um die Lücken zu sehen, die dieser Tag im Regimente gemacht hatte — als mir das Zusammentreten mehrerer Officiere auffiel. Ich eilte dahin — auf einem Baumstamme saß mein Oheim schwer verwundet unter den Händen einiger Chirurgen. — Mein Schrek-

ken war außerordentlich, da ich den Mann sah, dessen Gesicht und Uniform mit schwarzen geronnenen Blute überzogen war. Er selbst lag einer Leiche ähnlich in den Armen eines Unterofficiers, indeß die Wundärzte sich bemüheten, das Blut einer tiefen Kopfwunde zu stillen. Theilnehmend und bedauernd standen die Officiere um den Blutenden herum. — Man machte Anstalten, ihn nach dem Lager zu bringen, das immer noch, der langen kältern Nächte ungeachtet, von uns bezogen war. Ich gestehe recht gern, daß ich nie so unruhig war, als an diesem Tage. Gerade die beiden, die in jeder Hinsicht meine Stütze waren — mein Oheim war es rücksichtlich meines Unterhalts; Wallenroth war es für meine Liebe zu Theresen — mußten jetzt nahe daran seyn, mich zu verlassen. Ich hielt meinen Oheim für gefährlicher verwundet, als er wirklich war, und man kann sich meinen Schmerz denken, da ich stumm und mit starren Blicken neben der von Zweigen geflochtenen Bahre herging, auf welcher der einer Leiche ähnliche Mann lag. Ihn

sprechen zu wollen, war ein unausführbarer Gedanke; ich ging daher gleich zum General Haddick, um ihn Bellings Brief zu geben. Es bleibt jedesmal ein herrliches Gefühl, edle und große Männer zu sehen, und ein gerechter Stolz regt sich im Herzen dessen, der solchen großen Männern näher tritt und gar mit ihnen sich unterhält. Haddick gehörte ganz in die Klasse der durch Einsicht und Herz so ausgezeichneten Männer, auf die das Oesterreichische Heer mit allem Rechte stolz seyn kann. Freunde und Feinde verehrten ihn, und seinem tapfern Benehmen hatte das Heer manchen großen Vortheil zu verdanken. Das Heer betete ihn an; sein Name wirkte mehr als alle Befehle, und doch fand man selten einen Heerführer, der, wie Haddick, Strenge mit Güte abwechseln ließ. Bellings Schreiben machte ihm die größeste Freude; beide Anführer hatten sich in längeren Jahren nicht gesehen; ihr Verhängniß hatte sie immer weit von einander gehalten. Die Feindschaft, die das Verhältniß hervorbringen mußte, war verschwunden; Haddick

erkundigte sich mit einer Aufmerksamkeit nach Belling und fragte nach allem, so wie allenfalls der Bruder alles aufs genaueste erforschen will, was den entfernten Bruder angeht. Endlich war dieser Gegenstand unsrer Unterhaltung erschöpft; der General kam auf den heutigen, vom General Kleefeld angeordneten Vorfall; er war nicht damit zufrieden und äußerte, daß das heute verspritzte Menschenblut ganz unnütz verschwendet sey, da die Preußen noch in der nächsten Nacht ihre alte Stellung wieder nehmen würden. Der Erfolg bewies, wie sehr richtig Haddicks Ansicht gewesen war. — „Wie mir gemel„det ist," setzte er hinzu, „ist Ihr Oheim „stark verwundet. Ich wünsche von Herzen, „daß die Nachricht übertrieben seyn möge; „ich halte viel, sehr viel auf den braven „Mann. Auch Sie, mein Sohn, würden „viel verlieren." — Das fühlte ich freilich — ich zuckte die Achseln — ich glaube, daß eine Thräne sich in meinen Augen zeigte. — Der General, dem es überhaupt Freude machte, wenn er dankbare Achtung bei Jemand

verspürte, ergriff meine Hand. „Seyn Sie „unbesorgt. Stirbt Ihr Oheim, oder zwin„gen ihn seine Gesundheitsumstände dem „Dienste zu entsagen, so verlassen Sie sich „auf mich.“

Natürlich, daß ein Erbieten dieser Art mein Dankgefühl auf die höchste Stufe heben mußte. Welch eine Reihe schöner und kühner Wünsche mußten jetzt in meinem Herzen entstehen, dachte ich mir den mächtigen Einfluß, den ein Mann, wie Haddick, auf die Familie des Grafen Wallenroth haben müsse. Ich hatte beinahe keines Fürsprechers bei der stolzen Mutter Theresens weiter nöthig; ein Wort dieses gehaltvollen wichtigen Mannes konnte den Stolzesten in der ganzen Monarchie beugen. Unter dem lebhaftesten Danke verließ ich den Heerführer, der mir in diesem Augenblicke ein Wesen höherer Art zu seyn schien. Wer jemals in seinen frühern Verhältnissen mit einem solchen einflußreichen Manne in Berührung kam, kann sich die Träume meiner Hoffnungen denken, die auf dem Wege nach meines Oheims Zelte

mich beschäftigten. Ich dachte mir den General in Gefahr; ich rettete ihn; er fragte mich, wie er mir wieder eine Freude machen könne — ich gestand ihm meine glühende Liebe zu Theresen — er billigte sie — er reisete mit mir, seinem Retter, nach dem gräflichen Schlosse — Therese war mein. — Man kennt die Auswüchse der Phantasie, besonders wenn sie das Steckenpferd tummelt; man kennt das Kühne der Hoffnungen; man weiß, daß die ruhigen Gegenvorstellungen des kalten Verstandes gar nicht aufkommen und vor jenen kühnen Träumen schmelzen. So ging ich nach dem Zelte meines Oheims, ohne zu wissen, wie ich dahin kam. Therese war im Geiste meine Begleiterin gewesen. — Freilich verloren sich die frühern schönen Bilder um ein beträchtliches, da das Bild meines Oheims mir in die Augen fiel; indeß da er sich in der Zwischenzeit um ein großes erholt hatte — da der Wundarzt versicherte, daß die Verwundung nicht einmal gefährlich, noch weniger tödtlich sey; da mein Oheim, freilich immer noch etwas erschöpft

vom Blutverluste, selbst die Geschichte seiner Verwundung erzählen konnte; da er sich selbst in einem scherzhaften Tone vorwarf, über sein Jünglingsfeuer die weißen Haare vergessen zu haben — da war auch ich um ein großes ruhiger und konnte die Geschichte meines Abentheuers so erzählen, daß sie selbst dem Verwundeten ein Lächeln abzwang. Nur da war mein Oheim etwas ernster, als ich auf Wallenroth kam — vom General Belling hörte er gern, denn er war ein eben so edler Mensch. Ich wollte nach der Ursach fragen; meines Oheims Miene mußte mir um so mehr auffallen, je mehr ich überzeugt war, wie viel mein Freund in seinen Augen galt und wie werth er seinem Herzen war — als mein Oheim mir sagte: „Ich habe ei„nen Auftrag an dich, der für uns beide der „angenehmste nicht seyn kann. Nachher, „wenn wir allein sind, erfährst du alles." — Jeder kennt die unangenehme Empfindung, die zweifelhafte und auf jede Art zu deutende Worte bewirken. Man glaubt immer ein größeres Unglück vor sich zu haben, als das

Wirkliche ist; die Einbildungskraft quält sich mit allen Möglichkeiten, und vergrößert auf diese Art ein Uebel, das man bei einer kalten ruhigen Vorstellung oft sehr leicht überwindet. So ging es mir. Ich überdachte alles, wo ich etwa im Dienste gefehlt zu haben mich erinnerte — ich fand nichts, das jene Veranlassung meiner Unruhe, jene Aeußerung meines Oheims hätte bewirken können. Mit jeder Minute wurde ich unruhiger — wurde es um so mehr, da gerade diesen Abend das Zelt des Oheims von Besuchenden nicht leer wurde. Ich behielt kaum so viel Ruhe einigermaßen den Wirth zu machen. Endlich verließ alles meinen Oheim, ich nöthigte Niemand zum Längerbleiben — ich war begierig den unangenehmen Auftrag zu erfahren, und doch scheuete ich mich zu fragen, doch fürchtete ich Gewißheit. — Mein Oheim rief mich an sein Bette. — „Sag „mir aufrichtig, in welchem Verhältniß stehst „du mit der Tochter der Gräfin Wallen„roth?" — Also von daher kommt der unangenehme Auftrag, dachte ich. — Ich ver-

stehe die Frage nicht ganz, sagte ich. — „Ich „sollte doch meinen, ich hätte deutlich genug „gefragt. Hast du einen Liebeshandel mit „der Gräfin Thereſe von Wallenroth?" — Daß dieſe beſtimmte Frage mich verlegen machen mußte, darf ich nicht erſt beweiſen. Ich ſtammelte etwas, das einer Entſchuldigung ähnlich ſeyn ſollte, her; ich ſprach von Achtung, die ich der Gräfin Thereſe doch wohl hätte erzeigen müſſen — von — der Himmel mag wiſſen wovon? fuhr aber immer feſter und wurde endlich ſo verworren, ſo verlegen, daß mein Oheim alles erfuhr und gewiß über mich gelacht haben würde — hätten ihm die möglichen Folgen nicht eine zu ernſthafte Seite gezeigt. — „Bei mir haſt du nichts „zu entſchuldigen," ſagte er. „Ich finde „darin kein Verbrechen, wenn ein junger „Officier etwas hoch hinaus will. Ich neh„me es auch der Schweſter unſers Wallen„roth gar nicht übel, wenn du ihr lieber biſt, „als der fade, niemals nüchterne, niemals „geſunde Graf ***. Aber die Gräfin Wal„lenroth nimmt das Ding verteufelt übel,

„und wenn du nicht auf der Vestung stirbst
„oder Schiffe ziehen mußt, so ists ihr Ver-
„dienst wahrhaftig nicht, wenn es unterbleibt.
„Sie drohet alles der Kaiserin zu melden,
„und hat das ganze Hofpersonale, wie alle
„Generäle nach der Rangliste, alle ihre Vet-
„tern aufgeführt, die ihr Gesuch um deine
„Bestrafung allerhöchsten Ortes unterstützen
„sollen. Kannst den Brief selbst lesen —
„ich hatte seiner schon mit der ersten Seite
„satt." — Er gab mir den Brief, der meh-
rere Bogen lang war. Unangenehme Sachen
lieset man in der Regel nicht gern; hier aber
ersetzte die Wichtigkeit, was allenfalls am
Vergnügen fehlte. Ich wollte lesen. — Mein
Oheim sagte: „Thu mir den Gefallen und
„nimm den Brief mit in dein Zelt. Ich
„spreche über dergleichen nicht, ohne mich zu
„ärgern — und das darf ich bei meiner Bles-
„sur nicht. Ruhe ist mir nöthig, und ich
„bin froh, daß ich den Brief los bin." —
Im Grunde mußte mir dies lieb seyn; ich
ersparte mir die Verlegenheit, die Beschä-
mung — und konnte in meinem Zelte ruhi-

ger und ungestörter überlegen, was ich zu thun hatte. Mit erzwungener Heiterkeit verließ ich meinen Oheim, um in mein Zelt zu gehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie man sich aus der Geschichte der beiden letzten, so äußerst bunten Tage meines Lebens erinnert, hatte ich eine Menge Strapazen gehabt, die wohl nicht zu den ganz alltäglichen gehören konnten. Der mißgeglückte Angriff auf die Preußen — mein Arrest — der damit verbundene Verdruß — mein Ritt nach dem General Belling — mein Quartier bei den Warasdinern — die Nacht am Bette Wallenroths hingebracht — die heutige Attaque — der Schmerz, meinem Oheim verwundet zu wissen — der Verdruß, der mir aus der Gräfin Schreiben entgegen drohete — ich mögte den sehen, den Abwech-

selungen dieser Art nicht zum Umsinken schach-matt gemacht hätten! — Ich wenigstens war so ermüdet, so erschöpft, daß ich, ohne jenen Brief erst zu lesen, auf mein Bette niedersank, und nach länger als acht und vierzigstündigen Wachen in einen Schlaf fiel, der bei seinen wilden Träumen der erquikkendste nicht seyn konnte. — Wenigstens fühlte ich mich nicht sonderlich gestärkt, als ich erwachte und nun gleich nach dem mir furchtbaren Briefe griff. Mein Oheim hatte ganz recht gehabt, der Brief war ein sonderbares Gemisch von Bitten und Vorstellungen an meinen Oheim, mich von einer so grenzenlosen Thorheit abzuhalten — von Drohungen und Vorwürfen, wenn die Rede geradezu von mir war. Ich erfuhr wenigstens, daß Wallenroth im strengsten Sinne des Worts als Freund an mir gehandelt hatte. Auf jenen Brief Theresens hatte er seinen Eltern geschrieben; er mußte seiner Mutter sehr dringende Bitten für Theresens wahres Wohl ans Herz gelegt haben; der Zusammenhang und mehr noch die schneiden-

den Verweise, die meinem Freunde im Uebermaaß ertheilt wurden, bewiesen dies hinlänglich. Uebrigens war der ganze Brief als Muster der weiblichen Herzensgüte eben nicht zu empfehlen, so wie er auch die feinere Sitte einer Dame, die am Hofe gelebt hatte, nicht sonderlich ins gehörige Licht stellte. Schrecklich wurde mir gedrohet und die allerhöchsten Behörden der Monarchie mußten sich zu meinem Untergange vereinigen, wenn alles nach dem Willen der aufgebrachten Gräfin ging. —

Was ich nun machen sollte? — Die Frage that ich mir in meiner Seele hundertmal — aber — ohne mir eine bestimmte Antwort geben zu können. Daß der ganze schreckliche Inhalt des Briefes sich auf meinem Gesicht zeigen mußte — daß ich bei der Wachtparade glaubte, jeder meiner Kameraden läse aus meinen Mienen, was mir wiederfahren sey — war natürlich. Nach der Parade ging ich zu meinem Oheim. Er hatte Besuch. Ein Officier vom Löwensteinschen Regimente saß neben seinem Bette —

wie mußte es mir auffallen, da ich in dem Gaste den Staabsofficier sah, von dem ich gestern durch Frage und Miene so tief beleidigt war! Er sah mich mit auffallender Verwunderung an; ich erzwang alle nur mögliche Festigkeit, seinem stolzen Blicke einen noch stolzern entgegen zu stellen; ich sah es kommen, daß vielleicht gar ein Zweikampf auf dem Wege sey und entschloß mich, mich hier so zu nehmen, daß mein Feind keine nachtheilige Meinung von meinem Ehrgefühl haben mußte. Ist man erst einmal in einem Gewirre von Verlegenheiten, dann thut man am besten, wenn man Alles wagt, um Alles zu gewinnen; ein Grundsatz, den ich zu oft bestätigt gefunden habe. Aber wie mußte es mich befremden, da mein Oheim mich anredete: „Der Herr Oberstwachtmeister, der „Herr Graf*** ist in eben dem Auftrage „hier, mit dem ich von der Frau Gräfin „Wallenroth beehrt bin. Der Herr Oberst„wachtmeister ist ein naher Blutsverwandter „des Gräflich Wallenrothschen Hauses!" — „Ja, der bin ich," sagte unser Gast mit

eben der Miene, mit der er gestern: „Also „halt bürgerlich?" gefragt hatte. Ich hatte während dieser Worte meines Oheims und des Grafen Zeit genug, mich von dem ersten Ueberraschenden zu sammeln. Ich machte dem Grafen ein so stolzes Compliment, als sähe ich in ihm einen Untergebenen und setzte hinzu, daß es mir äußerst schmeichelhaft sey, lauter wichtige und große Männer wider meine Liebe auftreten zu sehen, und daß die Verheißung in dem Schreiben der Frau Gräfin sich bestätige, vermöge welcher alles mir den Fehdehandschuh entgegen werfen werde. Ich erzwang bei diesen Worten eine Ruhe, die ich mir selbst kaum möglich gedacht hatte. Nahe an Verlegenheit grenzte das Erstaunen des Majors, sein Gesicht verrieth, was in ihm vorging; er wußte nichts zu antworten. Erst nach einer kleinen Pause erwähnte er, daß er mich gestern schon gesprochen; ich bestätigte dies nnd setzte etwas naiv hinzu, daß ich fast Lust gehabt hätte, ihn wegen einiger Dunkelheiten bei der Unterredung um nähere Erklärung zu bitten, wenn nicht die

jetzige Angelegenheit vielleicht noch mehr Erklärungen dieser Art nöthig machte. —

Der Major verließ meinen Oheim — ich fürchtete von dem letztern Vorwürfe — wie mußte ich erstaunen, da mein Oheim mir die Hand reichte — da er mit freundlicher Miene sagte: „Karl, du hast deine Rolle gut „gespielt! Ich fürchtete schon du würdest „den Bittenden, den Bereuenden machen, „und vergessen, daß du gerade dadurch alles „verlörest. Gerade so habe ich es in meinen frühern Jahren gemacht. Ich kenne „diese Art Menschen; sie haben weiter kein „Verdienst, als ihren höhern Stand, ihr „Geld. Bückt unser einer sich davor, dann „treten sie uns unter die Füße. Ich will „infam kassirt seyn, hättest du den Stolzen „gebeten, hättest du dich ihm durch Kriechen „empfehlen wollen — heute Abend wäre in „allen Marketenderzelten von deiner Feigheit „Lärm geschlagen. So wars brav!" — Mein Herz hob sich bei dieser Aeußerung meines Oheims; der Beifall eines allgemein anerkannt braven Mannes hat nie größern

Werth, nie entschiedenern Einfluß, als wenn man dessen Verlust befürchtete. Ich fühlte mich groß — wer mögte dies einem Jünglinge nicht verzeihen? — es war mir lieb den Major in meines Oheims Zelte gefunden zu haben, so unangenehm es mir auch den ersten Augenblick seyn mußte. — „Hast du „den Major schon gekannt?" fragte mein Oheim. — Ich erzählte, wie ich gestern mit ihm so sonderbar in Berührung gekommen sey. Mein Oheim fühlte das Unwürdige und meinte um so eher, daß ich heute ganz recht gehandelt habe. Es war wirklich in der ganzen Armee damals eine Art von Eifersucht und Feindschaft zwischen den Officieren von der Reiterei und der Infanterie. Der Grund lag in dem Uebergewicht, das die reichen und aus höhern Familien abstammenden Cavallerieofficiere sich über den ärmern, bürgerlichen und anspruchslosen Infanterieofficier anmaßten; ein Mißbrauch, zu dem freilich mancher Infanterist durch sein gedrücktes Benehmen Anlaß gab; aber auch ein Mißbrauch, der bei den höhern Verhält-

nissen seine Vertheidiger fand, gegen die der Officier der Infanterie nicht aufkommen konnte. Es war daher nichts auffallendes, wenn mein Benehmen gegen den wegen seines ungeheuern Stolzes bekannten Major schon in der ersten Stunde der Gegenstand von allen Gesprächen wurde. Wie die Geschichte dieser unbedeutenden Begebenheit gleich im Regimente bekannt geworden war, weiß ich nicht; vielleicht hatte er sie selbst bekannt gemacht. Ich habe Gründe genug, ihm dies allenfalls zuzutrauen. — Mehrere meiner Freunde, besonders die unter ihnen, die schon lange mit Unwillen auf den Uebermuth der Cavallerieofficiere gesehen hatten, fragten mich; ich konnte, ich durfte die eigentliche Veranlassung nicht entdecken; ich ließ es blos dabei, daß ich mich durch eine Aeußerung des Grafen beleidigt gefühlt habe — ein Grund, den manche glaubten, den andere bezweifelten. So blieb die ganze Sache mehrere Tage; ich war täglich bei meinem Oheim, der in seiner Genesung auffallende Fortschritte machte. Wir beiden waren Vertraute und

der über sechszig Jahre alte Greis sprach mit dem etwas über zwanzig Jahre alten Jüngling über die Liebe zu Theresen, wie ein Paar junge liebende Freunde über solchen Gegenstand nur sprechen konnten. Natürlich, daß mein Oheim meiner glühenden Phantasie kalte Ueberlegung; meinen schwärmerischen kühnen Hoffnungen die Schwierigkeiten und Gefahren entgegensetzte, die er von weiten sah. — „Nicht alles gehofft — nicht alles gefürchtet!" war seine Lebensphilosophie, die er sich aus seinen vielen Erfahrungen gesammelt hatte. — Sprach ich mit ihm über die schönen Hoffnungen, die meine kühnen Träume mir vorspiegelten — ließ ich mich dann von dem reitzenden Gemälde hinreißen — dann widersprach er nicht gerade zu, oder verwischte gewaltsam das herrliche Gemälde — lächelnd sagte er blos: „Ja, ja Karl; wenn „du mit der blinden Glücksgöttin Cartel ge„macht hast, dann kommts so. Hast du das „nicht, so mache dich bei Zeiten mit den Re„geln eines guten Rückzuges bekannt, damit „das Unglück dir nicht wie ein Hagelwetter

„in die Flanken fällt. Verlaß dich ja nicht „auf Fürsprache Großer und Vornehmer. „Benimm dich überall in deinem Dienste, „wie in deinem Umgange so, als wolltest du „dir die Gunst aller Hohen erwerben; hast „du sie aber wirklich nöthig, dann rechne „um des Himmels willen nicht darauf; dann „verlaß dich auf keinen, als auf dich selbst. „Ich habe Erfahrungen dieser Art gemacht; „ich habe meine Vorgesetzten mit größester „Lebensgefahr aus dem dickſten feindlichen „Haufen gerettet — ich glaubte Wunder was „ich für Dank verdient hatte — und sie wuß„ten sich nachher nicht einmal zu erinnern, „daß ich mein bischen Leben und Knochen „auf das gewagteste Spiel gesetzt hatte, um „sie zu retten. Der Mensch ist nie vergeß„licher, als wenn er dankbar seyn soll.“ —

War ich bekümmert und lag der Gedanke an Thereſens und meine Zukunft lastend auf meiner Seele — war ich dann ernster, stiller und trommelte dann gedankenvoll auf dem ledernen Zelttische — dann sah mein Oheim mich einige Augenblicke ernst an.

Theilnehmend fragte er dann: „Nun Karl? „Etwas Neues? Unangenehmes?“ — Antwortete ich dann: „Nein Oheim! leider al„les noch bei dem Alten!“ — „Gottlob, „wenn alles noch bei dem Alten steht. Wenn „ein Unglück nicht größer wird, dann wird „man recht gut damit fertig. Mußt den Kopf „nicht hängen lassen! Immer in gehöriger „Richtung geblieben! Immer im Tritte! „Das ganze Ding wird mit der Gotteshülfe „besser, als du fürchtest. Man muß dem „Glücke auch sein Paar Zoll Spielraum las„sen, wenn es wirklich helfen soll.“ — Sagte ich von Schwierigkeiten, die Theresens hoher Stand mit sich brachte — sprach ich von allen den Anstalten, die die hohen und wichtigen Verwandten mir entgegenstellen — von dem Stolze der Mutter, die gewiß lieber ihr Kind todt als ungehorsam unter seinem Stande verheirathet sehen würde — dann wedelte mein Oheim mit der Hand, ein Manövre, wodurch er eine gewisse Gleichgültigkeit gegen irgend etwas verrathen wollte. „Alles Schlimme kommt nicht,“ sagte er,

„und wer wehrt dir es denn, auch ein großer „berühmter Mann zu werden? Zeichne dich „einmal rühmlich aus und mach, daß dein „Name in der Hofzeitung paradirt, ich wette „mit dir, alle die Herren und Damen am „Hofe verbeugen sich, wenn sie dich nur von „weiten wittern. Hast du General Laudons „Beispiel vergessen?" —

So hatten wir uns einige Tage unterhalten, als meinem Oheim einfiel, daß er der Gräfin antworten müsse. Theils war dies so schon seine Pflicht als Commandeur des Regiments, in welchem der verwundete Sohn der Gräfin stand; theils war er dazu aus Artigkeit verbunden. Allein das Ganze war ein Geschäft, das nicht zu seinen angenehmen gehörte. Frauenzimmer mogten den alten Hagestolz gern um sich haben, wäre er nur eben so gern in ihrer Gesellschaft gewesen. Vielleicht hatte er — meine Mutter abgerechnet — noch nie an eine Dame geschrieben und jetzt mußte sein erstes Probestück der Brief an eine so stolze Dame — der Inhalt dieses Briefes von einer so kitzlichen Art seyn,

bei der sowohl die eigene Ehre, als die Pflicht gegen andre Ehre ins Gedränge kommen konnte. So verlegen wie bei diesem Geschäfte war mein Oheim gewiß noch nie gewesen. „Antworten muß ich," sagte er. „Aber was? Ich kann doch den Regiments„Caplan oder den Musterschreiber nicht kom„men lassen und ihnen, wie einen Parole„Befehl, die Worte in die Feder diktiren. „Ein Anderes ist, wenn ich diktire: Morgen „um zehn Uhr Wachtparade! Das Leder„zeug angestrichen! Die Knöpfe gut ge„putzt! — Will ich denen das sagen, was „als Antwort auf den Brief dient, dann ist „deine Geschichte in der halben Armee be„kannt. Weiß bei Gott nicht, wie ich mich „hier richten und wenden soll!" — — „Je „nun, lieber Oheim, ich will schreiben, Sie „dürfen blos ihren Namen unterschreiben." — „Geht auch nicht. Mögte der Gräfin ver„teufelt durch den Sinn fahren, sähe sie, „daß ein dritter die Nase in den Handel ge„klemmt hätte! Und dann — du schriebst „da vielleicht eine Art von Protokoll, Cita-

„tion und wie eure sieben Sachen heißen
„mögen, und mein Name Wolfstein para-
„dirte dann unter dem Dinge? Oder du
„schriebst so ein gelehrtes geschniegeltes Din-
„gelchen, das vielleicht du selbst nicht ver-
„stehst und noch weniger die Frau Gräfin —
„das Tractätchen käme wohl gar an den
„Hof und — mein Name darunter? Wäre
„was schönes! Nein, ich muß selbst in den
„sauren Apfel beißen!" Er ging nachden-
kend im Zelte auf und ab. — „Wird mir
„schwer werden bei der Kopfwunde!" sagte
er. „Würde es freilich auch bei gesundem
„Kopfe seyn! — Und doch muß es gesche-
„hen. Sieh nur zu, wie du mir einen Brief-
„steller oder ein anderes Buch anschaffst, da-
„mit ich wenigstens in der Titulatur keinen
„Bock schieße. Die Großen nehmen so et-
„was äußerst genau." — „Die Titulatu-
„ren kann ich Ihnen allenfalls sagen." —
— „Besser ist besser; schaffe du mir nur ein
„Buch, in dem Briefe an Vornehmere ge-
„druckt stehen. Man muß sich den Rücken
„frei halten — hält sich ein superkluges Herr-

„chen über meinen Brief auf, so halte ich „ihm schwarz auf weiß unter die Nase und „er muß sein Schild einziehen. Von einem „Pfarrer oder Beamten in der Gegend wird „sich ja doch wohl ein Nothhelfer dieser Art „auftreiben lassen.“ Ich versprach das Meinige zu thun und war auch in der That so glücklich von dem Schullehrer einen Briefsteller von etwas alten Schroot und Korn aufzutreiben. Mit unermüdetem Fleiße suchte mein Oheim das Kapitel der Titulaturen vom römischen Kaiser bis auf den Burgemeister von Buchau durch und war vergnügt, als er endlich mit dem Titel auf dem Reinen war. — „Morgen schreibe ich,“ sagte er. „Und heute Abend, wenn ich verbunden bin, „examinire ich dich über alles, was ich wis„sen muß.“ — „Mit dem Examen werden „Sie bald fertig seyn! Ich habe mit der „Gräfin Therese nie ein Wort gesprochen, „das meine Liebe zu ihr hätte verrathen kön„nen; nie habe ich ihr eine Silbe geschrie„ben.“ — „Nun das ist gut. Also kein „Complott gegen die Eltern — keine heim-

„liche Verabredung?“ — „Mit Thereſen „nie. Ihrem Bruder habe ich meine Liebe „entdeckt.“ — „Darin liegt nichts gegen „den Dienſt und gegen das vierte Gebot. „So etwas ſteht einem jeden frei, und jedes „Mädchen iſt eine freie Braut. Freilich hätte „dein Freund dir gleich klaren Wein ein„ſchenken ſollen. Er durfte meiner Anſicht „nach auch kein Complott mit dir machen.“ „Das hat er auch nicht. Er ſtellte mir das „Unſtatthafte meiner Bitte vor; er ſagte, „daß ſeine Schweſter verſprochene Braut des „Grafen *** ſey. — Da er aber von The„reſen einen Brief voller bittern Klagen über „den nichtswürdigen Wandel ihres Zukünf„tigen erhielt; da Thereſe ihn als einen Säu„fer, Hazardſpieler, Lüderlichen, vor dem „kein Mädchen ſicher ſey, ſchildert; da er „ſeiner Schweſter Unglück vorausſah, und „aus ihrem Briefe deutlich las, daß ich — „ich der Mann ſey, mit dem ſie glücklich le„ben würde — da erſt, lieber Oheim, erbot „er ſich unſere Liebe auf dem geraden Wege „des ehrlichen Mannes, des Officiers zu be-

„fördern — da schrieb er an seine Eltern. „Sie sehen, daß also kein Complott unter „uns war.“ — „Nun, du mußt den Aus„druck nicht auf die Goldwaage legen; bin „feiner in den Verhören über Deserteurs und „anderes Gesindel so gewohnt geworden. — „Ich pflege immer zuerst danach zu fragen, „um die Execution danach einzurichten. Ist „mir lieb, daß von der Art sich im Verhör „über dich und die junge Gräfin nichts fin„det; ich kann nun mit so leichterm Herzen „der alten Hochgräflichen Gnaden das Stand„recht hinschicken. — Ich bin zufrieden mit „deiner Aussage, und wenn du sonst nicht „willst, brauchst du heute Abend nicht wieder „zu kommen. Ich will schon einen Brief „anfertigen, den der Zukünftige nicht bei der „Parole vorlesen soll! Will ihn schon schil„dern!“ — „Thun Sie das nicht, guter „Oheim! Der Graf geht Sie nichts an — „Sie haben kein Recht, ihm seine Nichts„würdigkeit vorzuwerfen. — Sie würden „sich Händel zuziehen.“ — „Glaubst denn „du, daß so einer mich fordern wird?“ —

„Vor die Klinge, oder auf Pistolen nicht;
„aber vor Gericht. Und sie als ein alter
„verdienter Oberst müßten dann einem sol-
„chen Unnützen, Gehaltlosen öffentlich die In-
„jurie abbitten und bekämen obenein einen
„Verweis!" — „Um Gottes willen! das
„wäre was Schönes! habe nie im vierzig-
„jährigen Dienste einen Verweis bekommen,
„und sollte mir ihn jetzt von einem Feder-
„helden geben lassen! Ich will des Menschen
„gar nicht erwähnen!" — „Ist auch am
„besten!" — „Für mein Leben gern nähme
„ich den Patron ins Gebet, und führe ihm
„so in die Parade, daß die Gamaschenknöpfe
„wackelten! Sind so gerade die Leute, die
„ich gern haben mag — kann sie im Regi-
„mente nicht wittern, ohne sie herunter zu
„reißen, daß der Profos sich schämt mit ih-
„nen ins Marketenderzelt zu gehen!" —
„Da können und müssen Sie das thun; es
„ist Dienstsache. Aber" — „nun — ich ver-
„stehe schon. Du sollst in dieser Hinsicht mit
„meinem Rapporte zufrieden seyn." —

Achtzehntes Kapitel.

Die Vorstellung von dem Briefe meines Oheims würde mich in jeder andern Lage um ein großes aufgeheitert haben. Heute war dies der Fall nicht; ich schlich etwas ernster durch die Compagniegasse nach meinem Zelte und überdachte alle möglichen Folgen. Mein Bursche — denn bekanntlich hatte jeder Officier einen Soldaten aus der Compagnie zum Bedienten — sah mich einige Augenblicke an und fragte: ob er meine Pfeife stopfen sollte? — Der alte Soldat hatte viel treuherziges und ehrliches in seinem Benehmen, so wie er auch wirklich von Charakter äußerst ehrlich war. Er wußte alle meine kleinen Verhältnisse, ich konnte mich ganz auf ihn verlassen, ich behandelte ihn mit einer gewissen vertraulichen Güte, wovon sich bei den andern Officieren kein Beispiel befand. Dies machte ihn vertraulich, ohne daß er im geringsten Zudringlichkeit gezeigt hätte. Er gab mir die Pfeife. —

„Seyn Sie nur gutes Muths Ihr Gnaden, „Herr Lieutenant, die Sache geht gewiß „gut!" — „Welche Sache, Martin?" — „Nun Ihr Gnaden, Herr Lieutenant, ich „meine das, was im Briefe steht." — — Mir fiel dies auf. Sollte denn die Geschichte mit dem Briefe schon in der Compagnie herumlaufen? dachte ich, und setzte, um meiner Sache ganz gewiß zu seyn, die Frage hinzu: „was willst du mit dem Briefe sagen?" — „Ich hätte eigentlich erst sagen sollen die „Briefe; es sind ihrer zwei." — „Wo „sind sie denn?" — „Wieder mitgenommen, Ihr Gnaden, Herr Lieutenant. Beide „sollten Ihnen eigenhändig überreicht wer„den." — „Und wer brachte sie?" — „Den „einen der Briefträger vom Feldpostamte; „den andern ein Dragoner. Beide hatten es „eilig." — „Hättest du nur gesagt, wo ich „wäre!" — „Hätte es sehr leicht gekonnt, „wenn ich nur gewußt hätte, wo Ihr Gna„den waren." —

Mich machte diese Ungewißheit unruhig. Briefe von der Feldpost werden sonst ohne

alles Bedenken dem Bedienten abgeliefert, warum heute eine Ausnahme? Wo kam der Brief her? — mit solchen Fragen quälte ich meine Einbildungskraft, ohne etwas zu finden, wodurch ich Gewißheit erhielt. Es war schon Abend, die Ungewißheit in Betreff der beiden Briefe vermehrte meine üble Laune um so mehr, da Niemand gegenwärtig war, der mich zerstreuet hätte. Martin saß in der Ecke des Zeltes und schlief. Auf meinem Tische brannte Licht, als Jemand den Eingang des Zeltes öffnete und nach mir fragte. Es war ein Löwensteinscher Dragoner. — „Was bringst du?" fragte ich, indem ich aufstand. — „Nichts als halt ein kleines „Billet von dem gnädigen Herrn Lieute„nant." — „Lieutenant" dachte ich und riß die Falte des Briefes auf. Der Name des Unterschriebenen war mir unbekannt; der Inhalt mußte mich auf das höchste befremden, da ich nach vieler Mühe die Handzüge zu entziffern eine Ausfoderung las, die der Verfasser des Briefes mir schickte, indem er an seines, von mir beleidigten Majors Stelle

sich mit mir schlagen müsse. Die Herausforderung würde mir keinen Tropfen Blut heiß gemacht haben, nur ein Zusatz von wenigen Zeilen empörte mich. Es hieß: „Ihre „Gnaden, der Herr Major, können als ge„borner Graf das Duell nicht selbst über„nehmen, da Sie nur bürgerlich sind, und „der Herr Graf sich entehren würden." — Diese Aeußerung brachte mich in Wuth, ich zerriß das Billet, siegelte die Stücken ein, und schrieb auf den Umschlag: „Zweikampf „ist nach meiner Ansicht und nach dem Kriegs„reglement eine Thorheit; ich lasse mich nie „auf einen bestellten Zweikampf ein; stehe „aber dem Graf und dem Teufel als ent„schloßner Mann, wenn Jemand mich an„greift." — Ruhiger gab ich dem Dragoner das Billet; es war, als ob mein Zorn sich während des Schreibens entladen hatte; dem Boten fiel dies auf — ich hörte, wie er draußen zu Martin sagte: „Kamerad, dein „Herr scheint Haare auf den Zähnen und „das Herz auf dem rechten Flecke zu ha„ben." — Die Gesandschaft hatte etwas

Aufsehen in der Compagnie gemacht; einige der Officiere, unter denen der war, bei dem ich vor einigen Tagen Arrest hatte, kamen in mein Zelt. Die Geschichte mit dem Dragoner-Major war kein eigentlich Geheimniß geblieben, man sah voraus, daß es einen Zweikampf geben werde, und so etwas ist ja für einen Subalternofficier ein zu wichtiger Gegenstand. — Wir sprachen über die Sache, ich wurde heiterer; denn mein Entschluß stand fest, ich mußte und wollte mich so nehmen, daß ich Ehre von dem Handel hätte, er mogte nun enden wie er wollte. Fast eine Stunde war vergangen, der Zapfenstreich hatte schon angedeutet, daß jeder sein Zelt aufsuchen solle — was aber bei den Officieren so gar genau nicht genommen war — als das „Wer da!" des Postens die Ankunft Fremder anzeigte, und wir deutlich den Tritt mehrerer Pferde hörten. — „Wird doch über „Nacht nichts geben?" fragten wir uns, als mein Zelt sich öffnete und zwei Dragoner-Officiere in den gewöhnlichen grauen Ueberröcken eintraten. Sie grüßten kalt, ich dankte

noch kälter und fragte, indem ich aufstand, was sie wollten? Der eine gab sich für den Verfasser des Ausfoderungsbillets aus, und fragte: „Wie ich dazu gekommen sey, sein „Schreiben so verächtlich zu behandeln?" — „Weil Ihr Billet dies verdiente. Meine „Meinung wissen Sie!" war meine Antwort, während ich dem Feldstuhle näher trat, auf dem mein Säbel lag. Der Dragoner schien etwas verlegen — er wußte nicht gleich eine Antwort — sein Begleiter flüsterte ihn etwas laut zu: „Setz dich in Vortheil, Graf!" — Diese Ermunterung wirkte, der Graf knöpfte den Oberrock auf und griff nach einer in seinem Busen steckenden Peitsche, deren Stiel zum Vorschein kam. — Aber kaum war ich dies gewahr, als ich mit wahrer Tigerwuth vorsprang, den Gast bei der Gurgel faßte, ihn rechts und links ohrfeigte, ihn dann in voller immer glühender werdenden Wuth auf seinen Gefährten warf — beide flogen gegen die Wand des Zeltes — die Leine riß — mein Zelt fiel um — das Licht ergriff die trockne Leinwand — meine leichte Wohnung

stand in Flammen — die Wachen machten Lärm — die Feuertrommel ging und ehe ich mich versah, oder mich aus meiner Wuth sammlen konnte, war ich bis auf das, was ich am Leibe trug, abgebrannt. Die beiden Dragoner waren verschwunden, ich weiß bis diese Stunde noch nicht, wie sie fortgekommen waren. Der eigentliche Brand wurde bald gelöscht, das Zelt lag nieder, die umherfliegenden brennenden Fetzen wurden bald von den Soldaten ausgetreten; einer meiner Freunde theilte sein Zelt und Bette mit mir.

Am andern Morgen wurde das Unglück und seine Veranlassung näher untersucht; ein Obristlieutenant mußte dies Geschäft leiten, da mein Oheim dies, seiner Verwundung wegen, noch nicht konnte. Ich war nicht frei von Verlegenheit — indessen gab sich diese bald, da der Obristlieutenant in dem ganzen Vorfalle weiter nichts, als die Folge einer Unvorsichtigkeit mit dem Lichte sehen wollte; ich verstand ihn — er wollte die Ehre der beiden Dragonerofficiere retten — und so ließ ich es auch dabei. Gelassen hörte ich die

unverdienten Vorwürfe der wenigen Achtsamkeit auf Licht und Feuer im Zelte an — gelassen hörte ich den Rath an, auf meinen Burschen genaue Acht zu haben, daß der sich dergleichen Unvorsichtigkeit nicht zu Schulden kommen ließe. — Ich ging zu meinem Oheim — der Obristlieutenant war schon dort und sprach mit jenem über den Schrekken und über die Unruhe, die mein brennendes Zelt diese Nacht im Lager verursacht hatte. Mein Oheim wollte eben seine Ermahnung zur Achtsamkeit auf Licht anfangen, als der Obristlieutenant ihm einfiel: „dies „ist gar nicht nöthig. Unachtsamkeit war nicht „Schuld an dem kleinen Unglück." — Er wandte sich zu mir. — „Sie haben sich „recht gut genommen — ich bin Ihnen Dank „schuldig, daß Sie meinen Wink sogleich „verstanden. Sie haben viel dadurch gewonnen!" — Er verließ uns bald. — „Was wollte denn der Obristlieutenant mit „allen dem eigentlich sagen? Im Protokoll „steht von Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit „mit dem Lichte, und da ich dir darüber

„noch einiges sagen will, sagt mir der Obrist-
„lieutenant gerade das Gegentheil von dem,
„was im Verhöre ausgesagt ist. Wie muß
„ich das erklären?" — Ich erzählte meinem Oheim die ganze Geschichte. Er war etwas nachdenkender — erklärte aber doch am Ende, daß ich es ganz recht gemacht habe. — „Die Folgen kann ich nicht bestimmen," setzte er hinzu. „Aber — Karl, du konntest „nicht anders handeln — wahrhaftig nicht; „ich mag das Ding überlegen wie ich will." Ich versicherte meinem Oheim, der nicht ganz frei von einer kleinen Verlegenheit zu seyn schien — daß ich keine sonderliche, wenigstens keine unangenehmen Folgen befürchte; käme die Sache auch wirklich zu den Ohren des Generals, oder wären die beiden Officiere unbesonnen genug, es laut zu sagen, wie ich sie genommen habe. — Indem ich noch so mit ihm sprach, kam der Bote von der Feldpost, mir den zweiten Brief zu bringen — die Aufschrift war von Wallenroths Hand; ich kannte sie gleich, ob ich schon auf den ersten Blick mich überzeugte,

daß seine Wunden ihn am deutlichen Schreiben gehindert hatten. Ich erbrach den Umschlag — der Brief selbst war von einer andern Hand — nur die Unterschrift war von meines Freundes Hand. In dem Briefe selbst lag ein anderes Schreiben an Wallenroth, das er erbrochen mir zuschickte; es war die Hand seiner Mutter — den Brief hatte er — natürlich geöffnet — durch des feindlichen Generals Belling Güte einige Stunden nach meiner Abreise bekommen. — Seinen Brief an mich hatte jener Unterofficier geschrieben; Belling hatte dies gestattet — das Schreiben enthielt einige allgemeine Nachrichten über sein Befinden und viele Lobsprüche, die er dem feindlichen General, seiner Güte wegen, machte. Von meinem Verhältniß zu Theresen — von meinen Aussichten stand nicht ein Wort darin — wie hätte er auch meine Liebe zum Gegenstande eines Briefes machen können, den ein Dritter für ihn schrieb? — Es ist eine eigene Empfindung Briefe von wahrscheinlich unangenehmem Inhalte in Händen zu haben, um sie

lesen zu müssen; ich empfand dies in seiner ganzen Größe; ich wurde ängstlich — ich stellte mir im voraus alles Beleidigende, alles Kränkende vor — ich hoffte weniger darin zu finden, als ich anfänglich fürchtete — aber meine Hoffnung betrog mich. Ich las — aber wer mir hätte sagen wollen, daß eine so fein gebildete Frau, eine sonst so zärtliche Mutter in diesen Ausdrücken ihrem Sohn schreiben — auf solche beleidigende Art meine bürgerliche Abkunft und Theresens Liebe an den Pranger hätte stellen können — dem würde ich gerade zu Mangel am Verstande Schuld gegeben haben. Gern bescheide ich mich, daß die Gräfin ein Recht hatte auf mich aufgebracht zu seyn; sie konnte mir Vorwürfe machen; aber dies alles mußte mit einer Art geschehen, bei der die gebildete Frau sich nicht vergaß. Sie konnte unzufrieden mit Theresen, mit meinem Freunde seyn — ihrem Mutterherzen war es gewiß zu verzeihen, wenn die fehlgeschlagenen Pläne ihn schmerzten — aber hart war es, daß der Stolz alle Muttergefühle aus ihrem Herzen

verwischt hatte. Mir schwebte Theresens Bild und meines kranken Freundes tiefer Kummer vor der Seele — daran dachte ich kaum, daß ich — ich eigentlich so hart behandelt, so ganz schonungslos beurtheilt war. In tiefen Gedanken stand ich da — die Thränen stürzten aus meinen Augen. — Mein Oheim sah mich an. — „Nun Karl? das muß ja „eine tröstliche Depesche seyn!" sagte er. Ich wollte ihm das einliegende Schreiben geben. — „Laß das" sagte er. „Ich darf „mich nicht ärgern — kann sonst in vier „Wochen noch nicht vor der Fronte reiten. „Behalt den Brief für dich; kannst mir ge„legentlich den Inhalt sagen." — Ich legte das Schreiben in Wallenroths Brieftasche und dachte mir den Kummer meines verwundeten Freundes, der mich so gern glücklich gesehen hätte, und der gewiß mit schwerem Herzen das mütterliche Schreiben an mich überschickt hatte. Mein Oheim — der es nie gern sah, wenn ein junger kraftvoller Mann in der Haltung des Verzweifelten da saß und statt auf Gegenmittel seines Schick-

sals zu denken, nur blos das Schicksal mit allen seinen unangenehmen Eindrücken fühlt — trat mir näher. „Laß doch das gut seyn — „es ist Krieg und da muß man es den Vor- „nehmen schon zu gute halten, wenn sie ge- „gen unser einen nicht immer die Artigen „sind. — Meine Antwort an die Gräfin ist „fertig — willst du sie hören?" — Mehr weil ich wußte, daß ich dem lieben Manne eine Freude damit machte, als aus wirklichen Wunsch, bejahete ich die Frage. — „Ich „habe den Brief mir erst ins unreine auf- „gesetzt," fuhr er fort, „so wie ichs mit den „Parolebefehlen mache, ehe sie ins Regi- „mentsbuch eingetragen werden. Höre zu." Er las:

„Euere Hochgräflichen Gnaden berichte „hiebei unterthänigst und pflichtmäßig, wie „unter heutigen dato den des Complottes „mit Hochdero Tochter, Thereſe Gräfin von „Wallenroth angezeigten Unterlieutenant des „Hochlöblichen Regiments zu Fuß Erzherzog, „Karl B... näher verhört habe. Pflicht- „mäßig habe dem Beschuldigten den auf das „Verbrechen des Complottes laufenden sie-

„benten Artikel des von Seine Kaiserliche „Majestät Allergnädigst befohlnen und zur „Norm und Richtschnur vorgeschriebenen und „von der Soldateske zu befolgenden Kriegs„reglements mit lauter Stimme vorgelesen — „habe ihn unter Androhung einer verschärf„tern Bestrafung zur Wahrheit ermahnt und „hat derselbe nach dieser von ihm wohlver„standenen Ermahnung folgendes ausgesagt: „Er heiße Karl B. bürgerlichen Abkunft, „Sohn des ehemaligen Gerichtsrath B. zu „D. — sey seit einem Jahre als Unter„lieutenant im Hochlöblichen Regimente „zu Fuß, Erzherzog — und sey römisch„katholischer Confession und zwei und „zwanzig Jahr alt."

„Was nun das ihm angeschuldigte Ver„brechen eines sträflichen verbotenen Com„plottes mit der oben berührten Therese Grä„fin von Wallenroth betrifft, so läugnete „derselbe jedes pflichtwidrigen Einverständ„nisses sich schuldig gemacht zu haben und „versicherte auf sein Ehrenwort und Parole „nie ein Wort dieser Art mit der Gräfin „Therese von Wallenroth selbst gesprochen zu „haben, oder durch Andere, so wenig münd„lich, als schriftlich, habe abhandeln lassen. „Da der Unterlieutenant Karl B. als ein

„wohlmeritirter Officier im ganzen mir an-
„vertraueten Hochlöblichen Regimente bekannt
„ist, und von jedermänniglich mit aller Esti-
„me behandelt wird, so habe denselben nicht
„in Arrest geschickt, ihm auch den Degen nicht
„abnehmen lassen, indem im ganzen Kriegs-
„reglement kein Artikel sich findet, der einem
„jungen Officier verbietet, sich zu verlieben,
„es müßte denn sonst eine lüderliche Dirne
„seyn, der er die Ehe versprochen. Anson-
„sten kann noch berichten, daß der Unterlieu-
„tenant Karl B. ein sehr vertraueter Freund
„des Unterlieutenants Franz Grafen von
„Wallenroth ist und dieser letzt berührte
„schwerlich sein Freund bleiben würde, wenn
„der Unterlieutenant Karl B. es zu seyn
„nicht verdiente. Ob der letztere ernste Ab-
„sichten zur ehelichen Verbindung mit oben
„und in der Mitte berührten Therese Gräfin
„von Wallenroth habe — darüber wage nicht
„zu entscheiden, wie weit derselbe recht dar-
„an thue — gehört solches nicht vor ein
„Kriegesgericht. Von Rechtswegen. So ge-
„schehen im Lager bei Freyberg den 17. Oc-
„tober 1762."

Wolfstein, Oberst und Kommandeur
des Hochlöblichen Regiments zu Fuß
Erzherzog von Oesterreich.

Ich fühlte mich in der That in einer ängstlichen Verlegenheit durch die Aeußerungen der Mutter Thereſens, und wem mögte es in meiner Lage anders gegangen ſeyn? Aber der Bericht meines Oheims, ſo ſehr ein Contraſt gegen die Veranlaſſung, zwang mir ein lautes Lachen ab. Ich wurde dadurch wieder heiterer, ich fühlte mich entſchloſſener; mein Oheim, der die Urſach meines Lachens darin nicht finden mogte, worin ſie wirklich lag, in einer Art von kleiner Schadenfreude, fragte mich befremdet, was ich ſowohl in der Form, als in der Sache ſelbſt, an den Verhörprotokoll auszuſetzen habe, und ob ich ihm nicht zutraue, ein Protokoll aufzunehmen, das vor allen militairiſchen Richterſtühlen gelte? —

„Nein, beſter Oheim! Sie haben dies „herrlich gemacht. Ich wünſchte die Ant„wort um vieles nicht anders. Schicken Sie „es ab.“ — „So gehts nicht, Karl. Es „muß eine Abſchrift bei den Regimentsge„richten bleiben; iſt um der Nachfrage wil„len.“ — „Sehr gut, und ich ſelbſt will

„das Abzuschickende abschreiben, so schön und „sauber ich kann. Sie unterschreiben und un„tersiegeln es.“ — „Nicht mehr als billig; „hätte sonst keinen sidem.“ —

Man tadele mich dieser kleinen Bosheit wegen nicht zu hart; ich gestehe gern, daß es nicht edel genug von mir gehandelt war, der Mutter Theresens gleichsam ins Gesicht und schriftlich zu spotten. Ich gestehe eben so gern, daß es nicht einmal weise und klug von mir gehandelt war, indem es die Gräfin erbittern, sie unversöhnlich gegen mich machen und durch ihren großen Einfluß die Zahl meiner Feinde vermehren mußte. Selbst meines Freundes Liebe und Freundschaft konnte ich dadurch verlieren, wenn ich seine Mutter doch gewissermaßen in ihrem Stolze demüthigte und sie damit bestrafte, was sie am meisten fürchten mußte — mit Spott, der sie lächerlich machte. — Aber ich frage Jeden, der sich einigermaßen fühlt, ob er sich in meiner Lage so ganz von einer kalten und ruhigen Besonnenheit würde haben leiten lassen? Ob ihm nicht, gesetzt er hätte sich

dies auch vorgenommen, sein beleidigtes Ehrgefühl diese Art von Rache als Pflicht würde vorgespiegelt haben? Ob er alle möglichen Folgen ruhig und kalt überdacht haben würde? — Genug, das Verhör meines Oheims war abgeschrieben — er selbst unterschrieb — das Regimentssiegel prahlte neben der Unterschrift und auf dem Umschlage, und so ging der Brief an seine Behörde. —

Neunzehntes Kapitel.

Wie es einem raschhandelnden Jünglinge gewöhnlich zu gehen pflegt, ging es auch mir; mit dem kälter werdenden Blute fand sich ein ruhigeres Ueberlegen, und mit diesem stellte sich eine Art von Reue ein. Diese ging so weit, daß ich selbst die Gräfin einigermaßen entschuldigte und es mir gestand, wie sie doch in vielen Stücken nicht anders hätte handeln können, ohne sich und ihrem Stande zu viel zu vergeben. Ich wurde ernster, wurde be-

sorgter bei dem Gedanken an die möglichen Folgen; ich sprach mit meinem Oheim, ich erwartete von ihm Vorwürfe und Tadel; aber ich irrte mich in meiner Ansicht. — „Du darfst nicht anders gehandelt haben," sagte mein Oheim. — „Du bist in die „Gräfin verliebt; sie ists, wie ich aus allem „merke, in dich, und dabei sehe ich auf Ehre „nichts strafbares. Jedes Mädchen ist eine „freie Braut, der Stand macht nichts. Du „kannst, wenn sich die blinde Glücksgöttin in „dich verliebt, bis zum Feldmarschall steigen, „die Kaiserin kann dich auf die Grafenbank „schieben und dann hat der Herr euch beide „gleich gemacht. Daß die stolze Mutter mit „dem Liebeshandel nicht zufrieden ist, mag „seyn, aber sie durfte in dem Schreiben an „deinen Freund nicht so über dich urtheilen, „wie sie gethan hat, und du darfst nun, „wenn dir deine eigene Ehre lieb ist, nicht „den Kriechenden, den armen Sünder ma„chen. Thust du das, dann will Jeder an „dir zum Ritter werden, dann beißt alles „auf dich. Jetzt laß das Ding gehen, wie

„es gehen will; jetzt trag die Nase wie bei „der Specialrevüe, das giebt Ansehen und „Furcht. Es ist ein himmelschreiend Unrecht, „daß der Bürgerliche sich oft zu sehr weg„wirft, wenn er mit dem Vornehmen zu„sammen kommt. Halte du dich nur brav „und laß gegen Niemand merken, daß du „etwas fürchtest. Ich habe s in meinem „ziemlich bunten Leben eben so gemacht; ich „würde in meinem Leben nicht zum Oberst „gelangt seyn, hätte ichs anders gemacht. „Nur in Acht genommen, daß sich kein Dienst„fehler oder so etwas, daß sich kein Subor„dinationsvergehen, keine Art von Feigheit, „kein lüderlicher Streich einschleicht, damit „deine Vorgesetzten eine Art von Respekt vor „dich behalten, dann fährst du am besten.“ Dies war die Vorlesung, die mir mein Oheim hielt; daß sie ganz aus meinem Herzen genommen war — daß ich sie gern hörte — daß ich sie noch lieber befolgte — kann man von einem Jünglinge, wie ich war, voraussetzen. Ich wurde durch meines Oheims Ansicht immer entschlossener, und was hatte ich

mir im Grunde auch eigentlich vorzuwerfen? Ich bemerkte bald, daß die ganze Geschichte nicht lange ein Geheimniß blieb; manche meiner Vertrautern machten leise Anspielungen, ich stellte mich, als merke ich nichts; ich machte immer den Unbefangenen; ich sprach nicht einmal über die Art, wie ich mit den beiden Dragoner-Officieren umgegangen war, und gewann durch mein Benehmen sehr viel bei dem edler denkenden Theile des Corps. Ob ich gerade darauf rechnete, meine Feinde zu gewinnen, weiß ich selbst nicht; ich würde mich in dieser Hoffnung sehr verrechnet haben. —

Unter unserm neuen Hauptanführer, dem General Haddick, wurde der Krieg ungleich lebhafter geführt, als früher unter Serbelloni; besonders war dies der Fall mit dem sogenannten kleinen Kriege, zu dessen Führung die Gegend ganz besonders geeignet war. Die trefflichen leichten Truppen, die wir in unserm Heere hatten, alle die Stämme Ungarns, die Kroaten und andere zeichneten sich durch zwei nicht genug zu schätzende Kriegstugen-

den aus, durch grenzenlose Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und durch unermüdliche Wachsamkeit, Tugenden, die die leichten Truppen des feindlichen Heeres lange in der Vollkommenheit nicht besaßen. Man hatte bisher in unserm Heere die braven leichten Truppen fast gar nicht geachtet; man behandelte sie mit einer ans Empörende grenzenden Gleichgültigkeit; ihren Verlust in Schlachten und Gefechten hielt man kaum des Bemerkens werth; man ließ sie Schaarenweis abschlachten, ohne das Mindeste zu ihrer Unterstützung zu thun. — Erst unter Haddick änderte sich dies System; die Kroaten und die mit ihnen gleichen Krieger wurden mehr geachtet; ein gewisses Ehrgefühl wurde bei ihnen geweckt, auf ihren Zügen wurden ihnen Commandos der Feldregimenter mitgegeben, zu deren Anführern freiwillige Officiere genommen wurden. Natürlich, daß ich mich dazu erbot; die Gelegenheit, mich auszuzeichnen, war zu vortheilhaft. Auch von der Reiterei stießen Detachements zu ihnen, so daß wir bald ein kleines für sich bestehendes, und aus allen

Waffen zusammen gesetztes Corps bildeten, denen die leichten Preußischen Truppen oft gern aus dem Wege gingen. —

Einst hatten wir uns um den Besitz einer Mühle und der Brücke über die Mulde fast die ganze Nacht mit einem Preußischen Freicorps herum gebalgt. Die Feinde mußten weichen und unsere Reiterei, eine kleine Division Dragoner und Husaren, setzten den fliehenden Feinden nach. Ich stand mit dreißig Mann unsers Regiments auf dem linken Flügel. Das Gefecht war längst vorbei, die Kroaten saßen längst um ihren Feuern herum, um ihr Mittagsessen zu bereiten und noch war unsere Reiterei nicht zurück. Mir fiel dies auf, ich ging zu dem Officier, der die uns zugesellte Mannschaft des Thierheimischen Regiments commandirte; ich äußerte gegen ihn meine Verwunderung; er ging in meine Ideen ein und wir beide erbaten von dem Oberst Dönhoff die Erlaubniß mit unsern Zügen in den Wald vorzudringen, um über das Schicksal unserer Brüder Gewißheit zu haben. Mit unsern sechszig

Mann, brachen wir auf — wir gingen in den Walde fort, ohne eine bestimmte Richtung zu haben — und erst nach einem Marsch von zwei Stunden hörten wir das Geknatter eines irregulairen Infanteriefeuers. Bald erreichten wir den Ort; wir sahen, daß unsere sonst brave Reiterei sich unvorsichtig auf ein Terrain gewagt hatte, auf dem ein weiteres Vordringen so unmöglich, als der Rückzug war, da das Preußische Freibataillon Collignon alle Auswege besetzt hatte. Eingeschlossen von Sümpfen, Felsen, Hohlwegen und Gesträuch war die Reiterei; sich durchzuschlagen war unmöglich; sie war so weit gebracht, daß ihr nichts übrig blieb, als sich einzeln todtschießen zu lassen, oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Mehrere Erschossene lagen schon da, als ich mit meinem Zuge den Feinden in den Rücken fiel, und da von einer andern Seite die Division von Thierheim zugleich einen Anfall machte, die Feinde in die Flucht trieb. Unsere Reiterei war frei; wir gingen auf den Platz, auf dem unter zehn bis zwölf Todten eine

noch größere Anzahl Verwundeter lag. Um uns keiner neuen Gefahr auszusetzen, eilten wir mit den Verwundeten zurück. Einer derselben, den ich selbst auf das Pferd geholfen, und nun bei ihm herging, ihn an den gefährlichern Stellen zu halten, sah mich mit einer so gespannten Aufmerksamkeit an, daß es mir auffiel. Ich fragte nach der Ursach. „Sind Ihre Gnaden nicht vom Regiment „Erzherzog?" fragte er. — Ich bejahete dies. — „Heißen Sie nicht B...?" — Ja! — „Ich muß Eure Gnaden allein „sprechen; es ist sehr nöthig," sagte der Verwundete, ein, dem Ansehen nach, alter gedienter Dragoner von Löwenstein. Ich versprach ihm dies, und kaum waren wir so weit, daß wir vom Feinde nichts mehr zu fürchten hatten, als er langsamer ritt und bald hinter dem Zuge zurückblieb. Jetzt fing er mit wirklicher Rührung an: „daß Eure „Gnaden uns gerade retten müssen, das muß „Ihnen von Gott eingegeben seyn!" — „Wie so?" — „Um es kurz zu machen, „der Graf ***, der in unserm Regimente

„steht, hat dem, der Ihnen in irgend einer „Affaire den Rest giebt, zur Belohnung hun„dert Thaler versprochen.“ — Freilich mußte diese Entdeckung mich wohl in Verlegenheit setzen; allein ich sammelte mich; ich erzwang selbst ein Lächeln und sagte: „Nun, der Graf „kann doch einen solchen Auftrag nicht einem „jeden Dragoner gegeben haben?“ — „Gott „behüte. Er hat nur unter der Hand ganz „heimlich drei zu dem Streiche geworben.“ „Bist du denn auch darunter?“ — „Ge„steckt ist mirs auch — aber ich will nicht „zu Gott kommen, wenn ich mich dem Teu„fel durch die hundert Thaler Judasgeld ha„be nur einen Augenblick blenden lassen! „Und nun vollends jetzt, da Sie Ihr Leben „für uns gewagt haben!“ —

Es bedarf wohl keines Beweises, daß ich dem Kerl, trotz seines Geständnisses, nicht trauete. Es war eine Folge seiner Gefahr, seiner Rettung — weniger seiner sonstigen Grundsätze. Der gesunkenste Böswicht hat solche Momente, in denen das Aeußere vortheilhaft auf ihn wirkt; aber thörigt würde

der handeln, der aus solchen einzelnen Aufblicken rechtlichen Herzens auf feste Ehrlichkeit schließen wollte. — Genug, ich hatte Gründe, trotz der Dankbarkeit, wozu ich mich verpflichtet fühlte, gegen den von mir Geretteten mißtrauisch zu seyn. — Das Niedrige eines solchen Plans empörte mich so sehr, daß ich gar nicht daran dachte über die Unternehmung des heutigen Tages zu sprechen; es war nicht Bescheidenheit — ich hatte nicht Ursach mich zu schämen, daß ich auf solche entehrende Art der Gegenstand einer so niedrigen Rache werden sollte — und doch brachte es in mir ein unangenehmes Gefühl hervor, das mich zum Stillschweigen bewog.

Aber desto lauter sprachen die Befreieten über meine Heldenthat; sogar der Dragoner, der mir den ganzen Plan meines Feindes entdeckt hatte, sprach mit dem Andern, der wie er, zu diesem Streich aufgefordert war — der Dritte lag unter den Erschossenen — daß beiden die Neigung verging, an mir zum Mörder zu werden, war die erste Folge meiner kühnen That, aus der man jetzt ein grö-

ßeres Wesen machte, als nöthig war. Mein Oheim war jetzt so weit, daß er wieder ausgehen konnte, ob er gleich den Dienst als Commandeur noch nicht erfüllen konnte. Sein erster Weg war zu dem General Haddick, der einer seiner ersten Gönner war. Das Gespräch, an welchem der General Brentano und der Oberst Dönhoff Antheil nahmen, kam bald auf das, was den eigentlichen Krieg anging, auf die Stellung und Unternehmung der Armee — auf die feindlichen Versuche beide Ufer der Mulde zu besetzen — auf die zweckmäßigen Anstalten dies zu verhindern — und so kam man denn ganz natürlich auf die Geschichte, an der ich vor drei oder vier Tagen so lebhaften Antheil gehabt hatte. Haddick selbst hatte sie von einigen Husarenofficieren erfahren; der Oberst Dönhoff bestätigte sie — mein Name und der des Lieutenants vom Thierheimschen Regimente wurde mit ausgezeichneter Güte genannt und mein Oheim glaubte, er höre ein Mährchen, da er von einer so auffallend glänzenden That hörte, die mein Werk ge-

wesen und die ihm auch nicht einmal durch das Gerücht bekannt geworden war. Er weinte Freudenthränen, da Haddick sich meiner erinnerte und mich als den nannte, der ihm jenes Schreiben vom General Belling gebracht habe. — „Mir hat mein Neffe „nicht ein Wort von der ganzen Unterneh„mung gesagt!" — äußerte mein Oheim, und die drei Heerführer erklärten einstimmig, daß ihnen eine Bescheidenheit dieser Art noch nicht vorgekommen sey. Wie oft mag es wohl der Fall gewesen seyn, das Höhere so durch den Anschein irre geleitet werden, wie hier Haddick und die beiden Anführer! Sie fanden Bescheidenheit, edle Bescheidenheit in dem, was bei Lichte besehen doch weiter nichts als Trotz, falsche Schaam, als Schwachheit war. Sobald mein Oheim ins Zelt zurückkam, fragte er mich um den wahren Hergang der Sache; er erwähnte der Aeußerungen des Generals Haddick. — „Das ist mir „besonders aus einer Hinsicht viel werth," gab ich zur Antwort. — „Und diese wäre? — „Oder weißt du es etwa schon?" — „Was

„sollte ich wissen, Herr Oheim?" — „Sieh „Karl — ich gehe auf die Siebenzig los. „Hier," — er zeigte aufs Herz, — „hier ist „alles noch wie es sonst war — aber der „Körper — der Leichnam will nicht mehr „mit. Fast ein halbes Jahrhundert habe „ich des Kaisers Rock getragen — habe mei„nem Ehrenkleide nie Schande — immer „Ehre gemacht — jetzt wills nicht mehr ge„hen — der letzte Hieb hier am Kopfe — „der giebt meinen Kräften den Rest. Ich „gehe ab vom Feldbienst; ich komme nach „Wien und commandire künftig die alten „braven Invaliden, die jetzt die Kaiserburg „bewachen." — Die Nachricht schlug mich nieder; ich fühlte, was ich an meinen Oheim verlor. — „Das habe ich nicht gefürchtet!" gab ich mehr erschrocken, als erstaunt, zur Antwort. „Aber um so mehr muß es mir „werth seyn, bei dem General hoch ange„schrieben zu stehen!" — Ich erzählte jetzt meinem Oheim die Geschichte jenes Tages und entdeckte ihm zugleich, was ich von dem Dragoner erfahren hatte. —

Der Greis erstaunte. — „Karl, es ist „nicht möglich! Du irrst — hast falsch ge„hört — der Dragoner ist ein Schurke!“ rief er aus und ging im Zelte auf und ab. — „Ueberzeugen Sie mich, mein guter Oheim, „daß ich mich irrte — daß der Dragoner „mich belogen hat; ich werde Ihnen danken, „wie für das größeste Geschenk.“ — „Das „kann ich nicht; aber du irrst — du bist be„trogen! So kann kein braver Officier den„ken — selbst der Schlechteste ist einer solchen „That nicht fähig!“ — „Ueberzeugen Sie „mich, daß der Graf*** unschuldig ist; ich „bitte ihn jeden Argwohn ab. Ich traue „freilich dem Kerl, der mir des Grafen Plan „entdeckte, nicht über den Weg; es kann ei„nem redlichen Manne so etwas nicht ange„muthet werden; nur dem kann man so „etwas zutrauen, der sich schon durch Nichts„würdigkeiten in Ruf brachte. Aber — dies„mal glaube ich den Kerl doch.“ — Mein Oheim schwieg. Gern hätte er mich überzeugt, denn ihm war es ein empörender Gedanke, daß ein Officier so handeln sollte;

der Graf kam hiebei in keine Betrachtung; der Officier war ihm alles, war überwiegend. Man entschuldigt dies gewiß an meinem Oheim; denn ein ehrlicher Mann ist von nichts so sehr überzeugt, als von der Ehrlichkeit Anderer, besonders derer, die mit ihm von einem Stande sind.

Daß mir dies alles um so mehr im Kopfe herumging, da die Nachricht von der nahen Abreise meines Oheims noch dazu kam; da ich mich bald ganz allein sah — wird Niemand bezweifeln. Ich fühlte mich im eigentlichen Sinne unglücklich und der Verzweiflung nahe, ich mogte hinblicken, wohin ich wollte. Therese — ihr Bruder — mein Oheim — alles wurde eine neue Quelle meiner Unruhe; wurde dies um so reichlicher, um so ergiebiger — je größer frühere Hoffnungen, je reitzender die Träume gewesen waren, aus denen ich so schrecklich geweckt wurde. Blos dem Zureden meines Oheims — und er benutzte die uns noch übrig gebliebenen wenigen Tage recht väterlich — hatte ich es zuzuschreiben, wenn ich ruhiger blieb

und mich nicht durch meinen Unmuth zu jener Unthätigkeit in meinem Beruf hinreißen ließ, die sich so oft dann findet, wenn alle Entwürfe zu scheitern scheinen. Mir wäre dies um so verderblicher gewesen, da ich viele Feinde voraussetzen mußte, die gewiß scharf und genau jeden Dienstfehler bemerken, und zu meinem Untergange zu benutzen verstehen würden.

Meines Oheims Abreise war auf den folgenden Morgen angesetzt. Heute, den vierzehnten October, blieb ich den ganzen Tag bei ihm. Seine Regimentsangelegenheiten waren abgemacht, wir waren uns jetzt beide allein überlassen; wir konnten vieles besprechen, was nicht zum Dienste gehört. — Die Nacht verging uns — am frühen Morgen reisete mein Oheim ab — ich fand mich allein; sah um so mehr einer traurigen Zukunft entgegen, da ein Feind meines Oheims, der Major G..., ein Mann, dessen Charakter aus Stolz und Tücke zusammen gesetzt war, meines Oheims Posten erhielt. Ich würde mich noch unglücklicher gefühlt haben,

hätte man mir viel Zeit gelassen, über meine Lage nachzudenken; so aber war mein Oheim kaum aus meinen Augen, als die Bewegungen im Lager — das Antreten der Soldaten und die Anstalten zu einer größern Unternehmung meine Gedanken wohlthätig auf sich zogen und den Kummer lähmten, der mir sonst zu mächtig gewesen wäre. Unter Ansicht des Generals Haddick selbst zogen wir ab; mit uns vereinigte sich die zweite Abtheilung unter dem General Buttlar, und so griffen wir die Preußen an, die sich an dem Ufer der Mulde von neuem gesetzt hatten. Wir waren Sieger; unser Zweck war, trotz aller Schwierigkeiten, erreicht und die Gefangennehmung des feindlichen Regiments Salmuth und des Grenadier-Bataillons Kalkstein war schon geschehen, als das Bataillon, in welchem ich stand und das heute, seiner Stellung zufolge, weniger ins Feuer gekommen war, Befehl erhielt, auf dem eroberten Terrain stehen zu bleiben, um den Feind von jedem neuen Versuche abzuhalten. War es, um meinen Muth auf die Probe zu

stellen, oder wollte der neue Oberst meiner auf eine gute Art aus dem Regimente los seyn; ich will nicht bestimmen, welche von diesen beiden Fragen bejahet werden muß, genug ich wurde mit zwölf Mann nach einem kleinen, auf einer Anhöhe liegenden Feldgebüsche geschickt, von wo aus man die Gegend weit übersehen konnte. — Am Eingange des laubloſen Gebüsches stand ein Pferd, das ich, seinem Sattelzeuge nach, gleich für das Pferd eines schwarzen Husaren von Belling erkannte. Im Gebüsche selbst saß ein Verwundeter dieses braven Regiments, seine Pfeife rauchend, an einem Baumstamme; den zerschmetterten Fuß hatte er mit einem Taschentuche verbunden, durch welches das Blut drang. — Einer meiner Soldaten wollte ihn mit dem Bajonet durchbohren, ich verbot dies, da der Verwundete außer Stande, uns zu schaden, als Kriegsgefangener in unsern Händen war. Ich ließ ihn durch einige menschlicher denkende meines Commandos besser verbinden; ich gab ihm aus meinem Fläschgen Wein und wollte ihm so eben auf

sein Pferd helfen und zu unserm Regimente bringen lassen, als mich der dankbare Jüngling fragte, ob ich nicht der Officier sey, der vor einiger Zeit bei seinem General Belling gewesen? Ich bejahete die mir bescheiden gethane Frage und fügte hinzu, daß mein Besuch bei seinem General die Erkundigung nach dem Schicksale einer meiner Freunde, eines vermißten Officiers, zur Absicht gehabt habe. — Denke man sich mein Erschrecken, da der Husar mir sagte, daß dieser, mein Freund, vor einigen Tagen beerdigt sey! — Eine schrecklichere Nachricht hatte ich nie gehört — ich wußte nichts darauf zu antworten — ich konnte kaum die Frage wiederholen, ob dies wirklich wahr sey? eine Frage, die der Verwundete von neuem bestätigte. — Ich ließ den Gefangenen zurückbringen — ich ging mehrere Schritte vor mein Commando, um in der Einsamkeit meinen finstern trüben Vorstellungen mich ganz hinzugeben — ich fühlte die Größe meiner Prüfung, das Drückende meiner Bürde so sehr, daß ich alles vergaß, was mich umgab —

daß ich ganz gleichgültig gegen mein Leben war und die feindliche Kugel gesegnet haben würde, die in diesem quaalvollen Augenblicke meinem Leben ein Ende gemacht hätte.—

Da stieß ich mit einemmale auf zwei feindliche Stück Geschütz, die bei dem Rückzuge der Preußen stehen geblieben waren — ihr Anblick verwischte auf einige Minuten jene Eindrücke — das Gefühl für den Dienst und für die Ehre gewann die Oberhand — eine kleine Hoffnung, eine Art von Glauben, daß dieser Fund in den Händen des Schicksals vielleicht ein Mittel zu meinem Glück, zu der Erreichung meiner Wünsche werden könne — stiegen in meiner Seele auf; ich behielt sogar die Gegenwart des Geistes, das für mein Werk auszugeben, was das Werk des Zufalls war. Ich eilte zum Commando hin — ich sagte: „Mein „Plan ist geglückt und ihr Cameraden seyd „heute um zwei hundert Thaler reicher!" — So etwas macht aufmerksam. Ich schickte zur Stelle zwei Mann an das Regiment — ich trug ihnen auf, sogleich Bespannung zu

bringen, indem ich die beiden Geschütze, die ich den ganzen Morgen schon auf dem Korn gehabt, glücklich erobert hätte. Meine Leute hatten indeß die beiden Kanonen näher gebracht — die Bespannung kam — ich schrieb mit Kreide meinen Namen an die Lafetten — und so ging der so leicht erbeutete Artillerietrain von zwei Dreipfündern unter lauten Jubel ab. Gerade vor dem Einrücken ins Lager mußte der General Haddick dem Zuge begegnen. Er frägt nach den Kanonen und hört von den beiden Leuten, die ich zur Bedeckung mitgab, das der Lieutenant B... sie dem Feinde abgenommen habe. — Erstaunt sprengt der General nach dem Posten, auf dem ich stand und der ihm eine weite Umsicht gewährte. Ohne mir Zeit zu lassen, die Sache zu erzählen, wie sie wirklich war, macht er mir und meinem Commando die größesten Lobsprüche und sagt besonders den Soldaten, daß sie, sobald sie abgelöst, nach seinem Hauptquartiere kommen sollten, um die von Seiner Kaiserlichen Majestät auf solche Heldenthat ausgesetzte Belohnung zu

empfangen. Mir dankte er noch besonders für das schöne Beispiel, das ich andern Officieren durch meine Bravour gegeben hätte — und so ritt er fort. — Man wird mir darin recht geben, daß es besser ist einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob anhören zu müssen. Die Wahrheit kommt endlich an den Tag — der unverdiente Tadel wird dann zur schmeichelhaftesten Lobeserhebung, wenn das unverdiente Lob sich durch Spott und Verachtung rächt. — So dachte ich. Meine Leute dachten anders. — Unter ihnen gab es einige durchtriebene, Alles wagende Kerls, die, wie man im Sprichworte sagt, mit allen Hunden gehetzt waren. In ihrer Reihe zeichnete sich einer aus, der von den Preußen zu uns übergegangen, aber vorher schon allen Potentaten gedient hatte. Er stand seiner Pfiffe und Kniffe wegen im ganzen Bataillon in einem gewissen Ansehen, so wie seine unzerstörbare Heiterkeit, sein Witz und seine Erzählungen ihm alles zum Freunde machten. Der General war kaum hundert Schritte von uns entfernt,

als er mich anredete: „Ihre Gnaden Herr „Lieutenant erlauben doch, daß ich eine klei„ne Parole ausgebe?“ — Ich hatte nichts dawider. Warum hätte ich den Soldaten einen kleinen Spaß verbieten sollen? Sie sind in der Regel dann desto williger in der Ausführung ernsterer Rollen, wenn man ihnen die heitereren komischen freistellt. — Die Soldaten traten jetzt in einen Kreis. — Der Redner fing an: „Hört mich an Kame„raden und gebt acht auf alles. Die sechs „und sechszig Cremnitzer Dukaten haben wir „gewiß; ich höre sie schon klappern in der „Tasche. Aber das ist noch nicht genug. „Von uns und unserer Bravour muß ge„sprochen werden, so weit der zweiköpfigte „Adler an den Grenzpfählen steht. Nun „hört nur zu. Sobald abgelöset ist, gehen „wir zum General — ihr sprecht nicht ein „Wort — ich — ich allein spreche. Allen„falls könnt ihr ein Ja darunter werfen; „aber weiter nichts. Nun erzähle ich, wie „wir auf eine verdeckte feindliche Batterie „gestoßen — wie wir bei deren Anblick und

„Feuer etwas gestutzt — wie aber Ihre Gna-
„den der Herr Lieutenant B... uns an die
„Ehre der Kaiserlichen Waffen und an un-
„sern heiligen Fahneneid erinnert habe —
„wie wir mit gefälltem Bajonet gestürmt —
„wie die feindlichen Kugeln ganze Eichbäume
„niedergeschmettert — wie wir uns durch die-
„sen von den Kugeln gemachten Verhau
„durchgearbeitet — wie wir die Verschanzung
„erstiegen — wie der Feind von der ganzen
„Batterie nur sechs Stück habe retten kön-
„nen — wie wir einen großen Theil der
„Feinde — meinetwegen zwanzig, dreißig,
„vierzig — das kommt auf uns an — nie-
„dergestochen und keinen Pardon gegeben —
„wie wir die beiden eroberten Kanonen höchst
„eigenhändig aus der Verschanzung fort bug-
„sirt und unserm Regimente zugeschickt haben.
„Seht, so werde ich sprechen und ihr alle
„haltet bis auf ein Ja! O ja! So wars!
„die Mäuler.“ —

Alle lachten. Einer fiel ein: „Caspar,
„nimm dich in acht! Sprich dich nicht um
„deinen Hals. Erfährt der General, daß du

„ihn belogen hast, dann machst du eine Pro-
„menade in der Birkenallee!" — „Ich
„dächte was mich bisse. Auf die Gefahr
„wage ichs. Wozu hätte man denn die gro-
„ßen Herren, wenn man ihnen nicht eine
„Nase drehen könnte? Wird keiner mehr
„belogen als Kaiser und Könige und Gene-
„räle! Denkst denn du, daß sie das glau-
„ben, was ihnen gesagt wird? Narr! sie
„stellen sich, als glaubten sie, denn sie wis-
„sen recht gut, daß wenn sie heute einen
„wegjagen der ihnen eine Nase dreht, mor-
„gen ein anderer kommt, der ihnen zehn
„handgreifliche Lügen für baare Wahrheit
„aufheftet. — Die Großen sehen das über-
„haupt gern, wenn von ihren Untergebenen
„recht viel Rühmliches gesagt wird; sie ha-
„ben ihren Antheil daran. Oder glaubst du
„der General wird kommen und die erober-
„te Schanze nachsehen, wie der Corporal,
„wenn er in deinem Tornister nachsucht, ob
„du Nähnadel, Zwirn, Rosenkranz und den
„engen Kamm bei dir hast? — Genug —
„nach der Ablösung gehts zum General!" —

Zwanzigstes Kapitel.

Der Scherz hatte doch wenigstens das Gute, daß er mich aus der Schußlinie meines Kummers — wenn auch nur auf Augenblicke — riß. Ich konnte bei dem Handel nicht im mindesten verantwortlich werden und wenn Caspar der Kaiserin selbst den Heldenroman für Wahrheit verkauft hätte. Ruhig ließ ich die Ablösung geschehen, nach zwei Stunden gingen wir ins Lager zurück. Mit welchem Jubel empfing man mich mit meinem Commando! Er grenzte nahe an einen Triumphzug und alles eilte, um die beiden eroberten Dreipfünder zu sehen, die vor der Fahnenwache standen. Selbst von andern Regimentern kam man, die Geschütze mit den blauen Lafetten zu sehen; es war, als hätte man noch nie eine Kanone gesehen. Alles wünschte mir Glück, selbst unser neue Oberst umarmte mich; seine Freude war, daß ein Officier von seinem Regimente die außerordentliche Heldenthat begangen hatte. Ich

schämte mich im eigentlichen Sinne vor mir selbst und zitterte bei der Vorstellung, daß mich der Oberst um den wahren Verlauf der Sache fragen mögte. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit empfahl ich mich. — „Kein Wnnder!" sagte der Oberst mit fast zu übertriebener Höflichkeit. „Werdens halt „wohl ein bissel angegriffen seyn!" — In meinem Zelte warf ich mich auf mein Feldbette — Wallenroths Leiche stand immer vor meinen Augen — mein zerrissenes Herz fühlte nichts als den Verlust dieses trefflichen Freundes — der noch schrecklichere Gedanke an Theresens Verlust, der ganz natürlich mit diesem zusammenhing, steigerte meine Verzweiflung auf den höchsten Grad. Selbst mein Körper fühlte sich angegriffen — in einem Zustande zwischen Schlummer und Ohnmacht lag ich da, als die Töne einer immer näher kommenden Musik mich weckten — als mein Zelt aufgemacht wurde und Caspar, jener Redner, mit einem großen Tannenzweige auf dem Hute mit seinen eben so bekränzten Nebenhelden nach dem Takte einer

wilden Musik und begleitet von dem ganzen Bataillon mein Wohl ausbrachte, das die ganze Menge brüllend begleitete und mir im Namen des ganzen Regiments dankte. Der General hatte wirklich die sechs und sechszig Dukaten ausgezahlt und natürlich floß heute ein großer Theil dieser Prämie in die Taschen der Marketender. Meine Verlegenheit war in der That groß und würde grenzenlos gewesen seyn, hätte nicht — was man wohl schwerlich erwartet — manches aus Caspars früherer Rede mich beruhigt. —

Wie manche Heldenthat mag in diesem Kriege ausposaunt seyn, an der der Held so wenig Antheil hatte, als ich an den eroberten zwei Kanonen! Ein Paar Packknechte oder Marketender hätten sie eben so gut erobern können, wie ich mit meinem Commando — und wie mancher Held, der mit Ordenszeichen prangt — der seinen Namen unter den berühmt gewordenen in den Jahrbüchern des Krieges lieset, muß vor sich selbst erröthen, wenn er die Veranlassung seines

Ruhms aufrichtig überdenkt. Oft war ich willens, das Ganze zu erzählen, wie es sich zugetragen hatte; das Einzige was ich that, war, daß ich die ganze Sache gar nicht erwähnte, und dies rechnete man mir als Beweis meiner musterhaften und ausgezeichneten Bescheidenheit an. Selbst mit vertrautern Freunden sprach ich nicht über eine Heldenthat, um die jeder mich beneidete. Ich wünschte im Ernst, daß etwas großes sich zutragen möge, damit ein andrer Gegenstand zur Tagesgeschichte würde. —

Fünf oder sechs Tage waren auf diese Art vergangen, als ein Befehl mich zu dem General Haddick rief. Ich eilte mit der an mich geschickten Ordonanz nach dem Gute, auf dem der General sein Quartier hatte. Mit seiner gewöhnlichen Güte empfing mich der würdige treffliche Held, ich sprach mehrere Stunden mit ihm; ich wußte und merkte nicht, daß unsere Unterhaltung eine Art von Prüfung über das Wissenschaftliche des Soldatendienstes war. Meine Unbefangenheit

fand sich während der Unterredung mit jedem Augenblicke mehr; seine herzliche Güte machte mich dreist — seine freundliche zufriedene Miene bewies, daß meine Antworten ihn ansprachen, daß meine Ansichten seinen Beifall hatten. Was vielleicht auffallen wird, geschah hier. Wir sprachen oft mehrere Minuten in lateinischer Sprache, in der der General, als geborner Ungar, mehr als gewöhnliche Fertigkeit besaß. Auch mir wurde diese Sprache leicht, da ich meinen Unterricht von den Jesuiten in dieser Sprache erhalten und sie also fast zu meiner Muttersprache gemacht hatte. Eine kleine Pause im Gespräch benutzte ich zu der Frage: „Ob der Herr Ge„neral sonst noch etwas zu befehlen habe?" Ich wollte gehen, als Haddick mir sagte: „die Hauptsache, weshalb ich Sie habe zu „mir kommen lassen. — Würde es Ihnen „viel Ueberwindung kosten, wenn Sie aus „dem Regimente Erzherzog in eine andere „militairische Carriere versetzt würden?" — „Nein!" war meine Antwort. „Ich habe in „diesem Regimente nichts, was ich nicht in

„jedem andern Verhältniß wiederfinden könn-
„te. Mein Oheim hat seine Entlassung —
„mein Freund Wallenroth ist todt — " —
„Todt?" fragte der General, ging einige
Schritte zurück nach einem Nebenzimmer,
öffnete dies mit den Worten: „Kommen
„Sie her, Graf Wallenroth und widerlegen
„Sie die Nachricht von Ihrem Tode!" —
In der That stürzte mir Wallenroth noch in
seinen Reisekleidern entgegen — ich war er-
staunt — mir war das Ganze wie ein Traum,
dessen Ende ich fürchtete. — „Woher hast
„du denn die Nachricht von meinem Tode?"
fragte mein Freund, und lösete mir das
Räthsel auf, das diesen Irrthum veranlaßt
hatte. Wallenroth hatte Bellings Quartier
schon verlassen, als ein anderer schwer Ver-
wundeter an seine Stelle kam. Dieser starb
wirklich, und der größte Theil des Regi-
ments — selbst mehrere Officiere — glaub-
ten, bei dem Begräbniß Wallenroths Leiche
zu beerdigen. Um desto größer war unsere
Freude, da wir uns hier so unvermuthet
wiederfanden. Der General bemerkte dies,

er selbst hatte diese Freude eingeleitet, um eine Absicht zu erreichen, die mehr ihn, als uns anging. —

„Ich muß," sagte er, „meinen Gene„ralstaab vermehren und noch einige Adju„tanten haben, auf die ich mich ganz ver„lassen kann. Sie, Graf Wallenroth, ha„ben mir Ihr Wort gegeben, es werden zu „wollen — Sie, lieber B..., werden mir „dies Wort eben so gerne geben, weil Ihr „Freund es gab."

Es bedarf keiner Erwähnung, daß ich dies Versprechen gern und willig in des trefflichen Mannes Hand ablegte. Ich hatte diesen Vorzug zwei Umständen zu verdanken, einmal meinem Freunde Wallenroth selbst, der bei seiner Ernennung zum Generaladjutanten mich dem trefflichen Manne so sehr empfahl und zweitens, daß der General mehrere meiner Situationszeichnungen gesehen hatte. Die Zeichnenkunst, besonders in militairischer Rücksicht, gehörte damals noch

zu den seltenern Geschicklichkeiten; es fanden sich ganze Regimenter, in denen auch nicht Ein Officier nur die ersten Linien dieser Kunst verstanden hätte. Blos die Artillerie, unter der Aufsicht des Fürsten Lichtenstein, machte eine rühmliche Ausnahme. —

Mit Freuden nahm ich den Auftrag an — mein Zelt, wie meine mir jetzt unnöthigen Uniformstücke, wurden verkauft — noch an demselben Tage bezog ich das Gut, auf dem ich den General und meinen Freund Wallenroth traf — und schon am dritten Tage paradirten wir beide in den grünen Husarenpelzen des ausgezeichnet schönen Regiments Haddick. Neue Aussichten auf Theresens Besitz mußten sich mir jetzt eröffnen — Theresens Bruder war mein Freund — der General mußte mein Gönner werden, dazu war alles angelegt. Ueber Theresen hatte ich erst wenig mit meinem Freunde gesprochen; ich scheuete die Erinnerung jenes Briefes seiner Mutter — wer läßt sich gern auf Sachen von dieser unangenehmen Art ein? — jetzt

erst brachte ich das Gespräch darauf. Wallenroth glaubte, daß vielleicht die Nachricht von seiner Verwundung und Gefangenschaft das Herz seiner Mutter erweicht habe, daß sie vielleicht jetzt nachsichtiger für Theresen, für mich seyn werde, da er die ersten Augenblicke seiner Erholung dazu angewendet, seinen Eltern zu schreiben. Seine Hoffnung theilte sich auch mir mit — ich fühlte mich heiterer als je. —

Bei Tische eröffnete uns der General, daß er noch einen dritten Adjutanten gewählt habe und setzte in einer Erwartung, Wallenroth werde ihm danken, hinzu: „Er „ist ein naher Verwandter von Ihnen, und „ist einer der besten Reiter." — Ich läugne nicht, eine kleine Anwandlung von Eifersucht überlief mich — Wallenroths Freundschaft wollte ich so wenig mit andern theilen, als Theresens Liebe. Ich sagte, da der General dies äußerte, nicht ein Wort dazu — ohne natürlich mir meine Unzufriedenheit merken zu lassen. „Ihr beiderseitiger neuer

„Freund wird sich heute Mittag noch mel„den!" — Der General hatte recht — der neue Adjutant kam — und wer war es? — Eben der Dragoneroffizier, der mittelbar die Ursach war, daß mein Zelt in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Es ist' eine der peinlichsten Verfassungen sich mit Menschen, die man haßt, in Berührung zu sehen; noch peinlicher ist die Lage, wenn man unerwartet und also ganz unvorbereitet auf solche Menschen stößt. So ging es uns beiden — der Angekommene erröthete — ich nicht weniger — was er mir sagte, hörte ich nicht; hoffentlich hörte er das, was ich ihm als Compliment sagte, eben so wenig. Der General bemerkte unsere Verlegenheit und dies machte uns noch verlegener. — „Sie bei„den kennen sich vielleicht noch nicht persön„lich?" sagte der General mit einer Miene, die sowohl Spott, als Ernst, ausdrückte, wußte aber vielleicht selbst nicht, wie verlegen er mich durch den Zusatz machte. „Mein „neuer Adjutant B... hat seine Carriere „in der Infanterie dadurch sehr rühmlich

„geendigt, daß er noch vor dem Thorschluß „dem Feinde zwei Kanonen abnahm.“ — „Es ist ja wahr!“ fiel Wallenroth ein. „Ich habe davon gehört, und werde hof„fentlich die ganze Unternehmung bald ge„nau erfahren.“ — „Ein Wunsch, den „Ihr Freund um so eher erfüllen wird, da „es nach meiner Ansicht dazu gehört, daß „Beispiele von ausgezeichneter Bravour nicht „verborgen bleiben.“ — Ich darf dem Leser meiner Geschichte zutrauen, daß er meine Verlegenheit einsieht. In der That wußte ich nichts zu antworten, als mir ein alter Grundsatz meines Oheims einfiel; in solchen Fällen ists am besten, die erste die beste Antwort dreist und entschlossen zu geben, wenn sie auch nicht immer die passendste ist. — „Ich habe es mir einmal zum Gesetz ge„macht, nie von dem zu sprechen, was ich „gethan habe. Dies überlasse ich andern!“ Eigentlich war die Antwort unschicklich — sie zeugte von einem gewissen Ungehorsam, von einem gewissen Stolze, der gerade hier am unrechten Orte seyn mußte. Aber —

wie mancher das schon erfahren haben wird, gerade das, was uns mit übeln Folgen drohet, wird uns oft am nützlichsten, und manche That, durch die, besieht man sie bei Lichte, wir verlieren müssen, wird eine neue Quelle unsers vergrößerten Ansehens. Die Geschichte der beiden eroberten Kanonen beweiset hier, was von mancher hochgerühmten Heldenthat gilt. Mancher, dessen Name von allen Lippen tönt, muß sich vor sich selbst schämen, wenn er genau prüft. —

Mein Freund Wallenroth freuete sich meiner Antwort, und der General sagte mit freundlicher Miene: „Schön, lieber B...,
„bleiben Sie bei der Bescheidenheit; sie macht
„Sie immer noch achtungswerther, und ich
„wünsche, daß Jeder sie besäße. — Ein Seitenblick auf den dritten Adjutanten schien mir zu beweisen, daß der General ihm meine Bescheidenheit nicht zutraue. Indeß nahm ich es mir doch ernstlich vor, den trefflichen Greis nicht länger in Ungewißheit zu lassen. Er sollte wissen, was an mir sey; ich hielt

es für Pflicht, mich als redlicher, als wahrer Mensch zu zeigen — ich konnte es dem herrlichen Manne zutrauen, daß er ein offenes Geständniß von Allem, was mich betraf, gern anhören und daß ich dadurch nichts verlieren würde. Mogte es auch seyn, daß er in den ersten Momenten eine etwas geringere Meinung von meinen Vorzügen bekam; in der nächsten Stunde mußte sich diese nachtheiligere Meinung von selbst verlieren, wenn er einen ehrlichen redlichen Mann vor sich fand. Eine Ansicht meines Verstandes und Herzens, die Jeder billigen wird, der den edlen Character und das Herz des Generals so kannte, wie ich es in der Folge immer näher kennen lernte. —

(Ende des ersten Theils.)

Das

merkwürdigste Jahr

aus dem Leben

eines alten Kriegers.

Ein

historischer Roman

aus den Zeiten

Friedrichs II. u. der Maria Theresia.

Zweiter Theil.

Halberstadt,
Verlag von Friedrich August Helm.
1830.

Erstes Kapitel.

Jener Graf Casimir von *** der meinen Lesern von dem Tage, an dem ich mit Theresens Eltern den Besuch auf seinem Schlosse machte, noch bekannt seyn wird, hatte mehr der Fürsprache und der Begünstigung von Theresens Mutter, als der eigenen Neigung der Tochter selbst es zu verdanken, wenn er in seinen Aussichten, Theresens Gemahl zu werden, so viel Fortschritte gemacht hatte. Er gehörte ganz in die Klasse der gehaltlosen Menschen; aber solcher Werthlosen, die durch Anmaßung und Stolz sich in Ermangelung anderer Vorzüge ein Ansehen geben

wollen. Dem Reichen wird dies selten schwer; am leichtesten wird es ihm dann, wenn sein Verhältniß ihn nur mit solchen in Berührung bringt, die mehr oder weniger von ihm abhangen. Graf Casimirs Eltern waren eines solchen Sohnes ganz werth. Beide waren in der Sphäre des Hofes erzogen; beide hatten für nichts Sinn, als für den Hof, und ihretwegen hätte das Schicksal des Landes ausfallen mögen wie es wollte, blieb nur der Hof mit seinen Freuden ungestört. — Wie sehr beide zu Theresens Mutter passen mußten, bedarf kaum einer Erwähnung. Der Umstand kam dazu, daß beide Familien in Hinsicht ihrer Güter Grenznachbaren waren, die sich jeden Tag sehen und sprechen konnten. In einer solchen Vertraulichkeit war es denn nun wohl kein Wunder, wenn beide Mütter den zehnjährigen Casimir der eben erst gebornen Therese schon bestimmten — wenn beide nachher die Kinder selbst mit diesem Plan bekannt machten — wenn beide sie für das Leben und Treiben am Hofe schon da bestimmten, ehe sie noch wußten, ob beide

Sinn und Herz für diese goldne Fessel bekommen würden. Erziehung, Bildung und Beispiel sollten dies schon im Nothfall ersetzen. —

Wie des Grafen Wallenroth Plan mit meinem Freunde Franz mißlang, wissen wir aus meiner früheren Geschichte. Auch mit Theresen mißglückte er in so fern, daß, so wie in Franzens Adern, also auch in Theresen, kein Blutstropfen von der Mutter war. Beide Kinder hatten das Natürliche, das Unverstellte des Vaters, und wenn auch in der That die verkehrte Erziehung der Mutter, besonders bei dem Mangel an Aufmerksamkeit des Vaters, vieles verdarb, so wurde doch das Gute nicht eigentlich ausgerottet und vertilgt, es wurde blos auf Augenblicke unterdrückt und nichts war gewisser, als daß es sich wieder hob. — Freilich sahen beide Mütter es gar nicht gern, daß Therese mit jedem Tage unbefangener, natürlicher wurde — daß ihr ein rechtliches, ihr passendes Hauskleid werther war, als der Ballanzug — daß sie lieber mit dem alten ehrlichen Gärtner sprach und diesem für einen Blumenstrauß

oder eine beantwortete Frage dankbar die Hand drückte; wenn sie bei Besuchen den aufs sorgfältigste herausgeputzten Hofkavalier kaum bemerkte; wenn sie Stundenlang mit den Arbeitern im Garten in ununterbrochner Aufmerksamkeit sprach, und dann bei der Beschreibung eines glänzenden Hoffestes kaum das Gähnen verbergen konnte. — Dies alles waren freilich traurige Erfahrungen, die beide Mütter — die Casimir machte; allein theils tröstete man sich mit der Hoffnung, daß die Zukunft oft viel ändert, theils meinte besonders Casimirs Mutter, daß der Schaden doch immer so groß nicht sey. —

„Mein Sohn und wir beiden mit mei„nem Manne sind des Winters am Hofe. „Deine Tochter, als Gemahlin meines Casi„mirs, bleibt auf dem Lande; sie bereiset die „Güter; sie arbeitet, und das, liebe Herzens„Freundin, ist wahrlich nicht zu verachten. „Und glaube mir auf mein Ehrenwort, set„test du auf jedes Gut zehn Administratoren „oder Inspectoren, sie erwürben und erspar„ten nicht so viel, als deine Tochter.“ —

„Mag seyn. Aber bedenke nur, wie es mir „das Herz zerreißen muß, wenn ich sehe, „wie das ungerathene, gottvergessene Kind „hier bald mit dem Gärtner spricht, dann „wieder mit dem Jäger eine Unterredung hat, „und denen, sie umgebenden Jagdhunde bald „schmeichelt, bald auf sie losprügelt, wie ein „polnischer Bärenführer!" —

„Freilich wärs besser, es wäre nicht. Aber „laß das meine Beste; es bleibt ja so unter „uns Beide!" —

„Das ist noch mein einziger, einziger „Trost. Wüßte der Hof der Kaiserin so et„was! — denke dir — wüßte die — oder „die — oder der — oder der — so etwas „und — meine Therese würde der Gegen„stand des Spottes! — Gott mag es mir „verzeihen — lieber sollte man ihr nachsagen, „daß sie an — ich will den Teufel nicht an „die Wand malen — ehe ich einen Spott „dieser Art erlebte, bei dem am Ende meine „ganze Erziehungsart in Verdacht käme!" —

Das theilnehmende Achselzucken der Freundin verrieth, daß Theresens Mutter nicht ganz

ohne Grund fürchte; dies vermehrte die Unruhe der Letzteren — beiden war der Geist des Hofes bekannt; beide wußten aus Erfahrung, daß noch weit elendere Gegenstände der Stoff zu monatlangen Unterhaltungen wurden. —

Zweites Kapitel.

Thereſe blieb indeſſen wie ſie war. Nicht etwa daß ſie Ungehorſam und Trotz gezeigt hätte — wenn der Stand und das Verhältniß, wenn Schicklichkeit und feinere Sitte einen Zwang nothwendig machte — ſich geweigert haben ſollte. Im Gegentheil, ſie machte ihrer Mutter gern eine Freude, und dieſer Grundſatz vermogte ſie zu mancher Aufopferung. Graf Caſimir rückte nun mit ſeinem Plane einer baldigen Heirath näher; um Thereſen zu gefallen, ſpielte er die Rolle des Thätigen, und gewann wirklich durch dies

verstellte Spiel so viel über Theresen, daß sie mit weniger Widerwillen an ihn dachte; daß ein gewisses freundschaftliches Benehmen sich fand, an dem aber das Herz jetzt noch wenig Antheil hatte. Theresens Mutter machte ihre Tochter mit des jungen Grafen Heirathsplane im voraus bekannt — Therese konnte wenig darauf antworten — etwas das beide Mütter sehr günstig für ihren Plan auslegten. Der Graf Wallenroth, Theresens Vater, hatte wenig gegen die Sache. Er äußerte gegen seine Gemahlin, wie er hoffe, daß Therese den Grafen Casimir gewiß vom Hofleben abziehen und fürs thätige Landleben gewinnen werde. „Ist das der Fall, wie ich hoffe," setzte er hinzu, „dann haben wir einen thä„tigen arbeitsamen Mann mehr." —

Von diesem Augenblick an verdoppelte Graf Casimir seine Bemühungen, bei der natürlich seine eigene Einbildung mehr wirkte, als Theresens Benehmen gestattete. Sie blieb sich immer gleich — sie wich der letzteren Erklärung aus — und so standen die Sachen, als mein Freund Franz mich mit nach seinen

Eltern nahm. Er wußte von Casimirs Bemühungen — er hatte von ihm selbst gehört, wie alle seine Hoffnungen bald ihrer ganzen Erfüllung näher kommen — wie Thereſe bald seine Gattin werde. Franz nahm dies für Wahrheit, und aus diesem Gesichtspunkte lassen sich die Ansichten seiner Aeußerungen gegen mich erklären; jene Aeußerungen, in denen er mir die Unmöglichkeit einer Verbindung mit Thereſen auseinander setzte.

Möglich mag es leicht seyn, daß Thereſens ernstes Wesen, daß ihre traurige Stimmung nach meiner Abreise den beiden gräflichen Müttern auffiel. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß mit Thereſen eine auffallende Veränderung vorgegangen war. Beide sprachen darüber — beide riethen auf dies, auf jenes — als einst in einer Nacht der Mutter des Grafen Casimir es mit einemmale wie ein Blitzstrahl durch die Seele fuhr, daß der bürgerliche Noth-Officier B... der Grund von Thereſens zerstreuten Wesen sey. Tausend Kleinigkeiten, jedes Lächeln, jede Miene, jedes Wort wurde gemustert und

bestätigte den Argwohn. Kaum konnte Casimirs Mutter den Morgen abwarten; sie warf sich in den Wagen — sie mußte nach Wallenroths Schlosse — die Entdeckung durfte kein anderer bekannt machen, als der, der sie gemacht hatte. — Wie das Schicksal oft mit gleichgestimmten Herzen sein Spiel haben kann! — Theresens Mutter hatte den Abend vorher bemerkt, wie Therese in ernsten tiefen Gedanken in der Gartenallee auf und nieder ging, ohne den Gärtner und seinen arbeitenden Leuten auch nur eines leichten Blickes zu würdigen; wie sie dann auf ihres Vaters Zimmer gegangen, wie sie dort jenen von mir gezeichneten Schlachtplan genommen und mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet habe. Die Gräfin schlich näher — sie sah einige Augenblicke die Tochter an, dann erzwang sie die große wichtige Miene der ersten Hofdame und fragte empfindlich: „Wie könnte ich doch als Dame von deinem „Stande eine solche Arbeit nur der geringsten Aufmerksamkeit werth halten? — Oder „hast du etwa Lust bei die Bombardiere zu ge-

hen?" — Thereſe erſchrack. Glühend wie eine Roſe — verlegen, wie die ertappte Verbrecherin, ſtand die arme Thereſe, aus ihrem ſchönen Traume geweckt. — Mit ſcharfen Blick beachtete die Mutter jede Thräne, jede Miene — mehrere Fragen that ſie, ehe Thereſe hörte, ehe ſie einige Worte zur Antwort gab, die ſie ſelbſt nicht überdachte. — „Was würde Graf Caſimir für eine Mei„nung von dir bekommen müſſen, ſähe er „dies Papier in deinen Händen! ſäh er die „Aufmerkſamkeit, die du einer ſolchen Hand„werkerarbeit widmeſt!" — Der Ausdruck empörte Thereſens Gefühl — nur mit Anſtrengung und Selbſtüberwindung unterdrückte ſie eine Antwort, die ſchon auf dem Wege war; ſie behielt jenen Plan immer noch in der Hand, als habe ſie eine koſtbare Reliquie; in einer Anwandlung von Zorn riß die Mutter das Papier aus Thereſens Händen und warf es zur Erde; Thereſe ſprang zu — ſie nahm den Plan auf und wiſchte mit ihrer Hand den Staub ab. — „Aber Thereſe, „ſchämſt du dich nicht? — ſagte die Gräfin

und machte einen vergeblichen Versuch die Rolle aus der Tochter Hand zu reißen. — „Schämen, liebe Mutter?" fragte diese. „Was that ich denn? Ich dachte blos das „Bild des Freundes meines guten Bruders, „wie er dies Meisterstück verfertigte — ich „dachte mir seine Freude, als er hörte, wie „der Vater diese Arbeit lobte, ohne den „Künstler zu kennen. Ich glaube es liegt den „Lieutenant B... sehr viel daran, Freund „unsres Hauses zu seyn." — „O das glaube „ich dir gleich das Erstemal!" rief die Gräfin mit einem unwürdigen Hohngelächter. „Er „hat vielleicht seine guten Gründe!" —

An eine Liebe zwischen mir und Theresen dachte sie nicht entfernt. Wie hätte nach ihren Grundsätzen der „bürgerliche Noth-Officier" dessen Vorfahren sich in dem Gewühl von Handwerkern verloren — auf den tollen Gedanken kommen können, die einzige Tochter einer der reichsten gräflichen Familien — eines Hauses, dessen Name seit Jahrhunderten berühmt war, lieben zu wollen! Die Gräfin dachte sich bei den Worten weiter

nichts, als daß ich wünschte den Schmarotzer zu machen, der auf Unkosten des gräflichen Freundes zu leben gedenke. Vielleicht hatten bürgerliche Familien in der Gegend dies unsern Stand so entehrende Vorurtheil bewirkt. — Thereſe hörte in dieſen Worten etwas ganz anders — ſie glaubte ihr Herz enthüllt — jene Liebe verrathen. Ihrer Mutter entging das Erröthen, das Erblaſſen Thereſens nicht — ſie konnte ſich dieſe Erſcheinung nicht erklären; — ſie verließ jetzt, beſchäftigt mit dem Entwickeln dieſes Räthſels, die verlegene Thereſe. Die ganze Nacht brachte ſie damit zu, das Benehmen der Tochter zu prüfen und auf eine Ahndung zu denken; als ihr die Geſchichte einer Gräfin einfiel, die einen Bürgerlichen geliebt, die ſich alles Zuredens, aller Drohungen ungeachtet mit dieſem verheirathet und ihre hohen Titel und Würden wie ein abgetragenes Kleid abgelegt habe. — Als würde die Gräfin durch ein Geſpenſt erſchreckt, ſo erſchrocken ſprang ſie auf, da ſie zwiſchen jener Unwürdigen und ihrer eigenen Tochter eine ſo große Uebereinſtimmung fand. Mit

dem ersten Morgenstrahle stand sie angekleidet da — Graf Casimirs Mutter und Vater mußten die furchtbare Vermuthung von ihr hören, nur von diesen hatte sie tröstende Aeußerungen zu erwarten — nur diese Edeln würden mit schonender sanfter Hand die tiefe Wunde des Herzens berühren und — was Theresens Mutter gewiß hoffte — vielleicht gar mit triftigen Gründen den ganzen Verdacht von dem Mutterherzen entfernen.

Mitten auf dem Wege begegneten sich beide. Schon dies bewirkte Erstaunen und Verwunderung. Wie mußte dies in einem noch ungleich größeren Grade sich zeigen, als beide sich einander die dringende Veranlassung des Besuchs entdeckten! — Für Theresens Mutter war es unmöglich umzukehren, ihr Herz suchte jemand, dem es sich öffnen, dem es sein Innerstes vertrauen konnte — zu Hause sah sie sich in dieser Hinsicht verlassen — sie schickte den Wagen zurück — sie fuhr mit Graf Casimirs Mutter, und der Kutscher konnte gar nicht begreifen warum er heute fahren müsse, als führe er eine Leiche.

Er wußte nicht und konnte nicht wissen wie viel zwischen beiden erst zu bereden und einzuleiten war, ehe der Gemahl und der Sohn in das Geheimniß eingeweihet werden konnten.

Drittes Kapitel.

Graf Wallenroth war es aus seinem früheren Soldatenleben, wie aus seiner nachherigen Jagdliebhaberei, gewohnt geworden, sich viel im Freien aufzuhalten. Jeder Morgen wurde zu Spatziergängen oder Ritten benutzt und die Witterung mußte schon sehr unfreundlich seyn, wenn der Graf im Zimmer blieb. Heute war das Wetter schön — der Graf hatte das Wegfahren seiner Gemahlin nicht gehört. Wie mußte es ihm auffallen, da er unterwegs seinen Wagen begegnete — da der Wagen leer war — da der Kutscher berichtete, daß die Gräfin viel geweint habe — daß sie sich nicht weit von hier mit ihrer

Freundin getroffen — daß auch diese geweint habe und dem Kutscher befohlen, so langsam als möglich zu fahren — daß die Frau Gräfin ihm, dem Kutscher Wallenroths, Befehl gegeben, sie erst morgen wieder abzuholen. —

„Was steckt denn dahinter?" fragte sich der Graf Wallenroth selbst, und prüfte alle möglichen Bewegungsgründe vergeblich. Er ließ den Kutscher fahren; er selbst folgte der Spur seiner Gemahlin, und kaum war er eine Viertelstunde geritten, als er den Wagen, wie ein zwölfpfündiges Geschütz langsam und schleichend erblickte. Er sprengte nach. Die beiden Damen erschraken, da Wallenroth mit der Frage an den Schlag sprengte: „Wohin so früh?" — Statt des freundlichen Gesichts mit dem ihn sonst des Grafen Casimirs Mutter entgegen kam, sah er heute einen Kummer, einen Schmerz, wie er ihn auf diesem Gesichte am wenigsten suchen konnte; statt der Antwort, flossen Thränen. — „Aber „meine gnädige Frau Gräfin, was ist denn „vorgegangen? Haben Sie doch die Gnade, „mir Ihres Kummers Ursach zu entdecken.

„Ich bitte unterthänigst.“ — Graf Wallenroth erhielt keine Antwort. — „Nun dann sage „Du mir, was ist vorgegangen?“ fragte der unwillig werdende Graf seine Gemahlin. — „O frag noch! Deine Tochter bringt mich „unter die Erde!“ — „Meine Tochter? Ich „weiß doch nur von Einer — von unserer Theresse, und die sieht doch eben nicht danach „aus, als könnte sie einen Elternmord auf „ihr Gewissen laden. Das ist ein Mißverständniß!“ — „Wirklich? Nun der Himmel stärke deinen Glauben — die Frau Unterlieutenant B... wird Glauben und Hoffnungen erfüllen!“ — Die Pille war deutlich, Graf Wallenroth verstand sie. War er gleich ein Mann von gediegenern erprobtern Grundsätzen, so war ihm doch der Gedanke an eine solche Heirath nicht gleichgültig. — „Darüber muß ich Gewißheit haben,“ sagte er. „Hier ist der Ort nicht, und daher wer„den Sie meine gnädigste Frau Gräfin schon „erlauben, daß ich nach Ihrem Schloß reite, „vorausgesetzt, daß Sie mit meiner Frau da„hin wollen. Ich reite voraus; Sie haben

„beide vielleicht noch manches zu besprechen!“ — Mit diesen Worten empfahl er sich und bald hielt er mit dem rauchenden Engländer vor des Grafen Schlosse, wo kaum die Domestiken die Betten verlassen hatten. Graf Wallenroth wurde vom Kammerdiener auf einen Saal geführt, von welchem er die Aussicht auf den Weg hatte, den er gekommen war. Noch war der Wagen nicht zu sehen. Unruhig ging der treffliche Mann auf und nieder; er prüfte Theresens Betragen — er prüfte mein Verhalten bei dem Besuch — er fand nichts, das jenen Argwohn bewirken, jenen Verdacht bestärken konnte. — „Freilich, „sagte er laut zu sich selbst, Weiberaugen „sind Luchsaugen; sehen heller und finden „Fährte wo unser einer mit Brillen nichts „findet. Aber hier haben sie falsch gesehen! „ — Mögte nur den Grund wissen! Steckt „gewiß eine alte Klatsche, eine Pantoffelsta„fette dahinter, die eine alte Fahne vom „abgelegten Kleide verdienen will!“ —

Graf Wallenroth bemerkte in seiner Zerstreuung nicht, daß der Graf Casimir mit

seinem Vater eingetreten war und den Schluß des Monologs hörte. — Wallenroths Miene und der lebhafte Gang bewiesen, daß etwas Wichtiges mit ihm vorgegangen seyn müsse. — Mit jener conventionellen Höflichkeit traten sie näher; sie entschuldigten die Abwesenheit der Gräfin, und wunderten sich sehr, als Wallenroth versicherte, dieser unterweges sein Compliment schon gemacht zu haben. Graf Casimir erbot sich gleich ein Frühstück zu besorgen. — „Meine Frau hat mir unter„weges schon eins vorgesetzt, das mir lange noch in den Zähnen stecken wird," unterbrach Wallenroth unwillig das Erbieten. — Es bedarf gewiß keiner Beschönigung, wenn Graf Casimir und sein Vater — wo nicht an dem Verstande, doch an der Nüchternheit ihres Gastes zu zweifeln anfingen; besonders da Wallenroth Antworten gab, die eben nicht geeignet waren jenen Verdacht zu entkräften. —

„Gottlob, da kommt der Wagen!" sagte Wallenroth. — „Aber mein Gott wie lang„sam fährt der Lümmel! Gnädige Mama

„sind doch wohl nicht unpaß?" fiel Graf Casimir ein. — Sein Vater erschrak. — „Seyn Sie ganz ruhig," fing Wallenroth an; „unsere beiden Frauen haben was Wich- „tiges abzumachen." — „Dürfte ich fragen?" — „O ja, es betrifft meine Tochter." — „Meine Zukünftige?" — „Ist nach dem was „ich heute erfahren, noch nicht so ganz be- „siegelt und unterschrieben. Will aber hof- „fen, daß es eine Posse ist, die jemand mei- „nem Hause spielen will!" Ja das Wort, das die beiden hörten, vermehrte ihr Erstau- nen, sie konnten kaum den Augenblick er- warten, in welchem der Wagen ankam. Die frühere Ankunft des Grafen Wallenroth paßte gar nicht in den Plan der beiden Mütter; Graf Casimir und sein Vater sollten vors Erste von der ganzen Geschichte nichts wissen, und jetzt war voraus zu setzen, daß der feu- rige Wallenroth das Geheimniß schon bekannt gemacht habe. — Die verlegenen und ängst- lichen Mienen, mit denen sie empfangen wur- den, ließen keinen Zweifel aufkommen. Beide Gräfinnen waren kaum eingetreten, als der

biedere, aber ſtreng auf ſeine Ehre haltende, Wallenroth auf beſtimmte Antwort drang und ſomit den ganzen Argwohn, die ganze Veranlaſſung dazu enthüllte. Jetzt verlangte er beſtimmtere und nähere Erklärung von ſeiner Gemahlin. Mehr, um nicht den Schein zu haben, ſie habe geirrt, als aus eigentlicher Ueberzeugung, enthüllte ſie ihre Vermuthungen, ſetzte aber bei jeder hinzu: „Und „das iſt noch nicht alles, ich weiß noch weit „mehr,' das ich nicht entdecken darf. Aber „denke an mich — der Lieutenant hat das „Mädchen berückt!" — „Dann ſey Gott „ſeiner armen Seele gnädig! Ich fordere ihn „und ſchieße ihn vor den Kopf, wie einen „tollen Hund!" rief Graf Caſimir glühend. — „Uebereilen Sie ſich damit nicht ſo ſehr, „Herr Graf! ich befürchte Sie ziehen den „Kürzern!" unterbrach Wallenroth, und ſuchte den Wüthenden zu beſänftigen, ob er gleich recht gut ſah, daß dieſer den Aufgebrachten nur ſpiele. Natürlich, daß Graf Caſimir ſich endlich durch ſeine Mutter beruhigen ließ, da dieſe auf das ganz Verſchiedene

des Standes und Werthes in der bürgerlichen Gesellschaft, und auf die Erniedrigung aufmerksam machte, die der Graf sich aussetzte. — „Es ist schrecklich! rief dieser, daß die Ge„setze unsers Standes so streng sind! Blos „dieser Strenge hat der Mensch sein Leben „zu verdanken!“

Für den Grafen Wallenroth war kein Bleiben. Er sprengte zurück nach seinem Gute, in der festen Absicht Theresen harte Vorwürfe zu machen. Ob er hierin eigentlich unrecht that, mögen Väter beurtheilen, denen der Glanz ihres Hauses nicht gleichgültig ist. Unterweges hatte sich sein Unwillen etwas verloren. Er dachte sich seine Therese, die ihm noch nie eine Ursache zur gerechten Klage gegeben hatte — seine Therese, die mit so kindlicher Liebe an ihm hing, die jede Gelegenheit, ihrem Vater Freude zu machen, mit beiden Händen ergriff — seine Therese, die durch thätigen Fleiß, durch emsige Sorge für alles sich so sehr auszeichnete, in deren Herzen er offen und frei die glühendste Wahrheits- und Tugendliebe las. —

„Nein! nein! es ist nicht möglich! Thereſe
„vergißt ſich ſo weit nicht! dahinter ſteckt ein
„Verläumder. — Und doch, wenn ich mir
„den Lieutenant ſo ganz denke — dieſen
„gebildeten, klugen, trefflichen Jungen —
„denke mir ihn als den erſten Freund mei-
„nes Sohnes. — Na, Gott wird helfen, daß
„ich dahinter komme! — Freilich ein Mäd-
„chenherz iſt leicht zu berücken! Berücken?
„Nein das thut ein Jüngling wie B...
„niemals!" — Unter ſolchen Gedanken, die
bei einem feurigfühlenden Mann gewöhnlich
in ein lautes Selbſtgeſpräch übergehen, trat
er in das Schloß, voll des ernſten Vorſa-
tzes ſeine Tochter ernſtlich zu prüfen, und
fände er ſie ſtrafbar, ſie noch ernſtlicher zu
behandeln. Da kam ihm Thereſe, den Frie-
den eines vorwurfsfreien Herzens in ihrem
freundlichen Blick tragend, und liebevoll un-
befangen wie immer, mit der Frage entgege-
gen: „Vater! wo warſt du ſo lange? Auch
„die Mutter iſt weggefahren — wo iſt ſie?"
„Nein! nein! es iſt unmöglich! Sieh mich
„an Thereſe!" — Das thue ich ja immer,

„mein guter Vater! und heute um so eher,
„da ich dir und der Mutter eine angenehme
„Nachricht zu geben habe. Aber du mußt erst
„freundlicher werden!" — „Es ist nicht
„möglich! es ist eine Lüge!" — Thereſe
wurde ernſter — ſie erröthete über ein Wort,
das ſie auf ſich bezog — der Vorwurf eines
Laſters, von dem das Gewiſſen ſie freiſprach,
trieb Thränen in ihre Augen. Der Anblick
rührte den Vater, der gewiß wußte, wie
fremd ſeiner Tochter jede Heuchelei war. —
„Nun laß nur Thereſe! ſagte er freundlich,
„die Sache geht dich eigentlich nicht an; ich
„hätte ihrer gar nicht erwähnen ſollen. —
„Sagteſt du nicht von angenehmen Nach-
„richten?" — „Freilich! Bruder Franz hat
„geſchrieben — hat dir, der Mutter und mir
„geſchrieben. Meinen Brief habe ich hier —
„die andern beiden liegen auf deinem Zim-
„mer." — „Und weiter hat niemand geſchrie-
„ben?" — Aber Vater wer ſollte denn noch
„ſchreiben?" — Es iſt ja wahr, woran
„dachte ich doch. Nun und ſchreibt?" —
„Von der ſächſiſchen Grenze. Das Regi-

„ment steht dem Feinde entgegen. Franz ist „wohl, ist gesund, und, du kannst es selbst „lesen, er fühlt sich mit jedem Tage glück„licher in seines Freundes B... nähern „Umgange. B... muß ein herrlicher Mann „seyn. Franz hat beinahe keinen andern Um„gang, als mit ihm. Er schreibt, daß B... „mit ausgezeichneten Kenntnissen, mit dem „gebildetesten Verstande das edelste Herz, die „strengste Sittlichkeit verbindet. Franz rühmt „von sich selbst, welchen Einfluß B...s „Belehrungen für ihn haben, wie er jetzt „täglich bemerke, daß er in Kenntnissen und „selbst in edlen Grundsätzen Fortschritte ma„che, die er früher im Traume nicht für „möglich gehalten habe. Wahrlich Vater, „wir können Franz Glück wünschen, einen „solchen Freund gefunden zu haben. Wenn „Gottes Hand beide erhält, nicht wahr Va„ter, dann sollen beide künftigen Winter „hier bei uns zubringen. Ich freue mich „auf den künftigen Winter; du doch auch?“ „Hm, hm, brummte Graf Wallenroth vor „sich; bloße Freundschaft glühet so nicht —

„und Liebe, die würde sich wieder anders „nehmen! Höre Thereſe, den Inhalt deines „Briefes behalt für dich — wenigſtens mögte „ich nicht rathen, das, was du mir ſagteſt, „deiner Mutter, oder gar dem Grafen Caſi- „mir zu ſagen. Ich bitte dich, thu es nicht — „thu es um deinetwillen nicht.“ Er ergriff bei dieſen Worten Thereſens Hand. Die Arme wußte nicht, wie ihr geſchah; verlegen fragte ſie nach nach dem Grunde dieſes Be- fehles. — „Kind ich bitte dich, dringe nicht „weiter in mich. Du haſt mir eine ange- „nehme Nachricht gebracht, ich komme in „Verſuchung, dir eine deſto unangenehmere „zu bringen, und das würde mir weh thun.“ — Zitternd ſtand Thereſe da vor ihrem Va- ter, ſie wußte nicht, ſollte ſie in ihren Va- ter dringen — ſollte ſie ſchweigen? — „Va- „ter ich bitte dich, was haſt du mir unan- „genehmes zu ſagen? Iſt der Mutter ein „Unglück begegnet?“ — Nein! Ich gebe „dir mein Wort.“ Thereſe wiederholte ihre Bitte. Wallenroth nahm ſeine ganze Fe- ſtigkeit zuſammen. Thereſe, aber wahr mußt

„du antworten; wie stehst du mit dem Freunde „unsers Franz, mit dem Lieutenant B...?" — Nun freilich, die Frage hatte Therese nicht erwartet — ihr Gesicht übergoß sich mit Scharlach, sie schlug die Augen nieder, das eigene Herz verrieth, was in ihr vorging; sie sank an ihres Vaters Brust — kein Wort kam über ihre Lippen; zu redlich sich zu verstellen, gab sie sich wie sie war, wie sie fühlte. Erst nach einigen Secunden, in denen sie sich sammelte und ihr Vater die Frage sanfter wiederholte, antwortete sie: „Vater, „wie ich mit unsers Franzes Freund stehe, „weißt du so gut als ich. Ich habe ihn nie „allein gesprochen — er ist Freund meines „Bruders — er verdient als dieser meine Ach„tung. Soll ich ihn dieser nicht werth hal„ten?" — Wallenroth, als ein Vater der mit glühender Liebe zu seinen Kindern, Erfahrung genug besaß, in das Innere ihrer Herzen zu sehen, richtete seine Tochter auf. — „Therese!" sagte er sanft, „wache über dein „Herz! ich fürchte für dich, du bist gewisser„maßen schon Verlobte des Grafen Casimir."

„Nein Vater, das bin ich noch nicht — viel-
„leicht werde ich es noch.“ — „Es ist unser
„Plan, und der muß dir so heilig seyn,
„wie dein eigener Ruf, wie das Leben dei-
„ner Eltern, besonders deiner Mutter, die
„ein Traum dieser Art unter die Erde brin-
„gen würde.“ — Therese stand wie ver-
nichtet da — der Anblick ergriff ihren Vater —
er erinnerte sich seiner Liebe zu seiner Ge-
mahlin — er rief alle die Hindernisse, die
seine reichen Eltern der Verbindung mit der
Armen entgegenstellten, in sein Gedächtniß
zurück, und so etwas macht wehmüthig, weich
und gütig. „Nun Therese, trockne deine
„Thränen,“ sagte er mit gequetschter Stim-
me. „Sammle dich, geh in den Garten und —
„nun du weißt ja, wie lieb ich dich habe. —
„Franzens Brief an mich liegt oben auf
„meiner Stube?“ — Ja, ich will ihn
„holen!“ — Therese ging, aber es war
nicht der ihr so gewöhnliche rasche Gang —
heute schlich sie, als solle sie ein Todesur-
theil holen. Wallenroth sah ihr nach, dann
schlug er die Hände zusammen. — „Da

„seh ich nichts als Unglück!" sagte er. — „Nimmt das Mädchen, das arme Mädchen „den gehaltlosen Casimir, so ist sie zu be„dauern. — Ach, daß auch der B... „nicht die drei Buchstaben oder den „Graf" „vor seinem Namen hat. — Ihn würden „sie ehren, da sie an manchen Schufte wie „an einem Pranger stehen!" — Therese kam; Wallenroth erzwang eine ruhigere Miene. — „Du wolltest ja eine neue Anlage „im Blumengarten machen lassen; geh doch „hin und sprich mit dem Gärtner, daß er „dir den Platz nicht nimmt. Ich will jetzt „den Brief deines Bruders lesen," sagte der Graf, als Therese wieder kam. Sie ging nach den Garten — ihr Vater sah ihr nach, statt den Brief zu lesen; er bemerkte wie Therese weinte, wie sie, statt nach dem Gärtner zu gehen, den einsamsten und belaubtesten Gang wählte — er vergaß den Brief, der Kummer über das Unglück einer sonst so engelguten Tochter, verwischte jede Neugierde. — „An den Brief will ich den„ken, so lange mir die Augen offen ste-

„hen!" sagte er, als er endlich das Papier zerriß.

Viertes Kapitel.

Die Gräfin Wallenroth hatte freilich dem Kutscher bestellt, sie erst morgen abzuholen; dieser Plan wurde geändert — die Gräfin fürchtete, daß ihr Gemahl schon im voraus das bei Thereſen verderben werde, was sie, als Mutter, gut machen wollte. Sie hatte ihre Gründe zu glauben, daß der Graf Wallenroth nicht so strenge in seinen Ansichten über den Werth oder Unwerth eines bürgerlichen Officiers seyn werde. Sie wußte, daß dem ernstern Graf nichts so gleichgültig war, als die Freuden des Hofes; sie wußte aus zu vielen Beispielen, daß ihm, als einem biedern, alten Soldaten der brave Mann aus niederm Stande werth war; sie erinnerte sich, wie oft er das müßige unnütze Leben des Grafen Casimir so bitter tadelte. —

Eine tödtliche Unruhe überfiel sie; sie sah in ihrer Einbildung, wie Thereſe ihrem Vater jene unwürdige Liebe geſtand — wie ſie weinend und knieend ihr ganzes Herz ausſchüttete — ſie ſah ihren Gatten durch Thereſens Thränen erweicht — ſie hörte aus ſeinem Munde die Einwilligung dieſer Liebe. — „Ich muß fort! fort!" rief ſie. „Ich muß „einem Unglück, einer Schande vorbeugen, „die mir drohen!" — In Begleitung des Grafen Caſimir und ſeiner Mutter fuhr ſie ab. Sie wollte überraſchen, ihr Gemahl ſo wenig, als Thereſe, ſollten von ihrer Ankunft wiſſen, unerwartet wollte ſie unter ſie treten, ſie ſollten nicht einen Augenblick Zeit haben ſich zu ſammlen, ſich auf eine Antwort vorzubereiten. Aus dieſem Grunde wählte ſie einen Umweg, der ſie durch den Garten ungeſehen in das Schloß führte. Hier ſtieg die Gräfin mit ihren Begleitern aus; leiſe ſchlichen ſie durch das Bosket, und, mit einem male erblickten ſie Thereſen auf einer Gartenbank ſitzend, das bleiche Geſicht von Thränen trocknend, das gebeugte Köpfchen

auf der Hand ruhend. — Die Gräfin hätte mit ihrer Begleitung noch so laut sprechen können, Thereſe würde ſie nicht gehört, nicht geſehen haben. Die Arme war zu vertieft in ihren Empfindungen; ſie fühlte jetzt erſt, daß ſie den Freund ihres Bruders liebe — der Umſtand, daß ihr Vater von dieſer Liebe unterrichtet zu ſein ſchien, war dem Herzen der Tochter viel werth; er ſchien ein Anzeiger, daß der Vater dieſe Liebe billigen werde. Thereſe überdachte jetzt die wichtige Frage, ob ſie nicht beſſer daran gethan hätte, ihrem Vater alles zu geſtehen. Sie fand nichts ſtrafbares in dieſer Liebe; ſie fühlte, daß die Gelegenheit, ſich ihrem Vater zu entdecken, ihr ſchwerlich ſo gut wieder geboten werden mögte. Mehrere Minuten hatten jene drei die Arme betrachtet, als Thereſe aufblickte und mit einem lauten Schrei des Erſchreckens aufſprang. Mit ernſtem Blicke näherte ſich ihre Mutter. Natürlich, daß dieſe hier die Rolle der Verſtellung, die ſie am Hofe zu ſpielen gewohnt war, beibehielt. Kein Vorwurf kam über die Lippen, das Herz glühete vor Zorn,

aber süß und schmeichelnd waren die Worte: „Und du bist hier so einsam, gute Therese? „Was beschäftigt dich denn hier so sehr? — „Doch — ich sehe, du hast einen Brief — er „wird doch keine unangenehme Nachrichten „enthalten? Von wem ist er?" — „Von „Franz," sagte Therese, nachdem sie während dieser Anrede sich einigermaßen gesammelt hatte. — „Du erschreckst mich, liebe Therese, „der Brief enthält doch nichts Unangeneh- „mes?" — „Nein, liebe Mutter, du kannst „ihn ja lesen." — „Nur nicht hier. Wo „ist dein Vater? hast du ihn gesprochen?" — Diese scharf betonte Frage erinnerte Theresen an alles, was der Vater ihr gesagt hatte. Zitternd, bald glühend, bald todtenbleich, bejahete sie die Frage, und hatte kaum so viel Besonnenheit hinzuzusetzen, daß der Vater auch ein Schreiben von Franz erhalten. — „Aber mein Gott, Therese, was ist dir? „Mädchen, du hast ja ein Fieber, so schreck- „lich, als je ein Mensch es hatte! Du zit- „terst wie ein Espenblatt! Sag, was ist „dir?" — „Ich weiß es selbst nicht." —

„Komm aufs Schloß!“ — Graf Casimir bot der Wankenden den Arm — indeß die beiden Mütter mit erzwungenem Bedauern die Arme zu trösten suchten.

Thereſe mußte nach dem Familienzimmer folgen, wo Graf Wallenroth in tiefen Nachdenken saß. Er hatte Franzens Brief geleſen und in dieſem der Lobeserhebungen des Freundes B... ſo viele gefunden, daß er es im Herzen ſeiner Tochter ſchon verzieh, wenn dieſe ſich einer Heirath mit dem Grafen Caſimir widerſetzte. Auch er bemerkte nicht, wie ſeine Gemahlin mit ihrer Begleitung eintrat; erſt die etwas ſchnippiſche Frage: „Nun? Wer hat recht? Wie ſtehn die „Sachen?“ weckten ihn aus ſeinem Traume. Er bewillkommte ſeine Gäſte — aber immer ruhete ſein Blick unwillkührlich auf Thereſen. — „Thereſe! du kannſt jetzt dem Herrn „Grafen, deinen Bräutigam, die neuen Anlagen im Garten zeigen,“ ſagte Gräfin Wallenroth zu ihrer Tochter. — Graf Caſimir hörte dieſen Befehl — er bot Thereſen den Arm — ſchwankend und mit gewaltſam

zurückgehaltenen Thränen ging die Arme neben den Gehaltlosen hin, dem sie zum Opfer bestimmt war. —

Graf Wallenroth war ein alter biederer Mann, den als Soldat in seinen frühern Jahren oft Feinde umringt hatten, durch die er sich mit dem Säbel in der Faust hauen mußte. Oft mag ihm in solcher Lage nicht am wohlsten gewesen seyn. Aber schwerlich konnte ihm so zu Muthe seyn, als jetzt, da er einer Unterredung mit zwei der redseligsten Damen der ganzen Monarchie entgegensah; einer Unterredung, bei der er als ganz ausgemacht voraussetzen konnte, alle Vorwürfe, aller Tadel werde endlich auf ihn kommen — man würde das auf Rechnung seiner Grundsätze, seiner verkehrten Erziehung, seines Mangels am wahren Ehrgefühl schreiben, was doch eigentlich in Theresens Gefühlen, in dem Herzen des armen Mädchens, seinen Grund hatte. Lange lag die Gräfin, seine Gemahlin, nicht im Anschlage und selbst das war vergeblich, daß Wallenroth Franzens Brief abgab. — „Der Brief läuft nicht davon,"

sagte sie. „Erst die Hauptsache! Du hast „mit Theresen gesprochen — sie sagts — was „hast du entdeckt?" — Wallenroth, der freilich die ihm nicht unwahrscheinliche Neigung seiner Tochter nicht billigte — denn Stand und Würde galten bei ihm viel — hatte auf der andern Seite seine Tochter zu lieb; hatte eine zu gute Meinung von ihr, als daß er das Verdammungsurtheil, das die beiden über Theresen aussprechen wollten, so geradehin hätte unterschreiben sollen. Uebrigens hatte er seine eigene kalte und ruhige Art, mit der er in solchen Fällen den Stürmen seiner Gemahlin eine gewisse Besonnenheit entgegensetzte, die ihn fast jedesmal den Sieg verschaffte. — Jene Frage: „Was „entdecktest du?" — beantwortete er ruhig: „Viel und Nichts — Nichts und Viel — je „nachdem man die Sache nimmt." — „Das „ist nichts gesagt!" unterbrach ihn seine Gemahlin und drang auf nähere Erklärung. — „An einen Liebeshandel ist nicht zu denken, „denn Therese versichert mich, nie mit dem „Lieutenant B... ein Wort gesprochen zu

„haben. Sie schätzt aber in ihm den Freund „und Schutzengel unsers Sohnes, und darin „finde ich nichts tadelnswerthes.“ —

Es würde überflüssig seyn, die ganze Unterredung hier ausführlicher vorzustellen. Wallenroth blieb ruhig — seine Gemahlin wurde aufgebrachter; des Grafen Casimirs Mutter schürte das Feuer immer mehr an — Thereſe mußte zu ihrer Mutter kommen — ihr wurde alles gesagt, was das zornglühende Herz der Mutter nur empfand — Thereſe wurde strafbar gefunden, weil sie ehrlich und offen gestand, wie sehr sie den Freund ihres Bruders schätze — dies alles veranlaßte jene beiden Briefe an meinen Oheim, und an meinen Freund — veranlaßte aber auch jenen Brief Thereſens, der mir zuerst Aufschluß über ihr Herz gab. —

„Wie ist die Sache am besten zu ma„chen?“ diese Frage folgte von Seiten der beiden Mütter, als endlich die ruhige Besonnenheit wieder Platz gewann. Jetzt wünschte zuerst die Gräfin Wallenroth jene beiden Briefe nicht geschrieben zu haben — der

Wunsch floß nicht aus Schonung — sondern aus Stolz. Sie meinte, sich dadurch viel vergeben zu haben, daß sie so etwas, als von ihr wirklich gefürchtet, an die große Glocke geschlagen. — „Mag der bürgerliche „Unterlieutenant sich nicht was darauf ein„bilden, wenn unser eins ihm so viel Glück „zutrauet!" — Ottocars Mutter gab ihr recht, und setzte noch hinzu, daß sehr wahrscheinlich der Bürger damit prahlen würde. — „Sind ja so, die Bürgerlichen! Der Gast„wirth im nächsten Flecken weiß sich sehr „viel damit, daß mein Gemahl ihm eine Ohr„feige gegeben hat." — „Für den Fall ist „gesorgt," meinte Graf Casimir. „Erfahre „ich so etwas, dann hat der Patron zum „Letztenmale gedrohet und geprahlt!" — „Nur nicht selbst, nicht persönlich an ihn „gemacht, mein Sohn! Ich muß dies ver„bitten!" — „Auch mögte ich dazu nicht „rathen. Ich habe gute Gründe dazu!" äußerte Graf Wallenroth. — „Zu einem „solchen Auftrage findet sich gern ein Ande„rer," setzte die Mutter hinzu. — „Dies ist

„Nebensache," fuhr Theresens Mutter auf. „Wir versäumen das Wichtigere. Was mei„nen Sie, meine beste Gräfin — und Sie „Herr Graf, und du" — ihren Gemahl anblickend — „wenn wir die Heirath beschleu„nigen?" — „So gar große Eile hat das „nicht; indessen — wenn Therese will — in „Gottes Namen. Kommt doch wieder Ruhe „und Frieden ins Schloß," sagte Graf Wallenroth und glaubte wirklich, seine Sachen auf diese Art am besten gemacht zu haben. — Aber dies war der Gräfin zuwider. — „There„se hat hier eigentlich keine Stimme," gab sie zur Antwort. Casimirs Mutter, die auf des Grafen Stirn einige Falten erblickte, die eben nicht auf eine gütige Einwendung schließen ließen, wollte ihrer Freundin harten Aeußerung eine gelindere Deutung geben. — „Die Frau Gräfin hat in so fern recht, daß „Gräfin Therese durch den nicht ganz unge„gründeten Schein des Unedlern sich selbst „dieser Stimme verlustig gemacht hat. Sie „verstehen mich, Herr Graf — es ist hier „nicht Mangel an mütterlicher Liebe — nein

„blos die Ehre des Standes und der Familie „im Spiele.“ — Graf Wallenroth schwieg. — Der Plan wurde weiter beredet — Therese sollte durch alle möglichen Bewegungsgründe zu der Verbindung mit dem Graf Casimir vermogt werden. — Ihr Vater schwieg dazu. Aber fest hatte er es sich vorgenommen, nicht nur keine Gewalt zu gestatten, sondern sogar nicht zuzugeben, daß man die Ueberredung zu weit treibe. Von seinem Plane sagte er kein Wort — er beschloß um so mehr, zu handeln. Wollte Therese den Grafen — dann war er zufrieden. Weigerte sie sich, dann sagte ihm sein eigenes Herz, was er als Vater einer, von ihrer Mutter verkannten Tochter zu thun habe. — Selbst so viel gewann er über sich, daß er nicht Zeuge des ersten Sturmes seyn wollte, den eine vom Vorurtheil bestimmte Mutter und eine Stolze, Eigensüchtige auf Theresen unternehmen wollten; er kannte den festen Sinn seiner Tochter; er wußte, wie unerschütterlich diese bei Ueberredungen war. Von dieser Seite hatte er um so weniger zu fürch-

ten, da ihm die dunkle Hoffnung blieb, daß seine Gemahlin die Mutter doch nicht immer würde verläugnen können. Selbst mit Thereſen ſprach er nicht, um nicht den Verdacht auf ſich zu laden, auch nur auf die entfernteſte Art Parthei mit ihr gemacht und ſie dadurch in ihrem Ungehorſam, wie die Gräfin es nannte, beſtärkt zu haben. —

Daß dieſer Ueberredungsplan nicht gleich an dieſem Tage ſeinen Anfang nahm — war natürlich. An eigentlicher Klugheit fehlte es beiden Müttern nicht; und dieſe gab beiden den Rath, Thereſen erſt einige Tage Ruhe zu laſſen; die Hoffnung, daß dieſe bei kältern Blute von ſelbſt das Thörigte ihrer Neigung einſehen; daß ihr Ehrgefühl erwachen; daß ſie ſich ihrer Schwachheit ſchämen, daß ſie vielleicht gar, um ſich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, das Ganze für einen Theaterſcherz ausgeben — daß ſie ſich dann um ſo williger an Graf Caſimirs Hand zum Traualtar werde führen laſſen — daß dann die beiden Mütter ſich ſtellen wollten, als hätten ſie das Ganze für einen Scherz ge-

halten, der der Erfinderin alle mögliche Ehre mache — für einen Scherz, den man bei Hofe originell und zu einer Unterhaltung auf mehrere Hoffeste geeignet finden würde — diese Hoffnung konnte freilich nur in den Herzen solcher entstehen, die in ihrem Verhältniß am Hofe den Menschen nie in seiner wahren, sondern immer in einer erborgten Gestalt sehen. — Ueberdies sollte und mußte auch der Graf, Casimirs Vater, bei dem großen Werke gegenwärtig seyn. Wirklich reisete Casimir mit seiner Mutter ab — mit beiden war der Tag beredet — Therese und ihr Vater wußten ihn nicht; beide, besonders Therese — wunderten sich des ruhigen gütigen Benehmens der Mutter, das auch nicht die geringste Spur einer erkalteten Mutterliebe verrieth. —

„Uebermorgen ist deines Vaters Geburts„tag," sagte freundlich die Gräfin Wallenroth zu Theresen. — „Gieb mir mal Rath, wie „wir ihn am besten feiern." — „Das weiß „ich nicht, meine gute Mutter. — Wäre „Franz hier, der würde gewiß etwas erden-

„ken, das dem Vater Freude machte!“ setzte Thereſe erröthend hinzu. — „Das iſt nun „einmal leider nicht möglich; und wir müſ„ſen ſchon auf etwas denken. Dein Vater „liebt an einem ſolchen Tage nun einmal „das Gepränge nicht. — Er iſt nie am „Hofe geweſen, ſonſt würde er wiſſen, was „zu einem ſolchen Tage gehört. — Meinſt „du nicht auch, daß wir eine kleine Geſell„ſchaft bitten? — Das haben wir ja im„mer gethan, liebe Mutter.“ — Da dächte „ich, wir bäten blos den Grafen Caſimir und „ſeine Eltern. — Es ſteht in deiner Ge„walt, dieſen Tag zu einem wahren Fami„lienfeſte zu machen — doch — an deinem „kindlichen liebevollen Herzen habe ich nie „gezweifelt.“ — Um Thereſen, die glühende Thereſe nicht zu einer Antwort kommen zu laſſen, klingelte ſie — der Bediente trat ein — er mußte Schreibzeug herreichen und ſo lange warten, bis das Einladungsbillet geſchrieben war. — „Gebt dies an den „Läufer! Er ſoll es gleich beſorgen, aber „meinem Gemahl nichts ſagen!“ — Unter

dem Vorwande einen Schmuck zu beſehen, verließ die Gräfin das Zimmer; mit gepreßten Herzen blieb Thereſe zurück — ſonſt hatte ſie dieſem Tage mit frommer Zuverſicht, mit dankbarer Freude entgegen geſehen — heute war er ihrem Herzen was der Urtheilstag der Verbrecherin ſeyn muß — ein Tag, der ihr ganzes Weſen feindſelig erſchütterte. Eine bange Ahnung überfiel ſie, ſie mußte weinen und wußte nicht gewiß, welches Schreckliche ihr bevorſtand; nur das Eine fühlte ſie, daß des Vaters glücklichſter Tag der Erſte ihres Unglücks ſeyn werde. —

Es bedarf gewiß keiner Erwähnung, daß die Gräfin die Unbefangene, die Gütige immer fort ſpielte; daß ſie aber immer unbemerkt auf Thereſen achtete, daß der Unglücklichen leiſe Seufzer und Thränen ihr nicht entgingen — daß ſie Mühe hatte, den Unwillen, der in ihrem Herzen glühete, zu verbergen — und freundlich mit Thereſen zu ſprechen, ohne zu thun, als bemerke ſie den Kummer des armen geängſtigten Mädchens. Eine Kunſt, die ſie am Hofe erlernt hatte

und mit Glück in dem häuslichen Zirkel anzuwenden verstand. Des Grafen Geburtstag machte einige Vorkehrungen nöthig — Thereſe wurde von ihrer Mutter damit beauftragt; ihre Belohnung war das Lob der Mutter, die mit aller Freundlichkeit äußerte, daß Thereſe auch in dieſem Muſter ſey.

Fünftes Kapitel.

Der Mann, der nahe an des Greiſes Jahren ſteht, feiert ſeinen Geburtstag mit andern Anſichten, als der Jüngling. Dieſer überſieht Vergangenheit und Gegenwart; er legt in ſeiner Seele das Gemälde einer ſchönen Zukunft mit den reitzendſten Farben an; Vergangenheit und Gegenwart wirken weniger auf ihn; er lebt in der Zukunft und erwartet ſein Glück von den kommenden Tagen. Ganz anders der Greis; er blickt an einem ſolchen Tage auf den bei weitem größeſten Theil des zurückgelegten Lebensweges; ſeine Rückerinnerungen ſind ſtärker, als ſeine

Hoffnungen — Zukunft verheißt ihm wenig — mehr spricht die Vergangenheit mit ihren Erfahrungen, mit ihren Prüfungen, sein Herz an. Einsamkeit ist ihm an einem solchen Tage das Angenehmere — seine Freude ist ernst, und äußert sich mehr in eigenen Gefühlen, als im Geräusche versammelter Freunde. —

Kaum hatten am Morgen dieses Tages die Gräfin und Thereſe dem Gemahl, dem Vater Glück gewünscht, als Graf Wallenroth einen Spatziergang durch seinen Garten in das nahe Feld machte. Niemand begleitete ihn; die Gräfin erwartete die Gäste und da gab es noch vieles anzuordnen; Thereſe hätte vielleicht gern den Vater begleitet — manche Aeußerung ihrer Mutter ließ viel von diesem Tage fürchten — aber theils verhinderte dies ihre Mutter; theils hielt Thereſe es selbst für gerathener, sich nicht zu entfernen. — Einsam und gedankenvoll ging der Graf an dem schönen Morgen in der reitzenden fruchtbaren Gegend herum, als ihm aus der Ferne ein Gesang von Männerstimmen entgegen-

schallte, wie er ihn noch nie gehört hatte. Der Graf wurde aufmerksamer — die Melodie des Gesanges hatte etwas feierliches — etwas, das das Herz ergriff. Wallenroth ging der Gegend näher — aus dem Walde kam ein kleiner Zug Preußischer Kriegsgefangene, die, begleitet von einem Commando Kaiserlicher Soldaten, den Weg tiefer ins Innere Oestreichs gingen. Sie hielten unterweges ihre Morgenandacht; sie sangen eines der schönsten und volltönendsten Lieder. Ergriffen von diesem Gesange und an dem heutigen Tage sich lebhafter an die Zeiten erinnernd, wo er selbst Soldat war, redete Graf Wallenroth den Officier an, der die Gefangenen führte, und bat um Erlaubniß, dem Commando, wie den Kriegsgefangenen, einige Goldstücke zu geben, um sich auf dem weiten Wege einiger Erholungen und Erquickungen zu erfreuen. Die Bitte wurde gern bewilligt. Wallenroth unterhielt sich mit den Kriegsgefangenen, unter denen ihm einige, ihrer nie gesehenen Uniform wegen, auffielen. Es waren sogenannte Kleistische

Croaten, und unter diesen war jener junge Unterofficier, der einst die Brieftasche Wallenroths an mich abgab. — Zufällig nannte der Graf seinen Namen. —

„Der Name bleibt mir ewig merkwürdig," sagte der Preuße. — „Mein Name?" fragte der Graf. — „Ja. Haben Sie im „Oesterreichischen Regimente Erzherzog einen „Verwandten — vielleicht einen Sohn?" — „Ja, mein Sohn steht in diesem Regimente, „und zwar in der Compagnie des Oberst „Wolfstein." — „Ich bedaure herzlich, daß „ich Ihre Gnade mit einer Nachricht vergel„ten muß, die Ihr Herz sehr erschüttern „wird." — Der Graf fragte weiter und erfuhr nun die Geschichte meines unglücklichen Freundes, der man sich aus dem zwölften Kapitel des ersten Theiles dieses Lebensgemäldes erinnern wird. Einer Bildsäule gleich stand er da. Er war keines Gedankens fähig — er sah, er fühlte nichts, als seinen Verlust; die blutige Leiche seines einzigen Sohnes lag vor seiner Seele; er fühlte alle die Schrecken, alles das Gräßliche, als sähe

er seinen Sohn wirklich vor sich. — Länger als eine Stunde brachte er in dieser Betäubung hin, als er auf den Gedanken kam, jenen gefangenen Preußen mit sich auf das Schloß zu nehmen. Er bat den Officier darum und versprach, unter der Verbürgung seines Ehrenwortes, den Gefangenen morgen dahin bringen zu lassen, wo er sich stellen mußte, eine Bitte, die der Officier bewilligte. Am Arme des Kriegsgefangenen schlich nun der Gebeugte an diesem Tage, der ihm Freude bringen sollte, nach dem Schlosse. Wie die Unterhaltung zwischen beiden war, bedarf wohl keiner nähern Beschreibung. Jedes Wort des Begleiters war erschütternd, und ein Zug aus dem furchtbaren Gemälde griff immer tiefer in das Herz des unglücklichen Vaters als der andere. —

Auf dem Schlosse selbst hatte indeß die Gräfin, noch ehe die Gäste kamen, den Sturm auf Theresens Herz angefangen. Sie versprach sich einen um so glücklichern Ausgang, da sie ihren Gemahl, durch Fürsprache einiger Vornehmen und Wichtigen auf ihrer

Seite zu haben glaubte. Und wirklich hatte dieser, vermogt durch einige Briefe, Theresen selbst zugeredet und ihr die Verbindung mit dem Grafen Casimir von der einnehmendsten und reitzendsten Seite vorgestellt. Therese fühlte sich um so unglücklicher, und in einer solchen furchtbaren Stunde war es, in der sie ihrem Bruder jenen Brief schrieb, der mich den tiefen Blick in ihr Herz thun ließ. In banger Furcht sah die Arme der Ankunft der gebetenen Gäste entgegen; wußte sie doch nur zu gut, was heute über sie abgeschlossen werden sollte; selbst ihres Vaters Rückkunft machte sie heute besorgter. Die Gäste kamen an — die Gräfin war unwillig, daß ihr Gemahl nicht gegenwärtig war — ob es ihr gleich auf der andern Seite lieb war, daß sie ungehindert mit den Fremden die Rolle noch einmal durchnehmen konnte, die jedem aufgetragen war. —

Da sahen alle, wie der Graf mit gesenktem Haupte — mit herabhängenden Armen, bleich und entstellt wie das Bild des Todes, geführt von einem fremden Krieger,

den Gartengang herauf schlich. — „Um „Gotteswillen! was fehlt meinem Gemahl!" rief die Gräfin. — „Der Herr Graf ist ge„wiß von dem heutigen Tage zu stark ange„griffen. Seit einiger Zeit scheint es mir, „als rühre ihn alles zu stark," meinte des Grafen Casimirs Mutter. — „Und was „mag das für ein Kerl seyn, der den Herrn „Grafen führt? — trägt ja den preußischen „Adler vor der Mütze?" fragte Graf Casimir — während alle hinabgingen, den Unglücklichen zu empfangen. — „Muß auch „gerade heute ein böser Geist in die Quere „kommen!" raunte Graf Casimirs Mutter ihrem Gemahl in die Ohren. — Therese war nicht gegenwärtig — jetzt hatte sie sich auf ihrem Zimmer gesammelt — jetzt wollte sie zur Gesellschaft gehen, als sie den Prachtsaal leer fand, als sie ihren armen Vater, umgeben von den Gästen — geführt von dem unbekannten Krieger, sah. Sie war die Einzige, die ein Herz für fremdes Unglück hatte. Mit einem lauten Schrei stürzte sie in ihres Vaters Arme — gern vergaß sie,

daß dieser sie vor einigen Tagen zugeredet hatte dem Grafen die Hand zu reichen; sie sah nur den unglücklichen gebeugten Vater, ohne den Grund seines Unglücks, ohne dies selbst zu wissen. Der Graf konnte nichts weiter sagen, als die wenigen Worte: „Mein „armer Sohn! Mein armer Franz!" — „Mein Gott, Vater was ist denn mit Franz?" — „Frage diesen Mann! Ich kann es nicht „sagen." — Graf Casimir, der heute besonders den Theilnehmenden machen mußte, fragte den Begleiter etwas stolz und barsch: „Wer seyd Ihr?" — Diese Art zu fragen mogte dem braven Krieger beleidigend seyn. Mit einem festen Blick gab er die stolze Antwort: „Junger Herr — ich bin Unterofficier im Dienste des Königs von Preußen." — „Aber diese Uniform, lieber Freund?" fragte Graf Casimir etwas schüchtern freundlicher. — „Croaten von Kleist." — Dem trefflichen Manne mogte es auffallen, daß eine Kleinigkeit dieser Art der Gegenstand eines Gespräches werden könne. — „Doch „das ist Nebensache," setzte er hinzu. „Wich-

„tiger ists, was ich diesem würdigen treffli-
„chen Manne erzählt habe. Leider mußte
„ich für erzeigte Gnade auf eine schreckliche
„Art dankbar seyn.“ — Thereſe führte jetzt
ihren Vater unter heißen Thränen in ein
Zimmer; alle folgten — selbst der Kriegsge-
fangene mußte auf Thereſens Bitte mitge-
hen. Ehe man an die Erzählung dachte,
wurde alles angewendet jenem Schrecken in
seinen Folgen vorzubeugen. Beruhigter —
wenigstens gefaßter, konnte der Graf alles
anhören, was der Preuße erzählte, — früher
hatte er manches gar nicht gehört, — auf
manchen kleinen Umstand gar nicht geachtet.
Der Bericht des fremden Kriegers griff tief
ein — kein Auge blieb trocken. Thereſe, die
es tief fühlte, was sie an ihrem Bruder ver-
loren hatte, war außer sich. — Ihr ent-
schlüpfte die Frage: „Wo blieb denn die
„Brieftasche?“ — „Angenommen, daß es
„die war, die Sie stickten meine gnädige
„Gräfin,“ setzte Graf Casimir hinzu. —
„Denn es konnte leicht eine andere seyn, so
„wie ich überhaupt noch keinen hinreichen-

„den Grund sehe, anzunehmen, daß der Un-
„glückliche gerade der Herr Graf von Wal-
„lenroth gewesen seyn müsse!" — Mög-
lich, daß er die Absicht hatte den so sehr an-
gegriffenen Grafen zu beruhigen, indem er
Zweifel in seinem Herzen erregte. Der Preuße
schien diese Ansicht nicht zu haben. Einmal
eingenommen gegen den Grafen Casimir, in
dessen Miene er etwas Mißtrauen zu finden
glaubte — hielt er sich durch jene Aeuße-
rung herabgesetzt. Mit ernster Miene sagte
er: „Ich habe die Brieftasche von einem
„schwarzen Husaren für wenige Thaler ge-
„kauft; ich habe die Aufschriften mehrerer
„Briefe gelesen — ich habe die österreichi-
„schen Kassenscheine darin gefunden — die
„Brieftasche war von scharlachrothen seidenen
„Zeuge — das Wappen, das ich draußen
„überm Eingange des Schlosses sahe, der
„gekrönte Löwe — war auf die Außenseite
„gestickt und auf der andern Seite stand ein
„Schwerdt mit einem Blumenkranz und die
„Buchstaben T. v. W. — " — „Allmäch-
„tiger Gott! Es ist die, die ich Franz zu

„seinem Geburtstage schenkte!“ — „Ver„zeihen Sie meine gnädige Gräfin,“ unterbrach der Preuße die Klagende. — „Das „dachte ich gleich, denn der Siebente Februar „stand darauf.“ — „Geburtstag!“ seufzte der Vater Theresens. — — „Und wo blieb „die Brieftasche?“ — fragte Therese etwas beklommen. — Die Briefe fielen ihr ein — manche Aeußerung stand darin, die außer ihrem Bruder Niemand wissen durfte. — „Gewiß in sehr guter Hand. Ein junger „Officier — der Lieutenant B... von Erz„herzog — ich weiß nicht, ob er Ihnen be„kannt ist“ — Therese glühete — „stand am „Eingange des Wachtzeltes — er war trau„rig, denn er war Arrestant.“ — „Arre„stant?“ fragte Therese, sich vergessend und wurde leichenblaß. Sie behielt kaum den Muth den Erzähler länger ins Gesicht zu sehen. Gern hätte sie die Gründe des Arrests erfahren — aber wie durfte sie in diesem Augenblick, in dem man über des Bruders Schicksal Auskunft haben wollte, den Freund zum Gegenstande des Gesprächs ma-

chen? Thereſens Verlegenheit mußte mit jedem Augenblick wachſen, da der Gefangene das Staunen, das Erſchrecken beſchrieb, mit welchen der Officier die Nachricht angehört — wie er die Brieftaſche geküßt — wie er ihm, dem Preußen, eine Banknote von funfzig Gulden aufgezwungen habe. — „Die der „Lieutenant B... aus der Brieftaſche nahm?" fragte Graf Caſimir. — „Ja. Er würde „dies bei ſeinem Freunde ſchon verantwor„ten." — „Das finde ich doch etwas auf„fallend. Zwar — freilich — unter ſo ver„trauten Freunden. — „Vergeſſen Sie „nicht Herr Graf" — unterbrach ihn der unwillig gewordene Preuße, „die Brieftaſche „mit allen Briefen und Kaſſenſcheinen war „feindliches Eigenthum. Hätte der Belling„ſche Huſar ihren Werth beſſer gekannt, „oder hätte nicht ein menſchenfreundlicher „Officier Ihre Dragoner, die uns gefangen „nahmen, commandirt, ſo mögte die Brief„taſche wohl nie wieder ans Tageslicht ge„kommen ſeyn." — „Sie müſſen das ſo „übel nicht nehmen, lieber Herr Wachtmei-

„ster, der Graf Casimir hat nie gedient,“ sagte Thereſe in einem mehr bittenden, als ſpottenden Tone. Ihr war mehr daran gelegen von dem Freunde des Bruders, als von der Brieftaſche zu hören — die war ihr gleichgültig. Ganz anders war dies der Fall bei Graf Caſimir. Ihm konnte man zutrauen, daß ihm der Tod des Grafen Franz willkommen war; denn war der Bruder nicht mehr, ſo verlor der Freund ſeine Hauptſtütze und Thereſe mußte um ſo gewiſſer die Beute des Unwürdigen werden, je einſamer und verlaſſener ſie daſtand. Wirklich war es nichts als Verſtellung, was aus ihm ſprach; jedes tröſtende Wort war eine Unwahrheit und mit jeder Thräne, die aus Thereſens und ihrer Eltern Augen floſſen, wuchs ſeine Hoffnung. —

Wohlbewirthet und beſchenkt verließ der Kriegsgefangene das Schloß; Graf Wallenroth ließ ihn nach der Stadt fahren, in der er ſich ſtellen mußte.

Daß heute von dem ganzen Plane mit Thereſen nichts ausgeführt, daß nicht einmal

entfernt daran erinnert wurde, versteht sich von selbst. Graf Wallenroth war von der Nachricht so angegriffen, daß er niederlag. — Thereſe kam nicht von ſeinem Lager, ſie weinte manche Thräne, indeß ſie den Vater tröſtete; ſie ſuchte alles hervor, ihn zu beruhigen, obgleich ihr Herz bei dem Blick in die Zukunft ſelbſt keine Ruhe kannte. Die Gräfin war traurig, allein ſelbſt in ihrem Kummer konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, ihrem kranken leidenden Gatten nicht Vorwürfe zu machen, daß er Franzen in die Reihe der Krieger geſtellt habe. „Wie ru„hig und zufrieden könnten wir jetzt alle „ſeyn, trüge unſer unglücklicher Sohn den „Kammerherrnſchlüſſel! Gottlob, daß ich ihn „nicht auf meiner Seele habe! — Aber das „will ich hiermit öffentlich erklärt haben, mit „Thereſen habe ich einen andern, einen beſ„ſern Plan. Ich bin Mutter — ſie iſt Toch„ter — ſie muß folgen, wie Franz dir folg„te.“ — „Hoffentlich wird Thereſe nie Sol„dat werden!“ ſagte Graf Wallenroth unwillig. — „Und wenn ein Generalfeldzeug-

„meister sie haben wollte, ich schlüge sie ihm „ab. Wollen lieber alle die Unsrigen von „den Preußen todt schießen lassen!" — „Aber laß doch das Streiten. Laß uns lie„ber drauf denken, Gewißheit zu bekommen, „wo die Leiche" — der kranke angegriffene Graf wollte weiter sprechen, es war unmöglich, Schluchzen unterbrach seine Worte. — „Ach ja gute Mutter! laß uns Anstalt ma„chen, es muß Jemand nach der Armee rei„sen," bat Therese, die so eben gehörte Aeußerung ihrer Mutter vergessend. — „Ja, „das muß geschehen. Aber wer wird die „Reise übernehmen?" — Theresens Blick fiel auf den am Fenster stehenden Graf Casimir. — „Würden Sie uns eine Fehlbitte „thun lassen, Herr Graf, wenn wir Sie „bäten, nach der sächsischen Grenze zu rei„sen?" — fragte Therese. Graf Casimir mogte jede andere Frage — nur diese nicht erwartet haben. Er schwieg verlegen; seine Mutter, die gegenwärtig war, sah seine ängstliche Unentschlossenheit, sie mußte sich seiner annehmen. — „Mein Sohn? Mein Sohn?

„Graf Casimir, die Reise machen? Wo den„ken Sie hin, mein bestes Kind?" antwortete sie an des Gefragten Stelle. — „Auf „keinen Fall! Ich kenne meinen Sohn, er „würde, wenn der Erzherzog oder ein ande„rer Fürst es ihm nahe legte, diese in alle „Gefahren begleiten. Wie leicht wäre bei „seinem ausgezeichneten Muthe sein Tod in „solchen Gefahren möglich, in denen man sei„nes Lebens nicht sicher ist." — „Von der „Seite habe ich den Herrn Grafen noch nicht „gekannt, ich nehme in dieser Hinsicht meine „unterthänigste Bitte wieder zurück," fiel Therese ein. Man konnte nicht bestimmen, ob in dieser Antwort mehr Spott, oder mehr Ernst lag. Zweifelhafter war die Gräfin Wallenroth, was sie thun sollte; die Nachricht über den mehr als wahrscheinlichen Tod ihres Sohnes verlor in der That dadurch viel von ihrem Schrecklichen, daß die Gräfin eine herrliche Gelegenheit hatte, ihrem Manne zu beweisen, wie weit glücklicher ihr Sohn am Hofe gewesen wäre, und wie weit freudenreicher, gemächlicher und wünschenswerther der

Aufenthalt auf den Tanzböden und bei den Tafeln der Regenten, als im Lager und auf dem Schlachtfelde sey. Zum Beweise ihres Satzes führte sie sogar mehrere Fürsten und Feldherrn an, die eben so gedacht hatten. Kleine Unterhaltungen dieser Art verhinderten, daß man zu einem festen Entschluß kam. In diesem Augenblicke trat der Postbote ein, er brachte einige Briefe von Namensvettern aus dem Heere, die aber die Nachricht von Franzens Schicksal bestätigten und hinzusetzten, daß der Lieutenant B..., einem Gerüchte nach, von dem neuen General Haddick an den feindlichen Heerführer geschickt sey — daß er den Grafen schwer verwundet in den Händen der Feinde gefunden, die ihn mit mehr als menschenfreundlicher Güte behandelten. — „Die Preußen müssen doch ir„gendwo erfahren haben, daß der Verwun„dete ein kaiserlicher Reichsgraf ist," meinte Graf Casimir — „und ich sollte denken, die „Feinde hätten hier an dem Menschen ge„nug," fiel Therese ein — der Gedanke, daß nun die Brieftasche gewiß wieder an den

rechten Herrn gekommen sey, war ihr schmeichelhaft; nicht viel weniger war es die Vorstellung, daß vielleicht ihre Aeußerungen, die über mich in den Briefen standen, von mir gelesen waren. Gewißheit — selbst Gewißheit in einer traurigen Sache ist angenehmer, als Schwanken, als Ungewißheit. Man hatte jetzt wenigstens Nachricht, obgleich mehrere Blicke der beiden Gräfinnen deutlich anzeigten, wie übel sie die kaum zu verbergende Freude Theresens, mich wieder im Spiele zu sehen, auszulegen Willens waren. —

„Hm! hm!" sagte die Gräfin Wallenroth, „der zweite Brief hat ja eine ganz ei„gene Form! Sieht aus wie ein Aktenstück, „und ist mit dem Regimentssiegel von Erz„herzog gesiegelt." — „Erbrich doch dies Schrei„ben, es giebt wahrscheinlich nähere Auskunft „über unsern Sohn," sagte Graf Wallenroth. — Seine Gemahlin schnitt das Siegel aus. — „Ja ja! es ist ein Schreiben „von dem Regimente; es ist untersiegelt — „Oberst Wolfstein hats unterschrieben." — „Der alte ehrliche Freund! wird viel Antheil

„an unsern Schrecken nehmen! Lies doch „laut — müssens alle hören!" —

Aber wie wunderte man sich — wie fiel es Jedem auf, da die Gräfin gleich in den ersten Zeilen stockte — da ihre Lippen blau und die Nase spitziger wurde! — „Um Got„teswillen sage mir, bestätigt sich die Nach„richt von Franzens Tode?" sagte Graf Wallenroth zitternd. — „Nein! nein! wenn es „das wäre, wollte ich ruhiger seyn! Der „Schimpf ist unauslöschlich!" — rief die Gräfin und quetschte laut weinend den Brief zusammen. — „Aber gute liebe Mutter, „sag doch, was ists?" bat Therese, nach der Mutter Hand greifend, die den Brief hielt. — „Du, ja du kannst noch fragen! Du bist der „Gegenstand des Briefes — nun steht die „oben und in der Mitte berührte Gräfin The„rese von Wallenroth wie eine ausgetrom„melte Marketenderin in der Regimentsregi„stratur! Mag unser Name nicht wie ein „Feldgeschrei von allen Soldaten im Brann„teweinszelte genannt seyn!" Die Gräfin konnte kein Wort mehr vorbringen, so wü-

thend war sie. — „Aber mein Heiland! „Mutter, was that ich denn, um Vorwürfe „dieser schrecklichen Art von dir zu verdienen?" fragte Thereſe mit aller der Ruhe, die nur in einer reinen Seele wohnen kann. — Die Gräfin antwortete nicht; Graf Wallenroth, der heute ſo ſchon ſo ſehr angegriffen war, ſaß aufgerichtet in ſeinem Bette, den Kopf in der Hand wiegend. — „Aber lieber Gott, „was iſt denn? An den Geburtstag will ich „denken! Wird gewiß zu meinem Sterbe„tage!" Thereſe hörte dieſe Worte des Vaters, die durch ihr Herz drangen. Sie beugte ſich über ihren Vater hin — ſie war keiner Thräne mächtig, ſo hatten der Mutter harten Vorwürfe — ſo des Vaters Schmerz auf ſie gewirkt. — „Vater, ich weiß von nichts! „ich verdiene die Vorwürfe nicht!" ſtammelte ſie aus ihrer gepreßten Bruſt; eine Verſicherung, die der Vater gern glaubte. Graf Caſimir und ſeine Mutter hatten die ganze Scene in der größeſten Spannung angeſehen. Auf die Bitte des Grafen Wallenroth ſuchte die Gräfin ihre Freundin zu beſtimmen, jenes

Schreiben bekannt zu machen; lange weigerte sich Theresens Mutter; sie hatte jenen Brief an den Oberst Wolfstein geschrieben, ohne Jemand etwas zu sagen. Der Leser erräth gleich, welcher Brief heute so viel Verwirrung hervorbrachte — es war das Schreiben meines Oheims. —

Sechstes Kapitel.

Zitternd vor Wuth warf Theresens Mutter das zusammengedrückte Schreiben zur Erde. Graf Casimir nahm es auf. Er machte Miene es zu lesen. — „Ich kanns „nicht anhören! der Schlag rührt mich auf „der Stelle!" Sie verließ das Zimmer. Ungern folgte ihre Freundin — sie hätte nur zu gern den Brief gehört; der Gräfin Aeußerungen ließen etwas Außerordentliches erwarten. Nicht ganz ohne Verdacht einer gewissen Schadenfreude las Graf Casimir das Schreiben; er fühlte ein gewisses Ueber-

gewicht über die arme Thereſe, die, ihrer Unſchuld bewußt, ruhig da ſtand, ob ſie gleich tief im Herzen fühlte, wie das alles, was ſie hörte, ſie kränken mußte. Eben ſo ruhig blieb der wirklich kranke Graf — er ſah wie vernichtet ſeine Tochter war — er ergriff ihre Hand. — „Sey ruhig Thereſe!" ſagte er. „Du verlierſt nicht durch den Brief „meines alten Freundes. Fürchte auch nicht, „daß die Sache bekannt wird. Der Oberſt „hat dies für ſich ſelbſt gethan; das Alles „iſt einmal Form, die nicht weiter belei„digt." — „Nicht weiter beleidigt?" fuhr Graf Caſimir in erzwungenen Unwillen, in erheuchelter Wuth auf. — „Ich wüßte doch „nicht, wie er, der Bürgerlichgeborne, mei„ner Thereſe eine größere Beleidigung zu„fügen konnte! Verzeihen Sie, meine gnä„dige Gräfin, daß mir im Aerger der ver„trauliche Ausdruck: Meine Thereſe! ent„ſchlüpfte. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich „räche Ihre beleidigte Ehre. Ich fordere den „groben Menſchen! Er ſoll daran denken!" „Thun Sie das nicht, Herr Graf. Der Oberſt

„läßt sich so etwas nicht zweimal sagen.
„Er möchte Sie bei dem Worte nehmen,“ sagte mit einem kleinen Anstrich von verächtlicher Miene Graf Wallenroth. — „Aber, „soll so etwas ungerochen hingehen? sagen „Sie, meine gnädige Gräfin — kann ich „in dem Verhältniß, in welchem wir beide „stehen, ruhig bleiben?“ — „Ich weiß noch „zu wenig von einem Verhältniß, als daß „ich nicht der Ansicht meines Vaters seyn „sollte,“ erwiederte Therese. — Je ruhiger Vater und Tochter waren, um desto weiter trieb Graf Casimir die Rolle des Aufgebrachten. Er wußte, daß man seine Bitte nicht erfüllen würde, und deshalb drang er mit der Bitte um diese Erlaubniß immer mehr in den Graf und in Theresen, bis der erstere endlich ganz unwillig sagte: „Ich dächte Sie „machten dies mit Ihren Eltern ab. Las„sen Sie mich mit meiner Tochter über den „Brief sprechen. Wissen möchte ich die Ver„anlassung!“ — „Wahrscheinlich hat die „Mutter zuerst geschrieben,“ äußerte Therese. „O Gott, daß sie sich so hinreißen ließ!“ —

Weinend und mit gefaltenen Händen stand das arme verkannte Mädchen am Bette des Vaters, ohne auf den Grafen Casimir zu achten, der im Zimmer auf und nieder ging und mit der rechten Hand alle Kunststücke aus seiner Fechtschule übte.

Es war jetzt Mittag, als der Bediente meldete, daß die Tafel angerichtet sey. — „Ich „muß mich schon zwingen bei Tische zu erschei„nen," sagte Graf Wallenroth. „Auch du The„rese mußt zu Tische kommen. Vielleicht zer„streuet sich der Unmuth, wenn das Gespräch „auf andere Gegenstände kommt." — Therese führte ihren Vater, der sich anfangs stärker zeigte, als er wirklich war — es aber in der Folge wirklich wurde. Beschämt durch das Gefühl begangener Thorheit war Theresens Mutter am Tische stiller; sie trat heute nicht so auf, wie sie es sonst wohl gewohnt war; kaum wagte sie ihren Gemahl anzusehen und willig überließ sie heute ihren Gästen den Sieg auf dem Felde der Redseligkeit. Ob es gerade so ernstlich gemeint war, wenn Graf Casimirs Vater und Mut-

ter von lauter Theilnahme an dem Verdrusse sprachen — ob nicht ein gewisses Bewußtseyn des Uebergewichts — eine gewisse Zuversicht des nun unausbleiblichen Gelingens ihres Planes dabei mit unterlief? mag unentschieden bleiben. Selbst der so äußerst gehaltlose Graf Casimir fühlte sich so wichtig, daß er seinen Eltern jene Absicht, sich mit dem Obersten auf Pistolen oder auf den Degen zu schlagen, bekannt machte und seine Eltern um ihre Einwilligung zu dieser Ritterthat bat. Natürlich, daß diese es unter dem Vorwande verweigerten, daß der Oberste bürgerlich geboren sey. —

Gegen Abend verließen die Gäste das Schloß. Es war einer jener schönen Vollmondsabende, die der Spätherbst oft so schön giebt. Jener Plan, der so kunstmäßig entworfen, so meisterhaft einstudirt war, blieb ganz unberührt; aber deswegen wurde er nicht aufgegeben. Therefens Eltern waren ungleich reicher, als die Familie, zu der Graf Casimir gehörte. Schon aus diesem Grunde mußte der letztern die Heirath mit Theresen

von einer zu vortheilhaften Seite erscheinen; dazu kam noch, daß Wallenroths am Kaiserhofe zu Wien in größern Ansehen standen. Lauter Vorzüge, um die Casimirs Eltern das Wallenrothsche Haus beneideten; aber auch Vorzüge, die die Erstern in einer gewissen Abhängigkeit erhielten. Jetzt glaubten diese über Wallenroth triumphiren zu können. Sie setzten voraus, daß diese, daß selbst die gewissermaßen gedemüthigte Therese, eine Verbindung mit Graf Casimir als das größeste Glück ansehen würden. An Weigerung dachten sie nicht entfernt mehr; sie beschäftigten sich blos mit der Berechnung des Ertrages der Wallenrothschen Besitzungen; denn nach ihrer Ansicht mußte Graf Franz von Wallenroth an seinen Wunden sterben, und so wurde denn Graf Casimir der Erbe jener schönen Besitzthümer. Seine Eltern und er selbst waren klug genug zu glauben, daß man sich jetzt in einem gewissen Preise, in einem gewissen Werthe halten müsse; besonders rieth die Mutter dazu, die auch zur größesten Verwunderung der Gräfin Wallen-

roth in ihren Besuchen sparsamer wurde und weniger, als sonst, über die projektirte Heirath sprach.

Im Wallenrothschen Hause herrschten jetzt Unmuth und Kummer. Die Ungewißheit über Franzens Schicksal — und es bleibt unbegreiflich, wie es möglich war, daß kein Brief ankam — beunruhigte Vater, Mutter und Schwester. Jener Brief des Oberst Wolfstein hatte besonders den Stolz der Mutter gebeugt; sie fühlte sich beschämt durch ihren unüberlegten voreiligen Brief diesen Lärm, diesen — wie sie es nannte — öffentlichen Schimpf veranlaßt zu haben; sie merkte, daß dieser Umstand den Grafen Casimir und seine Eltern lauer und kälter gemacht habe; sie hatte Gründe zu vermuthen, daß man in andern Zirkeln vielleicht diese ganze Geschichte zum Gegenstande der Unterhaltung mache; daß vielleicht sogar diese Geschichte am Hofe bekannt werde. Dies war mehr als die Gräfin ertragen konnte; ein größeres Unglück war für sie nicht denkbar und weit lieber hätte sie am Hofe die Beileidsbezeugun-

gen über den Tod ihres Sohns, als die Frage: „Was ist denn eigentlich an der Geschichte „mit dem Briefe des Oberst Wolfstein?“ gehört. Rache an den ungeschliffenen Obersten zu nehmen, war jetzt ihr einziger Wunsch. Aber, wie war das zu machen? Anstatt sich an diesem zu rächen, mußte nun die arme Thereſe das Opfer seyn. Fast täglich warf sie es ihr vor, was die Arme doch nicht verschuldet hatte; fast täglich klagte sie unter Thränen, daß allem Anscheine nach der Graf Casimir sich zurückziehe, daß sie es ihm gar nicht verdenken könne, wenn er eine Dame, deren Namen bei dem Namen eines Mousquetiers in den Regimentsakten stehe — eine Dame, deren Geschichte den Officieren in den müßigen Stunden auf der Wache zum Gespräch und Gespötte werde — nicht zur Gemahlin wünsche. Aller Haß ihres verschrobenen Herzens fiel auf die arme Thereſe. — „Ich weiß nur einen Ausweg,“ sagte die Gräfin; „wähle lieber ein Kloster und binde „der Welt auf, daß der Nonnenschleier von „jeher deine Absicht gewesen sey. Du hast

„dann doch wenigstens den Ruhm, daß man „dir nachsagt, du habest consequent gehandelt „und ich darf nicht erröthen, wenn ich am „Hofe bin.“ — Ruhig hörte Therese diese bittern kränkenden Ausbrüche des Unwillens einer gegen sie eingenommenen Mutter an; selbst ihrem Vater sagte sie nichts; nur manche Thräne des Schmerzes, durch nichts die Liebe ihrer Mutter gewinnen zu können, verrieth dem Vater, was in ihrem Herzen vorgehe. Freilich legte dieser die Thräne unrecht aus, er hielt sie für die Folge einer unglücklichen Liebe, da sie doch blos dem vergeblichen Wunsche, der fruchtlosen Mühe, ihrer Mutter Herz zu gewinnen, flossen. Gern hätte der Graf seine Tochter beruhigt, vielleicht hätte er ohne weiteres Zureden Theresens Liebe gebilligt, aber wird man ihm ein Verbrechen daraus machen, wenn die alten verjährten Vorurtheile des Standes über ein sonst edles Herz ihre Rechte zeigten? — Theresens Kummer griff auch sein Herz an. —

Mehrere Wochen waren vergangen. Die Familie, deren Mitglied Graf Casimir war,

hatte sich ihrem durchdachten Plane gemäß, äußerst selten gemacht. Für die Gräfin Wallenroth war dies schmerzhaft, was sie freilich Niemandem entdeckte; Thereſe sah es als ein Glück an, obgleich dadurch ihre Mutter Gelegenheit hatte, ihre schneidenden Vorwürfe zu vermehren. Graf Wallenroth, der, wie wir wissen, erfahren hatte, daß sein verwundeter Sohn in den Händen der Preußen war, erinnerte sich, daß er dem General Belling nicht ganz unbekannt sey. Er faßte jetzt, da er sich gesund und ruhig fühlte, den Entschluß, selbst die Reise zu unternehmen, um seines Sohnes Lage zu wissen. Ein Wunsch, den er seiner Gemahlin vortrug — ein Wunsch, bei dem er auf Billigung rechnete. Kränkend mußte es ihm seyn, ihn abgeschlagen zu sehen, noch kränkender, daß die Mutter seiner Thereſe ihn spöttisch fragte: „Ob er nicht etwa dieſe letztere mitnehmen „wolle, die doch im Heere nicht ganz unbe„kannt sey? Der Graf erstaunte bei diesen Worten. Sie bewiesen ihm, daß manches zwischen Mutter und Tochter vorgegangen

seyn müsse, das die vielen Thränen Theresens hervorgebracht habe. Fester und ernster blickte er auf seine Gemahlin. — „Das „konnte ich nicht erwarten!" sagte er. — „Und warum nicht? Therese wird — ich „habe ihr selbst den Rath gegeben — in ein „Kloster gehen, und da meine ich, es wäre „nicht unrecht, wenn sie vorher noch von der „Welt mitnähme, was sie könnte. Im Klo„ster mögte es ihr so gut nicht wieder gebo„ten werden!" — Therese, die gegenwärtig war, sank vom Gefühl ihres Schmerzes vor ihrer Mutter nieder; ihre Knie umfassend und in Thränen zerfließend, sagte sie: „Gute „liebe Mutter! Womit habe ich dies ver„dient? Wünschest du es wirklich, so wähle „für mich ein Kloster, und ich bringe dir mit „willigen Herzen dies Opfer!" — Mit erzwungener Gleichgültigkeit hörte die Gräfin dies an; sie fühlte, wie unrecht sie handle; aber Stolz, Ehrsucht und Vorurtheil waren stärker als die Stimme des Mutterherzens. Wie eine Bildsäule stand der Graf da, er konnte sich kaum überzeugen, recht gehört,

recht gesehen zu haben. — „Nein! nein! „bei Gott, es geht zu weit!" rief er im höchsten Unwillen aus — ein Auftritt war nahe, der über den häuslichen Frieden dieser Familie kein günstiges Licht verbreitet haben würde; Therese fiel zitternd in ihres Vaters Arme — sie entschuldigte unter einem Strome von Thränen ihre Mutter — gab ihr in allem Recht, und ließ sich selbst von ihrer Liebe zu der Mutter zu dem unwahren Geständniß verleiten, daß der Wunsch, in ein Kloster zu gehen, aus ihrem eigenen Herzen entsprungen sey. Da brach der Mutter Herz; da siegte edle Liebe der Mutter über allen Stolz, über alle Vorurtheile; da schloß die Gräfin Theresen in ihre Arme. „O Gott „Therese!" sagte sie, „vergiß alles, ich fühl„te mich unglücklich, mein Unglück machte „mich hart gegen dich." —

In diesem Augenblicke meldete der eintretende Bediente die Ankunft eines fremden Officiers, der so eben aus dem Wagen stiege. Therese wurde bleich und roth — wer könnte dies anders sein als ich? Kaum war sie im

Stande, ihre Unruhe zu verbergen. Ihre Mutter war es nicht weniger, ob sie gleich vielleicht nicht fürchtete, daß ich es sein werde. Der Graf, vielleicht nicht ganz zufrieden, jetzt in seiner Erwartung gestört zu werden — die Aeußerung seiner Gemahlin über ihr Unglück hatte seine Neugierde — ihr Benehmen gegen Theresen hatte seine frühere Liebe erregt — er wünschte natürlich Auskunft — der Graf ging dem Fremden entgegen; vom Saale her hörten die Gräfin und Therese die lauten Ausrufungen der Freude des Wiedersehens zweier alten Freunde; sie hörten das trauliche „Du" alter Kriegsgefährten. Therese fühlte ihr Herz um ein Großes erleichtert, die — freilich sehr wünschenswerthe — Veranlassung ihres Schreckens war geschwunden; sie ging der Thüre näher, indeß die Gräfin, die noch zu angegriffen war, das Zimmer verließ. Hand in Hand trat der Graf äußerst vergnügt mit einem eben so heitern ältlichen Krieger ins Zimmer. — „Sieh, lieber Oberst Wolfstein, das ist meine „Tochter Therese. Du hast ihr durch dein

„Verhörprotokoll viel Verdruß gemacht.“ —
„Dann bitte ich um Entschuldigung und
„um Verzeihung; die Anklage war hart,
„und da weißt Du lieber alter Freund aus
„Erfahrung, wie strenge und unpartheiisch
„die Verhöre sind. Aber — Ihrer Verzei-
„hung meine Gräfin bin ich um so gewisser,
„da ich einem Boten, der hier her wollte,
„und der Morgen erst gekommen seyn wür-
„de, zwei Briefe abnahm, die ich zu über-
„bringen die Ehre habe.“ — Er öffnete eine Brieftasche, aus der er mehrere Briefe nahm und, indem er die Aufschriften las, sie denen gab, an die sie gerichtet waren — an den Grafen und an Theresen. Die letztere schrie laut auf. „Vater! es ist Franzens
„Hand!“ — „Richtig!“ fiel der Oberst ein.
„Ihres Herrn Bruders Hand. Er ist wohl
„und hat jetzt die Erste Stufe zu höherer
„Militairwürde erstiegen.“ — Therese erbrach zitternd das Schreiben. Sie war so angegriffen, daß sie, nachdem sie die Zeilen flüchtig überlaufen, noch einmal lesen mußte, um zu wissen, was ihr Bruder schrieb. —

„Mein Gott!“ sagte der Graf, „da erhalte „ich zwei Briefe von zwei gegen einander „stehenden Generalen, von unserm Haddick „und dem Preußen Belling!“ — „Je nun, „die Zeit werden wir noch erleben, daß beide „Freunde sich so nahe sind, als jetzt ihre „Briefe.“ — „Das gebe Gott! Wenn sie „doch hier — hier in meinem Schlosse so „zusammen kämen!“ — „Ist nichts un„mögliches!“ — —

„Herr Oberst, ich danke Ihnen für die„sen Brief!“ rief Therese. „Und wenn Ih„nen damit genügt, daß ich jenen Brief Ih„nen verzeihe — dann soll Alles, Alles ver„gessen seyn!“ —

Die Gräfin, die — was wir ihr gern verzeihen wollen — im Nebenzimmer gehorcht hatte, und die allerdings durch den Namen: „Oberst Wolfstein,“ eben nicht in die beste Laune versetzt war — hörte jetzt den Freudenausruf Theresens — hörte ihren Scherz mit dem fremden, ihr sonst so furchtbaren Manne — sie vernahm, daß Nachricht von ihrem Sohne da sey, und was ihr eben so

viel galt, daß der berühmte General Haddick und der eben so brave feindliche General Belling ihrem Gemahl geschrieben hatten. So etwas mußte ihrem Stolze schmeicheln — jene übeln Eindrücke waren verwischt und in dieser heiterern Stimmung trat sie, als wisse sie von nichts, in das Zimmer. Thereſe eilte ihr mit dem Rufe entgegen: „Liebe „Mutter! die beſten Nachrichten vom Bru„der Franz!" — „Wär es möglich, meine „gute Thereſe? Und die Briefe brachte?" — Sie machte eine Verbeugung gegen den Freund ihres Gemahls. Der Oberſt verneigte ſich: „Ich bin der Oberſt Wolfſtein. — „Mein ganzes Verdienſt iſt, daß die Frau „Gräfin die Briefe um Einen Tag früher „haben." — „Empfangen Sie unſern gan„zen Dank für Ihre Aufmerkſamkeit. Und „deine Briefe?" fragte ſie ihrem Gemahl. — „Einer vom General Haddick — einer vom „General Belling, einer von Franz." — „Dem du auch jetzt einen höhern Titel ge„ben kannſt. Dein Sohn iſt erſter Gene„raladjutant bei Haddick — trägt den Hu-

„sarenpelz und rangirt mit dem wirklichen „Rittmeister.“ — „Wär es möglich!“ sagte die Gräfin und berechnete schon im voraus, wie dies Avancement am nächsten Hoffeste die Unterhaltung abgeben werde. — An jenes Verhörprotokoll wurde nicht mehr gedacht; die Gräfin selbst hatte Gründe genug davon zu schweigen; sie hatte die dreiste Art des Obersten in seinen Ausdrücken zu fürchten, und doch ließ ihr Stolz nicht zu sich dies merken zu lassen. Natürlich, daß sie um so freundlicher und gütiger war, je mehr sie gebrochen Schwerdt hatte. — „Eben „das schreibt auch mir Bruder Franz!“ — rief Thereſe. — „O lies mir es vor, meine „Tochter! Ists mir doch, als sehe ich un„sern Franz im ungarischen Pelze!“ — Möglich, daß Thereſe nicht alles gleich übersehen hatte, was im Briefe stand. Sie hätte sich sonst eine große Verlegenheit, ein glühendes Erröthen ersparen können. Möglich auch, daß sie wußte, was im Briefe stand, und daß sie — wer mag bestimmen, wie weit die List eines Mädchens geht? — viel-

leicht hier eine, nicht sobald wiederkehrende Gelegenheit sich ihrer Mutter ganz zu entdecken — sah. — Sie las:

„So bin ich seit vier Tagen Flügeladjutant des Generalfeldmarschalls Haddick. „Denke dir meine Freude, da mein Freund „B... zu eben diesem Posten, zu gleichem „Range — wir beiden sind Rittmeister — „erhoben wurde und ich ihm nun täglich „und stündlich um mich habe! Wie ich es „dem trefflichen Menschen vergelten werde, „was er an mir gethan — weiß ich nicht. „Er hat mir sein Herz entdeckt — er hat „dies selbst dem General gethan, der mit „wahrer Vaterfreude auf ihn sieht. Ach — „Thereſe! gingen meine Wünsche in Erfüllung! — Würdest du — doch ich will „nichts weiter sagen. Vielleicht sagt dir „dein Herz was ich wünsche. — Weit weniger gefällt mir der dritte Adjutant, ein „Namensvetter von mir, ein Verwandter, „den der General aus dem Regimente Lö„wenstein genommen hat. Es ist schon eine „Beschimpfung für meinen Freund B...,

„wenn ich ihn nur mit dem Vetter vergleiche. „Dieser fürchtet meinen Freund B... mehr „als den General selbst und B... behandelt „ihn mit einer kalten Ruhe, als hätte er „den gleichgültigsten Menschen vor sich. Es „ist mir unerklärbar." —

Hatte die Gräfin schon den Anfang dieser Stelle mit einem gewissen ängstlichen Gefühl angehört, wie mußte ihr am Schlusse derselben zu Sinne werden, da sie sich recht gut erinnerte, wie sie diesen Dragoner-Officier aufgefordert hatte, das an mir zu rächen, was ich nach ihrer Ansicht an der Ehre ihrer hohen Familie gefrevelt hatte. Sie wurde mit jedem Augenblicke verlegener, wurde es aber noch mehr, da der Oberst dem Grafen die Hand schüttelte und mit einer starken männlichen Stimme sagte: „Ja bei Gott, „lieber Wallenroth, es sind ein Paar herr„liche Jungens dein Sohn und mein Neveu! „Werden sie bald vor der Fronte eines Re„giments sehen!" — Die „Paar herrlichen „Jungens" waren freilich der Frau Gräfin etwas empfindlich, allein sie wagte nicht, sich

dies merken zu lassen. — Der Graf dankte seinem Freunde; fragte aber doch: „Was „mag denn der Lieut — Rittmeister B. . . „von unserm Vetter wollen? Er war ja „hier die bescheidene Güte selbst; kam keinem „Kinde zu nah.“ Therese glühete bei dieser Frage, die der Graf gewiß ohne weitere Beziehung an sie that, bei der aber dem Obersten alles einfiel, was er von dem Verhältniß Theresens zu mir erfahren hatte. Sein Blick, den er auf Theresen richtete, versicherte dies; setzte aber zugleich das arme Mädchen in die größeste Verlegenheit. — „Das Ding „hat seine Ursach,“ fing der Oberst an; „man „spricht nicht gern davon. Der Dragoner „hat sich in meines Neveus Zelte auf eine „Art betragen, die man allenfalls in einer „Bauernschenke hingehen läßt, und da hat „ihm mein Neveu etwas handgreiflich ge„dient. Wie gesagt, man munkelt von die„ser Begebenheit überall — die Geschichte ist „in aller Munde und — frägt man — dann „weiß keiner davon. Wie es heißt, hat der „General das Ding erfahren und als ein

„Verwandter — " — „Verwandter?" fragte der Graf. — „Ja ja!" fiel die Gräfin ein, die es bemerkte, daß ihr Steckenpferd, Genealogie, hier getummelt werden würde. — „Ja, des Feldmarschalls Gemahlin, eine ge„borne Gräfin Lichnowsky, ist eine nahe Ver„wandte meiner Mutter. Der Gräfin Groß„mutter war eine Schwester von meiner Groß„mutter — „ — der Graf sah bei dieser nähern Erörterung gerade aus, als wolle er seiner Gemahlin den Rest schenken; aber — diese saß einmal auf dem Steckenpferde und da mußte er schon, wie der Oberst, das ganze Register der Sippschaft anhören. Der Oberst fuhr jetzt fort: „da will nun der General, „als ein Verwandter, die Armee überreden, „daß an dem ganzen Gerede nichts sey, weil „beide Freunde mit einander zu seyn schei„nen. Ich traue dem Landfrieden nicht." „Hier war B... in den beiden Tagen des „Besuchs ein Muster der Bescheidenheit und „sein gesetztes geregeltes Betragen nahm Je„den für ihn ein." — „War es auch beim „Regimente. Aber gerade die sind die rechten.

„Beleidige ja Niemand den, der seinen Weg „still vor sich hingeht!“ — Therese hörte diese ganze Unterredung mit sichtbarer Freude, die Gräfin mit unterdrücktem Unwillen an. Der Oberst merkte bald, wie werth sein Neveu der Tochter des Hauses war; er beschloß die Sache zu betreiben; seine Freundschaft mit dem Grafen konnte und mußte den Weg dazu bahnen. Der Graf las jetzt Haddicks und Bellings Briefe — beide riefen eine schöne Vergangenheit in seine Seele zurück und natürlich wurde dadurch sein Herz empfänglicher für alles, was sein Freund ihm sagen wollte. Der Oberst unterhielt sich in der Zwischenzeit mit der Gräfin, mit Theresen.

Es bleibt eine ausgemachte Erfahrung, daß selbst Männer von höheren Alter, wenn sie nicht geckenhaft sich in die Larve der Jugend werfen, sondern sich geben wie sie sind, selbst dem jüngern Mädchen eine gewisse Achtung abzwingen. So ging es dem Oberst mit Theresen; sie sah und sprach den rechtlichen herzensguten Mann, den Freund, der ihrem Vater so viel Freude machte, recht

gern; sie empfand die Achtung — sie fühlte das Zutrauen einer guten Tochter gegen einen guten Vater; sie würde dies empfunden haben, hätte auch der Neveu die Hand nicht im Spiele gehabt. Oberst Wolfstein hatte nach seiner herzlichen Art nur wenige Worte mit Theresen gesprochen, als er schon einsah, daß hier wirkliche Liebe im Spiele sey, als er schon mit seinem Plane auf den Reinen war, dem Grafen alles zu entdecken, und durch ihn die Gräfin für mich einzunehmen.

Siebentes Kapitel.

Des Grafen Casimirs Eltern, wie er selbst, hatten sich seit einigen Wochen sehr selten gemacht. Ihre Absicht war, der Graf Wallenroth solle sich ihnen um desto mehr nähern, und die, durch jenen Brief des Oberst und durch die aus demselben folgende Behandlung der Mutter gebeugte Therese es für ein Glück ansehen, wenn jetzt Graf Ca-

simir sie mit seinem Antrage beehre. Der Plan schien untrüglich; man sah seinem Gelingen mit der Zuversicht entgegen, mit der der Stolz, wenn er nicht mit Klugheit gepaart ist, jeden seiner Entwürfe entgegen sieht. Jetzt geschah nichts von dem was man erwartete. War es gleich der Gräfin Wallenroth unangenehm, keine Gesellschaft von jener Familie bei sich zu sehen — dem Grafen war dies gleichgültiger — Theresen noch mehr — so ließ es doch ihr Stolz nicht zu, die Hand zu bieten. So kam es denn, daß beide Häuser sich fremder wurden, obgleich Graf Casimir unter Wallenroths Dienerschaft einige erkaufte Spions hatte, die ihm alles berichteten, was in Wallenroths Familie vorging. Einer dieser Späher war Zeuge von der Herzlichkeit, mit der der Oberst aufgenommen wurde. Wie es nun oft der Fall ist, daß solche Späher etwas unrecht oder außer dem Zusammenhange hören und erzählen, so geschah es auch hier. Der Bediente hatte den Namen Haddick oft gehört, und nun mußte der Oberst Wolfstein kein

anderer, als der General selbst seyn. Der Zufall wollte, daß Wolfstein auffallende Aehnlichkeit mit Haddick hatte. Es kam dazu, daß in den Zeitungen jener zwei eroberten Geschütze mit dem Pomp Erwähnung geschah, durch den die österreichischen und die im südlichen Deutschland herauskommenden Zeitungen sich auszeichnen; es kam noch dazu, daß in den Avancementslisten mein Name als Flügeladjutant des Generals aufgeführt war. — Dies alles setzte jene Familie in Erstaunen. Nichts schien ihr gewisser, als daß der General Haddick selbst eine Art von Freiwerber für mich mache; nichts gewisser, als daß der Mann, den Maria Theresia und ihr ganzes Land mit unbegrenztem Zutrauen achteten, in seinem Plane glücklich seyn müsse — daß vielleicht die Monarchin selbst sich meiner annehmen, daß sie mich der Gräfin empfehlen — daß diese Theresens Liebe begünstigen, ihres Vaters und Bruders Wünsche und mein glühendes Verlangen erfüllen werde.

Vermuthungen dieser Art pflegen bald Gewißheit zu werden — so ging es jener

Familie, die an Stolz die Gräfin Wallenroth weit übertraf, aber in Hinsicht des Reichthums dieser weit nachstand. Der Gedanke, die Wallenrothschen Reichthümer einst in andern Händen — und noch dazu in den Händen eines Bürgerlichgebornen — der in dieser Familie als eine Art moralischer Mißgeburt galt — zu wissen, war ihr unerträglich. Es mußten Gegenanstalten gemacht werden, bei denen man sich aber nichts vergab. Die Erste war — ein Besuch, bei dem man sich mit einer gewissen Würde, mit einer unverkennbaren Fremdheit nahm, die aber von der Gräfin Wallenroth auf eben die Art erwiedert wurde. Graf Casimir nahm sich anders; er schien es zum Hauptaugenmerk gemacht zu haben, Theresen durch fast übertriebene Aufmerksamkeit, durch zuvorkommende feine Sitte, durch das Rechtgeben in allem was sie sagte, und durch alle jene Künste der höhern Galantrie für sich zu gewinnen. Nichts war wohl natürlicher, daß er gerade dadurch bei Theresen das Wenige von Achtung verlieren mußte, das er vielleicht besaß.

Aber noch weniger konnte er durch diese Gaukeleien den rechtlichen, schlichten Oberst für sich einnehmen, bei dem er vollends durch das Geständniß, ihn für den General Haddick gehalten zu haben, und durch die wenigere Achtung, die er nun dem bloß Obersten schuldig zu seyn glaubte — alles verlor. Eben so unzufrieden war der Graf Wallenroth mit ihm. Die Gespräche, die er die Tage hindurch mit Wolfstein gehabt hatte — die Rückerinnerung an seine thätigeren Kriegsjahre — das Ideal, das er durch des Obersten Erzählungen von einem Jüngling sich machte — mußten den Grafen Casimir in seinen Augen von einer faden gehaltlosen Seite zeigen.

Gleich am ersten Abend nach dem Besuch saß der Oberst an dem Flügel und hörte Theresens meisterhaftes Spiel mit gespannter Aufmerksamkeit. Beide waren allein. Die Musik hatte den Greis weicher und theilnehmender gemacht; Therese hatte jetzt aufgehört zu spielen — ernster blieb sie vor dem Flügel sitzen. —

Das herzliche Wesen, das den Obersten überall Zutrauen und Freundschaft erwarb, hatte ihn auch Theresens ganze kindliche Liebe gewonnen; Therese unterhielt sich mit Niemand so gern, als mit dem alten Krieger, dessen gediegene Bemerkungen, dessen gehaltvollere Erfahrungen und dessen Grundsätze der Wahrheit ihrem Herzen so wohl thaten. Sie brachte Stunden in seiner Gesellschaft hin. Jetzt kam das Gespräch auf Graf Casimir. — „Wenn ich nicht sehr irre, so „rechnet der Graf auf Ihre Hand — ists „nicht so, meine liebe Tochter?" — fragte der Oberste mit der ihm gewöhnlichen Herzlichkeit, die — wozu ohnehin Therese nicht geneigt war — alle Ziererei aus Theresens Herzen entfernen mußte. Offen und ehrlich — und Therese verliert dadurch gewiß nicht — erzählte diese ihren ganzen Lebenslauf — schilderte schonend den Plan ihrer Mutter, sie mit dem Graf Casimir verheirathen zu wollen und sie dann an den Hof der Kaiserin zu bringen, wo ihre Mutter früher selbst gewesen war. — „So. Aber

„werden Sie sich in diesem Verhältniß auch „glücklich fühlen? Eine Mutter kann oft „eine ganz andere Ansicht haben, als die „Tochter, und beide haben sich nichts vorzu„werfen. Sagen Sie, gute Therese, wün„schen Sie am Hofe zu leben? — Werden „Sie dort glücklich seyn?" — Therese schwieg einige Augenblicke. Die herzliche Frage des Greises rührte ihr Herz; die Thränen traten ihr in die Augen. — „Habe ich denn hier „einen Willen? — Ist nicht Gehorsam „Pflicht?" — „Nein, hier nicht. Hier müssen „Sie gefragt werden. Ich bin nicht der Mann, „der den Kindern Ungehorsam gegen Eltern „ins Herz predigt. Kinder müssen gehorchen. „Sie wollen also nicht gern an den Hof?" — „Nein. Wozu sollte ich dort auf der ge„fahrvollen Bühne erst ein Glück suchen, „das ich hier bei meines Vaters Reichthum, „bei unsern schönen Besitzungen in der herr„lichen Natur, aus der ersten Hand und „ganz unabhängig genießen kann? Ich fühle „mich zu einem thätigen Leben aufgelegt — „welcher Ersatz für ein arbeitsames Leben

„könnte mir der Hof mit seinen Sclaven-
„ketten, mit seinen Auflaurern, mit seinen
„Masken und Larven geben?" — „Frei-
„lich — freilich, wenig. Könnten Sie aber
„nicht den Graf Casimir für eben diese An-
„sicht bestimmen?" — „Graf Casimir? —
„Was hat der mit meinen Ansichten zu
„thun? Was ginge mich der an?" —
„Vergeben Sie, liebe Therese, ich denke —
„der Plan Ihrer Mutter —" — „wäre eine
„Verbindung mit diesem — das wollen Sie
„doch sagen? Ich erkläre Ihnen, daß ich
„den Graf nicht achte, daß ich ihn, wenn
„Gott zugiebt, daß ich gezwungen werde,
„ihn zu nehmen, ihn mit Widerwillen hei-
„rathe —" — „So? Und haben Sie Ihrer
„Mutter das noch nicht bestimmt gesagt?" —
„Ich hatte nicht Gelegenheit — oft nicht den
„Muth. Sie, mein guter Oberst, kennen
„jene Familie nicht, alle sind sie wie die
„Aale; sie entschlüpfen und suchen durch lau-
„ter Katzenwege zum Zweck zu kommen." —
„Ja ja, so scheints mir!" — „Ja, wenns
„Menschen wären wie Sie, Herr Oberst, wie

„mein redlicher Vater, wie mein guter Bru-
„der, oder vorzüglich wie Ihr trefflicher Ne-
„veu.“ — Thereſe hatte dieſen letzten in der Uebereilung genannt. Sie erröthete plötzlich. Der Oberſt bemerkte es; er wußte nun genug. Mit einer Art von Vaterfreude ergriff er die Hand Thereſens. — „Ich „ſpreche mit Ihren Eltern,“ ſagte er, „und „das thue ich heute noch. Wüßte bei Gott „nicht, wie ich den letzten Tag, den ich in „Ihrer Familie genieße, eindrücklicher und „beſſer anwenden könnte, als wenn ich den „Grund zu Ihrem wahren Glücke lege.“ — Er hielt immer noch Thereſens Hand. — „Ich darf doch alles, Alles ſagen?“ Glühend ſtand das arme Mädchen vor ihm. Sie wagte zum erſten Male nicht dem Greiſe ins Auge zu ſehen. — „Sagen Sie, gute liebe „Tochter, Sie ſprechen mich alten Mann „vielleicht zum letzten Male, darf ich von „meinem Neveu Ihren Eltern ſagen?“ — Weinend küßte Thereſe des Greiſes Hand. — „Ja. Thun Sie es in Gottes Namen!“ — „Nun ich hoffe, der wird meinen Worten

„Kraft geben; er ist mein Zeuge und bald „mein Richter, daß sie aus redlichen Herzen „fließen!“ —

Oberst Wolfstein verließ Theresen, die in einem unbeschreiblichen Gefühle, in einem Gemisch von Wehmuth und Wonne zurückblieb, um sich zu sammeln. In einer solchen Stimmung war sie noch nie gewesen; sie freute sich mit Zittern — sie bebte in Hoffen — sie fühlte das Große, das Entscheidende des nahen Augenblickes — ihr war bange, je näher er kam. Es war des Obersten Grundsatz, nie ein Geschäft aufzuschieben, sondern alles rasch und entschlossen auszuführen, was ausgeführt werden mußte; ein Grundsatz, den der Soldat in ihm noch verstärkt hatte. „Nun mit Gott!“ sagte er und ging zu seinem Freunde, den er etwas verstimmt antraf. — „Was ist dir Wallenroth? Komm „ich dir ungelegen, so sag es, wiewohl mich „etwas Wichtiges zu dir führt.“ — „Hier, „hier liegt der Grund!“ sagte Wallenroth, und warf einen Brief auf den Tisch. „Lies, „ich habe an der Unterschrift und an den

„drei Zeilen, die ich gelesen habe, schon ge-
„nug und satt!" — „Doch nichts von der
„Armee?" — „Nein, das Schreiben ist von
„der gräflichen Familie." — „Was geht
„mich die an?" — „Ich bitte dich, Freund,
„lies nur, ich höre es mit der Gelegenheit.
„Selbst lesen kann ichs nicht." Der Oberst las das Schreiben. Es war von dem Vater des Grafen Casimir, der förmlich für seinen Sohn um Theresen anhielt und — es war etwas stolz ausgedrückt — um eine entschei-dende und bestimmte Antwort von den El-tern und von Theresen ansuchte. — „Was
„sagst du dazu, lieber Oberst?" fragte Wal-lenroth. — „Nichts, auf Ehre, nichts. Je-
„des Mädchen ist eine freie Braut; kann um
„sie anhalten, wer das Zeug dazu hat. Ich
„könnte auch um deine Therese anhalten —
„Aber nun die Hauptfrage: Bist du mit der
„Heirath zufrieden? Wird deine Frau Ge-
„mahlin sie billigen, und vor allen Dingen:
„Wie stehts mit deiner Tochter?" — „Al-
„les nein! Alles abgeschlagen, bis auf meine
„theure Ehehälfte, mit der es so so steht." —

„Also du, lieber Graf, willst nicht an den „Handel?" — „Wenigstens würde ich ihn „ungern sehen." — „Deine Tochter?" — „Die vollends nicht." — „Aber deine Ge„mahlin?" — „Wünschte diese Mariage „sonst sehnlichst. Jetzt scheint sichs gegeben „zu haben. Ich baue aber noch nicht drauf."— „Muß nichts draus werden. Höre meinen „Vorschlag. Deiner Tochter gefällt mein „Neveu. Nun, ich will gerade sein Lobred„ner nicht werden, aber der Wahrheit die „Ehre, er ist ein trefflicher Junge, brav wie „sein Säbel, gut, herzensgut, ehrlich, kein „Spieler, kein Säufer, kein — weißt was „ich sagen will — ein Freund deines eben „so herrlichen Sohnes — steht bei groß und „klein gut angeschrieben — hat zwei Kano„nen erobert — ist Flügeladjutant bei dem „Feldmarschall — bekommt nächstens das The„resienkreutz — " — der Graf lächelte. „Wem „sagst du denn das Alles? Mir? der ich „ganz davon überzeugt bin? Glaube mir, „mein guter Wolfstein, wenn ich mir einen „Schwiegersohn wünsche, so ists dein Neveu.

„Sag das alles meiner Tochter.“ — „Ist „nicht nöthig.“ — „Glaube es selbst. Aber „meine Frau?“ — „Steht uns freilich im „Wege, wie eine Batterie im Hohlwege. „Indeß deine Vorstellungen — meine Bit„ten — deiner Tochter Thränen — ich dächte „doch wohl, daß diese die Batterie demon„tirten. Den Weibern und der anprellenden „Cavallerie muß man nur Contenance ent„gegen stellen. Heute nach Tische machen „wir das mit deiner Gemahlin ab. Mit „Theresen bin ich schon auf den Reinen.“ — „So?“ fragte der Graf etwas gedehnt, und der Oberste erzählte sein Gespräch mit Theresen. — „Ja ja!“ sagte Wallenroth, und trocknete seine Thränen, „mir ist, als sehe ich „meine Tochter vor mir! Das Wirthschaf„ten, das Thätige, das Leben und Treiben! „Wäre ewig schade, wenn das Mädchen das „alles am Hofe verlernen, oder gar dieses „Guten wegen von den Hofdamen, die nichts „als den Hökerhandel mit Neuigkeiten ver„stehn, sich verspottet sehen müßte! Höre „Wolfstein, sieh zu, wie du meiner Frau in

„die Flanke kommst.“ — „Gut. Ich habe „so meine eigene Art etwas abzumachen — „viel Plänkeln ist mein Fehler nicht; gehe „gerade drauf los.“ — „Und damit gehts „bei meiner Frau am besten. So etwas de„contenancirt sie am ersten. Na, Glück auf!“ — Die beiden Männer wurden zu Tische gerufen; sie fanden die Gräfin etwas zerstreut, aber nicht eigentlich unmuthig. „Thereſe „läßt sich entschuldigen,“ sagte sie, „sie klagt „über leichtes Kopfweh, verzeihen sie ihr Aus„bleiben Herr Oberst.“ — Wolfstein freute sich des Einfalls Thereſens, ihn mit den Eltern allein zu lassen. Ob dieſes Kopfweh Verstellung oder Wahrheit war, macht hier nichts aus. — „Ich habe ein Schreiben von „der Gräfin erhalten,“ fing die Mutter Thereſens an; sie zwang sich, eine kleine Verlegenheit zu verbergen. — „Und ich ein dito „von dem Herrn Grafen,“ unterbrach sie Wallenroth, und kehrte sich zu dem aufwartenden Bedienten: „Du kannst hinaus ge„hen, wenn ich klingle, komm wieder.“ — Der Bediente ging. — „Des Herren Gra-

„sen Reitknecht will Antwort," äußerte die Gräfin. — „Hat so große Eile nicht. Viel„leicht morgen — vielleicht übermorgen — „vielleicht auch gar nicht! Was meinst du, „lieber Wolfstein?" — „Kann nicht Ja! „nicht Nein! sagen, weiß nicht, wovon die „Rede ist." — „Der Graf verlangt unsere „Tochter für seinen Sohn Casimir." — „Da sagst du: Nein! — Sieh Wallenroth, „ich bin ein alter Hagestolz, habe nicht Haus, „nicht Weib, nicht Kind noch Kegel, aber „das weiß ich, wäre ich ein Mädchen, der „Graf Casimir wäre der letzte, den ich näh„me, und hätte ich eine Tochter, lieber gäbe „ich sie dem ersten dem besten Grenadier, ehe „ich sie einem solchen gehaltlosen Manne auf„opferte." — „Der Herr Oberst urtheilen „als Soldat und zwar etwas scharf und „hart!" sagte die Gräfin empfindlich." — „Entschuldigen Sie, meine gnädige Frau „Gräfin," antwortete der Oberst ganz ru„hig, „ich spreche wie ich denke. Wäre Ihnen „damit gedient, wenn ich den Herrn Grafen „Casimir ins Gesicht lobte, und ihn im Her-

„zen verachten müßte? Erlauben Sie mir, „daß ich hier einen Ihrer hohen Verwand„ten anführe, der blos seinem Muthe und „seiner Thätigkeit die herrlichste Gemahlin „zu verdanken hat.“ — „Und der wäre?“ fragte Wallenroth, mehr um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, als vielleicht die Sache wissen zu wollen. — „Kein an„drer, als unser General-Feldmarschal, Graf „Haddick.“ — Dieser Name erregte die Aufmerksamkeit der Gräfin. Vielleicht bereute sie auch wohl die schneidende Antwort, die sie dem braven Manne gab. — „Also unser „Vetter, Graf Haddick?“ sagte sie.— „Ja, „mir ists noch, als wäre es gestern geschehen; wir hatten im ersten schlesischen Kriege „ein ernstes Gefecht mit den Preußen unter „einem herrlichen prächtigen Schlosse, das ei„nem Grafen Lichnowsky gehörte. Fünf „Stunden hatten wir uns gegen die Ueber„macht gehalten, die Feinde wurden immer „stärker und wir waren, menschlichen Anse„hen nach, verloren. Da kam mit einem „Male der Major Haddick mit einer Divi-

„sion Husaren von Belesnay, hieb mit Lö-
„wenmuth in die dicken Haufen der Feinde,
„und rettete unsern ganzen Transport, den
„die Feinde schon erobert hatten. Gut. Die
„That war ausgeführt; unser General hielt
„dem Major eine verdiente Lobrede und der
„Major hielt sich belohnt genug. Aber —
„geben Sie acht, das Beste kommt noch.
„Haddick hatte eine Wunde bekommen, die
„ihn nöthigte, auf dem gräflichen Schlosse
„Pflege zu suchen. Nicht im Traume fällt
„ihm ein, daß die schöne Gräfin Franziska,
„einzige Tochter des Grafen Lichnowsky, sei-
„ne Heldenthat bemerkt haben konnte; noch
„weniger konnte er hoffen, daß sein Muth
„eines solchen Engels Herz für ihn gewin-
„nen werde, und doch war es der Fall.
„Beide liebten sich bald, und Vater und
„Mutter freuten sich der Liebe ihrer Tochter
„zu einem so thätigen, muthvollen, edeln
„Manne. Sehen Sie, meine gnädige Gräfin,
„so wurde aus dem armen ungarischen Edel-
„manne der reiche Graf Haddick, dessen eine Toch-
„ter nachher den Fürsten Lubomirsky heirathete."

Der Oberst schwieg. Er war zu schonend, als daß er nicht der Gräfin eigenem Nachdenken das Resultat dieser Geschichte hätte überlassen sollen. Auch der Graf, wie die Gräfin schwiegen; die letztere war unruhiger — der Graf erwartete ruhiger, was dieses Gemälde einleiten werde. — Bald fing der Oberst wieder an. Er sprach mit Wärme, mit Feuer für Theresen. Daß im Lauf seiner Rede manches vorkam, was wohl bewies, daß der Redner nie am Hofe seine Ausbildung erhalten habe — daß er auf den einzigen Vorzug Casimirs, auf den Grafenrang, wenig gab — daß er geradezu äußerte: „Die Allergnädigste Kaiserin kann heute zehn „gehaltlose Menschen zu Grafen machen, „wenn sie sonst will — aber aus zehn un„nützen Grafen nicht Einen nützlichen brauch„baren Mann" — versteht sich von selbst. Wer wird einem Manne, wie der alte Oberst war, jedes Wort nachwägen wollen? Einem Manne, der in Schlachten und Belagerungen und nicht in glänzenden Hofzirkeln sich gebildet hatte? —

Uebrigens entschied diese Unterhaltung am letzten Abende des Besuchs noch nicht ganz über Theresens Loos. Man muß der Gräfin zum Lobe nachrühmen, daß sie, ihrer so hart angegriffenen Vorurtheile ungeachtet, den Obersten schätzte. Redlichkeit und Biedersinn behalten für jedes, selbst für ein verschrobenes Herz, einen gewissen Werth, der sich nie ganz verbergen läßt. Es war schon viel gewonnen, daß sie an Casimirs Eltern schrieb, sich mit der Sache nicht zu übereilen; daß sie ihnen nicht undeutlich zu verstehen gab, wie sie es für Pflicht ansehe, ihrer Tochter in der Wahl des Gatten mehrere Freiheit zu lassen. — Schon viel war es, daß sie ihrem Gemahl versprach, es in dieser wichtigen Sache mehr auf Theresen selbst ankommen zu lassen, als zeither geschehen sey. — Viel war es, daß sie ihre Tochter mit mütterlicher Vertraulichkeit behandelte.

Am folgenden Morgen verließ Oberst Wolfstein das Wallenrothsche Schloß. Mit wahrer Achtung entließ ihn die Gräfin; sei-

ner anscheinend härtern Seiten ungeachtet hatte sie viel auf den biedern Mann gehalten; mit der wärmsten Freundschaft trennte sich der Graf von ihm, von dem Freunde, den er unter so vielen verschiedenartigen Verhältnissen immer bewährt gefunden hatte. Aber unter Thränen, als weine sie selbige dem Vater — trennte sich Therese von dem Würdigen, der ihr ganzes Herz voll kindlicher Liebe besaß. Sie weinte in seinen Armen, da der alte Mann sie segnete, und ihr unter Thränen Glück wünschte.

Achtes Kapitel.

Ich komme jetzt auf meine eigene Geschichte zurück und nehme den Faden der mit dem ersten Theile unterbrochnen Erzählung wieder auf. — Der Leser meiner Geschichte erinnert sich, daß ich nach der Abreise meines Oheims Staabs- oder Flügeladjutant des Generals Haddick geworden war; daß

mein Freund Franz Graf von Wallenroth, und mein Feind, ein anderer Wallenroth, mit mir Würde, Rang und Arbeiten theilten. Wer behaupten will, daß der Posten des Adjutanten ein leichter, bequemer, ruhiger Posten ist, der muß nie bei einem so umsichtigen thätigen General, wie Haddick war, in einem solchen Verhältniß gestanden haben. Haddick war jetzt ein Mann von einigen funfzig Jahren; aber es gab selbst unter den jüngern Officieren wenige, die sich in Hinsicht der Gewandtheit, der Raschheit und des Feuers mit ihm messen konnten, so wie es auch vielleicht wenige alte Generale in der Armee gab, die seinen Ueberblick, seinen höhern Militairsinn besaßen. Er verstand die Kunst, jeden Menschen zu nehmen, wie er genommen werden mußte. — Die leichten Truppen der Preußen, besonders die Husaren, hatten damals eine möglichst hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Ihr Urbild, der General Ziethen, hatte sie so weit gebracht, daß sie ihre ersten Muster, die Ungarn, weit hinter sich ließen, und es gehörte

mit zu den Mängeln, die der vorige österreichische General Seebelloni — wenn auch veranlaßte, doch ihnen nicht mit gehöriger Umsicht und Kraft entgegen arbeitete — daß die österreichische Reiterei der feindlichen nicht gleich kam. Gegen uns hatten wir drei feindliche Cavallerie-Generäle, die in jeder Kriegsgeschichte Epoche gemacht haben würden: die Generäle Seydlitz, Kleist und Belling. Mit dem letztern und mit seinem neuerrichteten schwarzen Husarenregimente, lauter kühne unternehmende Söhne des Vaterlandes, hatten wir es besonders zu thun. Die Erfahrung bestätigt es, daß ein neues Regiment, wenn seine ersten Probeangriffe gelingen, einen Geist der Kühnheit und des Muthes annimmt, der oft selbst den ältesten und geprüftesten Regimentern fehlt. Mit Unwillen bemerkte Haddick die Mängel unserer leichten Reiterei, und sein Vorsatz, diesen abzuhelfen und die leichten Truppen wieder in einen Stand zu setzen, der sie den Feinden von einer furchtbaren Seite zeigte, wurde kräftige Ausführung. Statt daß die Feinde

sonst uns angriffen; machten wir die Angreifer und die Feinde merkten bald, daß ein nach Thaten dürstender Anführer an unserer Spitze stehe. Ich kann aufrichtig sagen, daß wir drei Adjutanten im eigentlichen Sinne nicht eine Stunde Ruhe hatten. Trotz der späten Herbstwitterung — trotz Sturm, Regen und Schneegestöber waren wir fast immer im Sattel und sprengten mit dem General Tag und Nacht im Felde herum, begleitet von einem Zuge Husaren, denen freilich der Dienst schwer genug wurde, die aber doch die Erleichterung hatten, daß diese Ritte höchstens alle drei Tage sie trafen. Uns wurde es so gut nicht. Der General war überall — bei jedem Recognosciren, bei jeder Besichtigung der Gegend, bei jeder Wahl eines neuen Lagers, bei jeder Veränderung der Stellung — folglich mußten wir auch da seyn. Oft lag uns der Schlaf wie Blei in den Augen; oft beneideten wir den gemeinen Husaren, wenn er auf seinem Futtersacke schnarchte, indeß wir nahe daran waren aus Erschöpfung vom Pferde zu sinken.

Allein, was der Mensch will, das kann er auch. Wir waren immer willig. Kamen wir dann durchnäßt, durchkältet, oft hungrig und durstig ins Quartier, dann mußten wir uns entweder an den Tisch setzen um Ordres und Berichte zu schreiben, oder schon angefertigte Briefe an die Behörden oft meilenweit besorgen. Des Generals Pferde standen uns zu Gebote und wir schenkten ihnen wahrlich nichts. Unsere Heiterkeit verlor dabei nichts, wenigstens war dies bei meinem Freunde Wallenroth und mir der Fall, ein Vorzug, durch den wir in den Augen des Generals außerordentlich gewannen. Ganz anders war dies mit dem dritten Adjutanten. Er schützte Kränklichkeit vor, oder war es vielleicht wirklich — er bat um seine Entlassung. Haddick gab sie ihm, ohne auch nur ein Wort weiter über ihn zu sprechen. — Uns beiden blieb die Arbeit, blieben die Mühseligkeiten, aber auch die Liebe des Generals, die Ehre.

Um diese Zeit erhielt Wallenroth Briefe von Haus. — Mit einem heitern Gesichte

erzählte er mir, daß mein Oheim mehrere Tage auf dem Schlosse gewesen und daß alles den biedern braven Mann sehr lieb gewonnen habe. Wallenroth erzählte mir dies, während er die Briefe las. Auf einmal sprang er auf mich zu, drückte mich mit stürmischer wilder Freude an seine Brust — in seinen Augen glänzten Thränen. — „Was „ist dir, Franz?" fragte ich. — „O Gott, „Karl! du wirst wahrscheinlich mein Schwa„ger!" — Ich war außer mir vor Freude; war es um so mehr, da ich wirklich seit einiger Zeit blutwenig Hoffnung gehabt, und selbst jedes Gespräch über Theresen mit meinem Freunde vermieden hatte, weil ich immer unangenehme Nachricht befürchtete. Ich war außer mir vor Freude. — „Ich schreibe „morgen nach Haus und du, lieber Karl, „sollst meiner Schwester auch schreiben. Lies „hier — hier — was mein Vater schreibt!" —

Hätte Wallenroth mich aus einem gewissen Tode gerettet, bei Gott! ich hätte ihn nicht glühender danken können. Einer in des andern Armen standen wir da — unsert-

wegen hätte die Welt untergehen können, wir würdens nicht bemerkt haben, und so war es denn wohl natürlich, daß wir nicht sahen, wie der General die Thür geöffnet hatte, wie er hinter uns stand und mit sichtbarer Freude unser Glück, uns Glücklichen ansah. — Wir erschraken. Der General lächelte. „Lassen Sie sich in Ihrer Freude „nicht stören!" sagte er. „Gewiß auch Briefe „von Haus — nicht so, lieber Wallenroth?" „Ja, Ihro Excellenz!" — „Dann komme „ich mit meiner Nachricht zu spät. Auch „mir hat Ihr Herr Vater geschrieben. Er ist „wohl, wie Ihre Frau Mutter und Schwe„ster. — Aber was ist das mit dem Graf „Casimir? Fast vermuthe ich, daß Sie, lie„ber Rittmeister B... die Ursach sind? Der „Graf Wallenroth schreibt mir, daß Sie —" er zeigte auf meinen Freund, — „mir Aus„kunft geben würden."

Da rollte der Knall eines abgefeuerten Geschützes vor dem Gebäude hin, daß die Fenster klirrten und im Augenblick sprengte ein Husar auf das Gehöfte. Die Trompeter

blieſen Lärm — im Dorfe wirbelten die Trommeln und von allen Seiten ſprengten unſere Huſaren auf den Sammelplatz. — „Was giebts?" fragte Haddick — warf den Pelz über die Schulter und eilte mit uns vor das aufmarſchirende Regiment. Ein Unterofficier meldete, daß Belling und Kleiſt uns auf einem, ſonſt für Reiterei ganz unzugänglichem Wege überfallen und daß wir eilen müſſten, wenn die Feldwachen nicht alle niedergehauen oder gefangen werden ſollten. Es war Nachmittag — feucht und dick war die Luft — ſie vermehrte durch den Nebel die Dunkelheit. —

Wir jagten mit dem General voran, das Regiment folgte, und uns zur Seite eilte das zweite Bataillon Eſterhazy uns zu unterſtützen. In wenig Minuten waren wir auf dem Platze vor dem Dorfe, wo wir den Feind trafen. Ans Aufmarſchiren war nicht zu denken; ſo wie die einzelnen Züge über die Brücke vor dem Dorfe ankamen, mußten ſie ſich in die Feinde werfen und ſuchen ihn zurück zu treiben. Die Dunkelheit nahm

zu; ein Regen vergrößerte sie und ein Gemetzel entstand, dessen Beschreibung mir unmöglich ist, da ich höchstens zehn Schritt vor mir sehen konnte. Gleich im Anfange verlor ich meinen Freund; das Getümmel hatte ihn von mir getrennt — auch von dem General kam ich ab und bemerkte dies erst, als ich nach Abfertigung eines wüthend auf mich eindringenden feindlichen Husaren mir den Augenblick Zeit zum Umsehen nahm. Den General oder meinen Freund aufzusuchen, wäre vergeblich — ihr Auffinden unmöglich gewesen. Wußte ich doch nicht, in welcher Richtung ich sie suchen sollte; und konnte ich doch die liebe Zeit dadurch besser benutzen, daß ich suchte einige der Feinde außer Stand zu setzen uns zu schaden. So mähete ich mich in dem Getümmel immer weiter — mehrere unsers Regiments folgten — ich hörte ihre ungarischen Flüche und Waidsprüche — an meine Gefahr dachte ich kaum, denn ich konnte sie nicht übersehen; als eine Kugel meinen linken Arm traf. —

Der brennende Schmerz der Wunde war

unerträglich, ich fühlte, wie das warme Blut an meiner Hand hinabfloß, ich konnte das Pferd nicht mehr lenken — wüthend riß es mich in der dunkeln regnigten Nacht durch das Getümmel, ich spürte, daß ich allein war, nur aus der Ferne sah ich das Aufblitzen einzelner Schüsse, hörte den Knall abgefeuerter Gewehre, ohne zu wissen, wohin mich mein Schicksal, noch dunkler als die Nacht, geworfen hatte. Halb ohnmächtig, konnte ich mich kaum im Sattel halten, als zum Glück mein erschöpftes Pferd auch müde wurde, in seinem Laufe nachließ und endlich still stand. Der Regen hatte sich gelegt, ob es gleich noch immer stockfinster war; Todesstille umgab mich, aber mit dieser Stille kam erst das ernstere Nachdenken über meine ganze furchtbare Lage. Einzelne Sterne, die in den Zwischenräumen der zerrissenen Wolken sich blicken ließen, belehrten mich, daß ich in einem Walde war; aber wo und in welcher Gegend ich mich befand, und wohin ich mein Pferd zu lenken hatte, das konnte ich nicht herausfinden. Ich ließ dem Pferde seinen

Willen. Oft hatte ich mit dem General die Waldungen dieser Gegend durchritten. War das Pferd in dieser Waldung gewesen, dann fand es seinem Instinkt nach den Weg gewiß; ich hatte Hoffnung dazu, da es sich in einen raschern Schritt setzte, der freilich meine Verwundung mich schmerzhafter fühlen ließ, aber doch auch die Hoffnung, mich heraus zu finden, vermehrte. Durch das Rauschen des Windes in den Baumgipfeln hörte ich deutlich das Klappern einer Mühle, ich bemerkte, daß mein Pferd munterer wurde, daß es wieherte; in einiger Entfernung sah ich Licht — ich ritt näher — ich rief — ein Fenster der mir nahen Mühle öffnete sich; ich gab auf die Frage: „Wer ist denn da?" — zur Antwort: „gut Freund!" die Thür öffnete sich, ein Mann mit einer Laterne stand neben mir und beleuchtete etwas argwöhnisch meine ganze Figur. Ich bat ihn um Quartier. Er war erbötig — er half mir vom Pferde — führte dies auf den Hof — rief einen seiner Leute, dem er das Pferd empfahl und mich selbst führte er in eine reinliche Stube, in die nach wenigen

Augenblicken seine Frau trat. Beide hatten etwas gutmüthiges in ihren Gesichtern; theilnehmend fragten sie nach der Geschichte dieser so merkwürdigen Nacht. Ich nannte das Dorf, wo der General gestanden hatte. Die Frau schlug in die Hände. „Herr Gott, das „ist ja über zwei Meilen von hier, liegt ja „hinter dem Holze!" Beide behandelten mich wie den vornehmsten Mann; die goldnen Schnüre auf Pelz und Dollman mogten ihnen einen hohen Begriff von mir beibringen. Der Mann verband die Wunde meines Armes, während die Frau eine Milchsuppe bereitete und diese nebst Butter und Brod auf einen reinlich gedeckten Tisch setzte. Ich mußte meine durchnäßte Uniform ausziehen — der Mann brachte mir trocknes Zeug — ich war hungrig und durstig — meine Wirthsleute hatten nicht nöthig, mich zu nöthigen — die Wunde abgerechnet, befand ich mich ganz behaglich. Die hölzerne Wanduhr schlug fünf, als mein redlicher Wirth mich zu Bette brachte. Mogte ich den Kopf noch so voller Gedanken, das Herz

noch so voller Wünsche haben, ich war zu erschöpft, ihnen nachzuhängen. Kaum konnte ich mein Pferd der Vorsorge des Mannes empfehlen. In wenig Augenblicken schlief ich ein. —

Neuntes Kapitel.

Daß mein tiefer Schlummer der ruhigste, der erquickendste nicht sein konnte, bedarf gewiß keines Beweises. Es war das Erstemal, daß ich einen solchen Auftritt, wie der gestrige war, beiwohnte. Ich war oft in Infanteriegefechten gewesen, aber als Husar war dieses Gefecht zwischen Reiterei das erste. Gefechte dieser Art haben immer weit mehr gräßliches, als die des Fußvolks. Alle die Bilder dieses Auftrittes kamen mir in furchtbaren Träumen vor, ich erwachte, aber ich war wenig durch den langen Schlummer erquickt. Ich hatte Mühe, mich zu sammeln und mich zu überzeugen, daß ich wache und

wo ich sey. Der Schmerz meiner Wunde — meine mir ins Auge fallenden Uniformstücke — der an den Stuhl stehende Säbel mit der Tasche — alles dies half mir an die Geschichte des gestrigen Abends und dieser Nacht mich zu erinnern und mich von der Wirklichkeit zu überzeugen. Jetzt trat — aber wenig wohlthätig — das Nachdenken in seine Rechte und wurde desto quälender für mich, je weniger ich den gräßlichen Bildern eine angenehme Seite abgewinnen konnte. Wo war der General geblieben? Welches Loos war meinem Freunde gefallen? Auf welcher Seite war der Sieg? Diese Fragen beunruhigten mich zuerst, ehe ich an das dachte, was mich allein anging — an mein Schicksal, an meinen Aufenthalt, an meine Gefahr. Verbindet man damit, daß ich gerade in dem Augenblicke, der mir die Erfüllung meines glühendsten Wunsches gewährte — die Erlaubniß, Theresen schreiben zu dürfen — die Aussicht, die gewisse Hoffnung, daß sie mein werde — daß ich gerade in diesem schönen Augenblicke von dem Gipfel meines so nahen,

so gewissen Glückes herabgeworfen wurde — so war es wohl natürlich, daß ich Stundenlang wachend fortträumte, daß ich mit jeder Minute mich unglücklicher fühlen mußte. Ich war nie in einer solchen Stimmung gewesen. —

Mein Wirth trat in die Stube. „Wachen Sie? Ich bin oft hier gewesen, Sie „schliefen immer," redete er mich an. Ich reichte dem ehrlichen Manne dankbar die Hand. — „Ihr Pferd frißt nun auch; das „arme Thier muß unerhört angegriffen seyn." „Wie ich, mein Freund; man hat uns beiden nichts geschenkt!" — „Mein Knecht „muß bald zurückkommen, ich habe ihn mit „Anbruch des Tages fortgeschickt." — „Wohin?" — „Nach dem Dorfe, auf dem Sie „gestern standen. Der Weg dahin ist ganz sicher; „das Dorf liegt hinter der Linie der Kaiserlichen." — Diese Nachricht mußte für mich viel Werth haben, aus einem gewissen Ehrgefühl hatte ich die Frage: „Ob ich hier vor den „Feinden sicher sey?" nicht thun wollen. Jetzt war sie nach Wunsch beantwortet —

jetzt sah ich dem Augenblick entgegen, der mir Gewißheit über des Generals, über meines Freundes Loos geben würde. Mein Wirth sah mit Kennermiene nach meiner Wunde, indeß die Frau das Mittagsessen besorgte — die Mühle lag am Eingange eines Waldes — ich sah wie vor derselben eine Ebene sich ausbreitete, auf dem einzelne Dörfer lagen. Uebrigens erinnerte ich mich nicht diese Gegend je gesehen zu haben. Es war ein bloßer Instinkt meines Pferdes, daß es in seinem wilden Laufe diese Richtung nahm; mein Verdienst war es nicht, daß es mich nicht unter die Feinde brachte, die auf der andern Seite standen. — Ich war jetzt um ein großes ruhiger; abgerechnet meine Verwundung und der Schmerz über des Schicksals Launen, die gerade in dem Augenblick, da ich mich glücklich fühlte, sich so feindselig als möglich zeigten. Nach einigen Stunden kam des Müllers Knecht zurück — er brachte mir ein Schreiben, das ich mit ungestümer Freude erbrach; aber wie mußte mir in dem Augenblick zu Muthe seyn, als ich von der

Hand des Generals die Nachricht las, daß mein Freund am Ende des ganzen, nicht sehr glücklichen Gefechts, des Morgens nicht wieder zurückgekommen — daß er bis diesen Augenblick vermißt werde — und daß die auf dem Platze des Scharmützels zum Einscharren der Todten bestimmten Leute meines Freundes Leiche nicht gefunden. Ich wußte aus meines Oheims öftern Erzählungen, wie wenig Gehalt dieser Beruhigungsgrund hatte; mir waren Fälle bekannt, wie die zum Begraben aufgeforderten Bauern und Soldaten manchen vornehmen gebliebenen Officier nicht gefunden haben wollten, um das zu behalten, was der Gebliebene bei sich hatte; mir waren sogar Beispiele bekannt, daß unglückliche höhere Verwundete von den Gefühllosen gemordet waren, um das, was sie bei ihnen fanden, ohne Gefahr behalten zu können. Ich gab meinen Freund wirklich auf — ich hielt es für besser, mir das Allerschlimmste im voraus zu denken, als mir mit einer Hoffnung zu schmeicheln, deren Nichterfüllung mir dann nur um so

schmerzhafter gewesen seyn würde. — Meine redlichen Wirthsleute nahmen den aufrichtigsten Antheil an meinen Schmerz; ich sah ihnen an, wie gern sie mich trösten wollten; schade, daß mein Herz durch so viele Tücke des Schicksals zu mißtrauisch geworden war! —

Der General hatte mir geschrieben, meine Rückkunft zu beschleunigen — dies war mir Befehls genug — ich zog meine trocken gewordenen Uniformstücke wieder an — der Knecht stand schon mit einem von des Müllers Pferden bereit, um mich zu begleiten; ich dankte meinem redlichen Wirth — freilich mit zerrissenem Herzen, da ich ihn nicht dahin bringen konnte, auch nur den geringsten Ersatz an Gelde anzunehmen — als die Müllerin oben aus dem Fenster uns zurief, daß drei Husaren sich der Mühle näherten. Ich würde wider die Wahrheit handeln, wollte ich sagen, daß mir diese Nachricht gleichgültig gewesen, oder mich ruhig hätte lassen können. Es war ein Va Banque meines Schicksals; waren die Ankommenden Oester-

reicher, so erfuhr ich Nachricht über den Ausgang des Gefechts — vielleicht Gewißheit über meinen Freund — vielleicht die freudige Nachricht, daß er wieder aufgefunden sey. Ich konnte dann sicher zu dem General reiten, konnte dies in der besten Gesellschaft thun und behielt Pferd, Börse und Uhr. — Ganz anders war es, wenn ich in den Ankommenden Preußen finden mußte; dann war ich Kriegsgefangner, verlor was ich hatte, konnte meinem Vaterlande nicht nützen, meinen Posten, der mir mit jedem Tage werther wurde, erhielt ein Andrer — ich kam außer Verbindung mit dem General — mit Wallenroth und leicht konnte es seyn, daß alle meine Hoffnungen auf Theresens Besitz schwinden mußten. Natürlich ließ ich mir meine Verlegenheit nicht merken; auch mußte ich schon ruhig erwarten wer ankommen würde, da bei meiner Verwundung Gegenwehr ganz unmöglich gewesen seyn würde. Ich war so auf alles gefaßt, daß ich die Müllerin nicht einmal fragte, ob die Husaren grün oder schwarz gekleidet wären, und

ob sie weiße Federbüsche, das Abzeichen der preußischen Reiterei, trügen? — Ich ließ mein Pferd neben mir stehen — ich besah, um meine Verlegenheit zu verbergen, manches an der Zäumung und sprach dabei ruhig, freilich erzwungen ruhig, mit meinem Wirthe, der weit ängstlicher war, als ich selbst. In dem Augenblick sprengten die drei Husaren über die Brücke auf den Müllerhof — sie waren von meinem Regimente — mein Freund Wallenroth war einer von ihnen. —

Den möchte ich sehen, der Freude dieser Art mit Worten schildern könnte! So wie wenige Minuten vorher alle die möglichst trüben Vorstellungen wie eine Hagelwolke schwer über mir hingen und mein ganzes Herz zum Zerspringen zusammen preßten, so floß jetzt alles, was nur Freude genannt werden konnte, in meiner Seele zusammen. Meines Wallenroths Wiedersehen war der Quell — aus ihm flossen alle meine schönen Hoffnungen — Theresens Besitz, des Generals daurende Güte — Wallenroths Freund-

schaft. Längere Zeit verging, ehe Wallenroth mir die Geschichte seines Abentheuers erzählen konnte. Die Verwundung und die Einsamkeit abgerechnet, hatte er fast ein gleiches Schicksal mit mir gehabt. Er war im Getümmel mit einigen Husaren vom Hauptkorps abgeschnitten, hatte sich müssen durch dicke Haufen der andringenden Feinde durchhauen, hatte mehrere der Seinigen verloren, war, wie ich, in der finstern Nacht irre geritten, hatte wie ich Hunger, Durst und Nässe ertragen, hatte sich im Walde durch die aufgefundene Fährte meines Pferdes leiten lassen und war auf diese Art bei der Mühle angelangt. Ohne erst unsere Bitte zu erwarten, sorgte die Müllerin für eine stärkende Suppe, indeß der Knecht die Pferde in seine Pflege nahm. —

„Wir sind durch Belling garstig in un„serer Freude gestört," sagte Wallenroth lächelnd. „Ich dachte, wir beiden würden die „Nacht hinter der Feder sitzen und nun müs„sen wir im Walde herumirren, wie ein Paar „entwischte Zigeuner." Ich hätte natürlich

gern jetzt zur Stelle das Gespräch da fortgesetzt, wo ich es gestern Abend beschließen mußte, aber Wallenroth verschob dies. „Wir „haben ja unterweges Zeit dazu," sagte er. „Sobald die Pferde gefressen, gehts fort. „Unser Wirth erlaubt wohl, daß sein Knecht „uns nach dem Dorfe bringt." — Der Wirth versprachs — der Knecht war willig und bereit dazu — und so machten wir uns Nachmittags auf den Weg. — Mit den beiden Husaren ritt der Begleiter voran, wir beiden folgten; der Wegweiser wußte gut Bescheid, er führte uns zwischen den waldigten Bergen fort, die fast zu Ende waren und uns die Aussicht auf eine mit Buschwerk besetzte Ebene gestatteten. Da geschah ein Pistolenschuß — der Knecht kam zurückgesprengt. „Retten Sie sich!" rief er, da kommen Preu„ßen!" — Das war uns nun nicht angenehm, war es uns um so weniger, da ich mein Pferd mit der rechten Hand lenken und also für meinen Freund, wie für mich, im Falle eines Angriffes nichts thun konnte. — „Wenn ihrer nicht gar zu viel sind," sagte

Wallenroth, „so wagt man das Abentheuer „schon einmal!" — als wir vor uns sahen und gewahr wurden, daß unsere beiden Husaren ganz friedlich und auf gut Cameradsch mit einigen schwarzen preußischen Husaren sprachen. Wir trabten näher. Der Officier der Preußen, ein junger artiger Cornet, kam uns entgegen. Er sah uns für eine Patrouille an. — „Cartel! auf eine halbe „Stunde Cartel! meine Herren!" sagte er. „Wenn Sie sonst nichts dawider haben, so „setzen wir Paar Mann den Krieg bei Seite! „Wir werden so über Schlesiens Besitz nicht „entscheiden!" Mir war der Antrag in der That willkommen, war es um so mehr, da die Preußen wie ausgesucht waren. Besonders zeichnete sich ein Wachtmeister durch seine Figur aus; er war wahrscheinlich dem Cornet auf der Patrouille zum Rathgeber mitgegeben, und wie mir es schien, wußte dies der Officier, denn er behandelte seinen Mentor wie einen Staabsofficier, unter dem er stand. Wir unterhielten uns über den gestrigen Angriff. Der Wachtmeister äußerte

ganz unverholen, daß bei dem ganzen Lärmen nichts besonderes heraus gekommen sey. „Es hat uns" setzte er sehr naiv hinzu — „nichts eingebracht, als einige funfzig Blessirte und Todte, nebst eben so viel lahmgeschossenen Pferden. Bei Ihnen wirds nicht „viel anders gewesen seyn. Wir sind auf „dem alten Flecke stehen geblieben."

Wallenroth versicherte, daß dies gerade eben so bei uns sey. Ich nannte im Gespräch Wallenroths Namen; dem Officier fiel dies auf; er äußerte, daß er den Namen oft in seines Generals Quartier gehört habe, da ein Verwundeter vom Regimente Erzherzog dort der besondern Pflege seines Generals genossen habe. — „Eben der Wallenroth bin ich. „Ich bin jetzt Adjutant bei dem General „Haddick und dieser hier ist mein Freund, „der mich in meiner Krankheit besuchte." — Diese Aeußerung gab Gelegenheit, über unsere beiden Generäle zu sprechen und ich empfand, wie wohl es dem Untergebenen thut, wenn selbst Feinde die Lobredner seiner Vorgesetzten werden. Besonders that sich der alte

Wachtmeister viel darauf zu gute, daß er unter Belling schon da gedient hatte, als dieser noch Lieutenant im Regimente Ziethen war. Belling hatte ihn auch besonders mit unter die gewählt, die sein neuerrichtetes Husarenregiment zu dem bildeten, was es nachher wurde. Er rühmte besonders die Achtung und Freundschaft, die Belling für Haddick empfand. — Spät trennten wir uns von unsern freundlichen Feinden. — Haddick empfing uns mit der größesten Freude. Unser Verlust wäre ihm, wie er selbst äußerte, für den Augenblick unersetzlich gewesen. Ich glaube dies selbst, ohne durch diese Meinung Stolz verrathen zu wollen. Wir waren die Leute, die der General sich selbst gebildet, die er selbst zu ihren Posten vorbereitet hatte; er kannte unsern guten Willen, unsere Entschlossenheit, unsern Eifer; er wußte, was er an uns hatte; er durchschaute uns mit unserm Guten, mit unsern Fehlern. Wie viel Zeit wäre verloren gewesen, ehe er Andere, von denen er immer noch ungewiß war, ob er nicht einen Fehlgriff that, so weit ausbildete, wie wir es schon waren. —

Scherzhaft äußerte der General, daß sein achtungswerther Feind, General Belling, ihn um eine schöne Freude gebracht — aber daß das Schicksal diese verdorbene Freude, an Wallenroths Eltern zu schreiben, dadurch ersetzt habe, daß es uns beide wieder zurückbrachte. Wir alle drei — den General mit eingeschlossen — waren an diesem Abend äußerst vergnügt. Meine Wunde, die nicht gefährlich war, wurde besser verbunden; ich fühlte sie kaum noch. — „Sie sind mir „Antwort auf die Frage, den Grafen Casimir betreffend, schuldig, lieber B..., sagte der General. „Die Schwarzen mit dem Todten„gerippe unterbrachen meine Frage. Jetzt „werden Sie diese beantworten!" —

Es macht nichts so offenherzig, als Freude. Ich erfuhr dies an mir; ehe eine Stunde verging, wußte der treffliche General meine ganze Liebe zu Theresen. Wallenroth ergänzte in meiner Erzählung, was noch zu fehlen schien, die Versicherung, die ich freilich nicht geben konnte, daß Therese mich innig liebe, daß sie ohne mich gewiß unglück-

lich seyn werde. — „Das mag Gott ver-
„hüten!" sagte Haddick zwischen Scherz und
Ernst. „Da muß ich schon das Meinige thun,
„daß meine Verwandte nicht unglücklich wer-
„de. Ich schreibe diese Nacht noch an Ih-
„ren Vater, lieber Graf. Sie wollen beide
„auch schreiben und daher werde ich Sie al-
„lein lassen." — Er ging. — Außer uns
vor Freude saßen wir beide da — fingen wir
beide an zu schreiben. Daß meines Freun-
des Brief schon unterschrieben war, ehe ich
mit Theresens Titulatur zu Stande war,
wird Niemand von der Seite nehmen, daß
ich der Correspondence ganz unkundig gewe-
sen sey. Ich kann dreist jeden Jüngling
auffordern in meiner Lage, unter meinen
Aussichten, in der stürmischen Freude meines
Herzens zum Erstenmale an die Geliebte zu
schreiben — ich wette, es geht ihn wie mir —
das Herz ist zu voll; man kann es durch die
Sprache nicht ausdrücken. Endlich war mein
Brief fertig. Er gefiel mir nicht; er schien
mir nicht gefühlt genug — ich wollte ihn
vernichten und einen andern anfangen. Wal-

lenroth entriß ihn mir, siegelte, und ich machte die Aufschrift. Noch war der Morgen nicht angebrochen, als unsere Briefe schon unterweges waren.

Zehntes Kapitel.

Was ich an Graf Wallenroth — was ich an Theresen schrieb? — Wer mögte mir diese Frage thun? Wie mögte ich sie beantworten! Meine Hoffnungen waren in den glücklichen beseligenden Augenblicken so groß, wie in trübern ernstern Momenten der Schmerz, daß meine Ansichten von neuem getrübt werden möchten. Konnte ich doch nicht einmal die eigentliche Veranlassung, daß meines Freundes Vater in dem Briefe an seinen Sohn so offenherzig den Wunsch an den Tag legte, mich als Mitglied seiner Familie statt des ihm verächtlichen Grafen Casimir zu sehen. Wie die Sache ihm am Herzen liegen mußte, bewiesen sogar einige Aeußerungen,

die er seinem alten Freunde, unserm General, geschrieben hatte. Im vertrautern Gespräche entdeckte mir Haddick dies. Mein Glück schien ihm sehr wichtig, ich las die Freude darüber aus seinen Augen, und sein ganzes gütevolles Benehmen verrieth deutlich, wie sehr er mich glücklich wünsche. — Daß diese Güte auf unsern harten und beschwerlichen Dienst keinen Einfluß hatte — daß er unserer in unserm Beruf nicht schonte — bedarf kaum der Erwähnung. Wir würden diese Vergünstigung auch nicht einmal erwartet, nicht einmal gewünscht haben; im Gegentheile waren wir beide nie so entschlossene muthige Krieger, als in dieser Zeit, in der Freundschaft und Liebe den Pflichteifer verstärkten. —

Es war jetzt sehr spät im Herbste. Der Soldat war der Mühseligkeiten und des Ungemachs im Felde überdrüssig und — ich läugne es selbst nicht — ich hatte mich noch nie so nach meinen ersten Winterquartieren gesehnt, als diesmal; der Grund lag nicht allein in der schönen Aussicht, mit meinem

Freunde zu seinen Eltern zu reisen; ein grosser Theil meines Wunsches floß aus dem wirklichen Gefühle des glanzvollen Elendes unsers Standes. Alles wünschte sich erholen zu können; besonders war dies der Fall mit der an uns stoßenden Reichsarmee, deren Hauptanführer, der Prinz von Stollberg, unsere Generalität unaufhörlich zuredete, mit den gegen uns überstehenden Preußen die Bedingungen der Winterquartiere und des dazu gehörigen Vertrages abzuschließen. Unsere Anführer fühlten das Schimpfliche, wenn wir die Preußen, uns gleichsam auf der Nase, an der Mulde stehen ließen. Statt an einen Vertrag zu denken, dachten sie vielmehr auf Vernichtung des preußischen Heeres unter dem Prinzen Heinrich, dachten um so mehr darauf, da aus Schlesien eine Verstärkung für die Feinde unterweges war, und wir bei unserm Heere eine dergleichen, wie der Feind erst noch erwartete, schon erhalten hatten. — Es war in den letzten Tagen des Oktobers, als wir uns bei der Reichsarmee aufstellten, die bei Freyberg ihre Stellung hatte. Der

Angriff auf die nach unsrer Ansicht ganz sichern Preußen sollte den folgenden Morgen, den 29. Oktober, unternommen werden. Unsere Generale, besonders Haddick, waren äußerst beschäftigt, auch uns beiden, Wallenroth und mir, fehlte es an Arbeit nicht; wir hatten im eigentlichen Sinne nicht die Zeit, an unsern nahen Aufenthalt bei meines Freundes Eltern zu denken; noch weniger, viel darüber zu sprechen. Der Angriff war angesetzt; die Anstalten waren von der Art, daß der Sieg und mit ihm die Vernichtung des feindlichen Heeres kaum noch ungewiß war. Wir kannten gar keine Besorgniß mehr und eben so muthig und zuversichtlich trat der Soldat am Morgen in Reihe und Glied. Sieg und Beute lachten ihm entgegen, als sich mit einem Male unsere ganze Ansicht änderte, unser ganzer Plan eine andere Gestalt annehmen mußte. Die Feinde kamen uns zuvor; statt unsern Angriff zu erwarten, fielen sie uns an; wir verloren das große entscheidende Vorrecht, Herr unserer Einrichtung, unsers Planes zu bleiben,

wir mußten thun, was der Feind haben wollte, und so verloren wir auch die letzte Schlacht dieses blutigen Krieges, die Schlacht bei Freyberg. — Ob sie gerade die merkwürdigste war, weiß ich nicht; nur das wage ich behaupten zu können, daß diese Schlacht unter allen die überflüssigste und unnöthigste war. Für mich freilich war sie merkwürdig genug, sie hätte leicht auf mein ganzes Schicksal den schädlichsten Einfluß haben können. Mit Verlust, aber doch immer noch in einer leidlichen Ordnung, zogen wir uns mit acht und zwanzig Kanonen und neun Fahnen weniger während der Nacht zurück; Haddick deckte, Cavallerie aus Sachsen, Baireuthern und unsere Husaren von Desoffi führend, den Rückzug, der uns aber durch Seydlitzens und Kleists Thätigkeit schwer genug gemacht wurde. Die Gegend, durch die wir gehen mußten, war der sogenannte Spittelwald, der eben nicht zum Marsche eines Heeres, besonders wenn diesem ein thätiger Feind in den Eisen sitzt, gemacht ist. Mancher Hohlweg hielt uns auf, wir würden uns

da schon gestopft und gedrängt haben, wenn wir auch nicht in unsern eigenen Verhauen der Schwierigkeiten noch mehr gefunden hätten. Uns zur Seite in einem noch tiefern Wege fuhr eine unserer Batterien; es schien, als sey diese zu weit zurückgeblieben; der General schickte mich dahin, wo er sie glaubte, ich wählte einen Fußsteig, der mir in dem dämmernden Sternenlichte auffiel, und der nach dem Wege, den die Batterie nehmen mußte, zu führen schien. Wirklich kam ich dort an — ich glaubte das Geräusch der fahrenden Geschütze zu hören — mit Behutsamkeit ritt ich weiter — ich traf die Artillerie und wollte mich meines Auftrages, sie zum raschern Schritte zu bewegen, entledigen, als von allen Seiten preußische Dragoner auf uns eindrangen, die Batterie in einem Augenblicke nahmen und mich, der ich in ihrer Mitte war, oben ein. Gegenwehr, wie der Versuch zur Flucht, waren gleich vergeblich, mit einem Worte, ich war Gefangener; ich hatte noch dazu das Schicksal, Feinden in die Hände zu fallen, die an mir nicht beweisen

wollten, daß Schonung der Kriegsgefangenen unter ihre Grundsätze gehörte. Kein einziger Officier war unter ihnen; es waren lauter rohe gefühllose Gemeine, die mich rein ausplünderten, die mir kaum meine Uniform ließen und mich so zu Fuß einem andern Commando zuführten, das eine Menge Gefangener von den Regimentern Giulay und Esterhazy bewachte. Unter den Gefangenen waren mehrere Officiere, die kein besser Schicksal als ich gehabt hatten. —

Eilftes Kapitel.

Kriegsgefangner zu seyn ist nie ein Loos, um dessentwillen man den zu beneiden hat, den es trifft. Man ist abhängig von seinen Feinden; ein Gefühl, das besonders für jüngere Officiere drückend und schmerzhaft ist. Trifft es sich nun vollends, daß der Sieger das: „Heute mir; Morgen dir!" aus den Augen setzt; oder daß Rachbegierde über ein

früher ihm angethanes oder eingebildetes Unrecht ihn leitet, dann ist der Gefangene sehr zu beklagen. So war es der Fall mit uns. Jenes Bataillon, das uns bewachte, war nicht mit zu dem Angriff selbst gewählt. Die Gelegenheit Beute zu machen fehlte ihm, und die armen Gefangenen, die ihm anvertrauet waren, hatten schon durch die Dragoner fast ihre ganze Habseligkeit verloren. Unsere Wächter fanden an uns nichts mehr zu plündern und ließen uns dies deutlich durch ihren Spott, durch ihre Behandlung merken. Es war mir empörend, daß die Officiere eben so dachten. Ich wagte es einem derselben ernste Vorstellungen zu machen. Er hörte mich an; ich hoffte schon, da er ein Officier vom höhern Range zu seyn schien, daß man Rücksicht auf meine gefangenen Waffenbrüder nehmen und wenigstens für die Pflege der Verwundeten sorgen werde, die ihrer so sehr bedurften. Aber ich irrte. Der Officier warf mir das Betragen der Oesterreicher bei der Einnahme der Stadt Dresden vor; er schilderte lebhaft

wie die abziehenden preußischen Officiere unter den Augen der österreichischen Heerführer auf eine Art behandelt wären, die nicht einmal die Wilden sich erlauben würden. Er beschrieb mir das Gefecht bei Landshut, wo mehrere Compagnieen der preußischen Infanterie von den Löwensteinschen Dragonern niedergehauen waren, als sie schon das Gewehr lange weggeworfen und Pardon! gerufen hatten. Mit scharfen Farben zeichnete er mir die Behandlung der Kriegsgefangenen, die man in die Stockhäuser der österreichischen Städte so lange eingesperrt und wie strafbare Verbrecher behandelt habe, bis sie Kriegsdienste genommen. Er erzählte die Geschichte eines der edelsten preußischen Heerführer, des Generals Fouqué, den man, weil er in der Gefangenschaft laut und frei über die Chikanen und über die Behandlung der Gefangenen gesprochen, nach Carlstadt an der türkischen Grenze gebracht habe. —

Ich konnte darauf nichts antworten. Der Mann sagte zu viel Wahrheit; ich wußte aus den Erzählungen meines Oheims man-

ches davon, und selbst viele der edeldenkendern in unserm Heere äußerten laut ihre Unzufriedenheit über dergleichen Auswüchse des kriegerischen Standes. Bitten — den Feind um eine schonendere Behandlung bitten? — das ließ mein Stolz nicht zu und ich mache mir jetzt noch keinen Vorwurf darüber, daß ich dem Sieger eine Antwort gab, die freilich zur Milderung des Schicksals der Gefangenen wenig beitragen mußte. —

Mein Schicksal verschlimmerte sich durch meine Freimüthigkeit; dies hätte ich gern ertragen; aber schmerzhaft war es für mich, daß meine unschuldigern Cameraden darunter leiden mußten; wiewohl es mir eine große Beruhigung war, zu sehen, daß kein einziger anders dachte, als ich, und daß sie, umgeben von den preußischen Wachen, mir laut ihren Beifall gaben. Der preußische Major wurde so aufgebracht, daß er uns mit Todtschießen lassen bedrohete; eine Drohung, die wir mit Verachtung anhörten. Ich verlangte von ihm die Erlaubniß meinem General schreiben und meine Gefangenschaft melden zu dürfen. —

„Damit kann der Herr warten, bis ihm „der Commandant von Stettin oder Colberg „die Erlaubniß dazu giebt," sagte er. — „Auch gut! Ist mir schon recht!" gab ich trotzig zur Antwort. — Wir blieben einige Stunden auf dem Platze stehen — dann machte das Bataillon zwei Glieder, zwischen denen wir die betrübte Wanderung antreten mußten. Niemand fragte, ob wir essen oder trinken wollten; kaum gestattete man uns des Mittags vor einer elenden Dorfschenke zu halten und hier ein Stück schwarzen Brodtes mit Gelde aufzuwägen. Ein Glück war es, daß ich gewöhnlich außer meiner Börse einige Dukaten in einer heimlichen Tasche meiner Pelzverbrämung bei mir trug. Am zweiten Tage kamen wir in Meißen an — hier übergab uns der Commandeur einem andern Bataillon, uns zu escortiren. Ich bemerkte, daß der uns abgebende Major — ich habe nicht viel Menschen mit einer rohern Physiognomie gesehen — mit dem uns Uebernehmenden heimlich sprach. Würde ich auch hieraus noch nicht schließen dürfen, daß er

den neuen Commandeur wider uns einnähme, so bewies doch dies die Art, wie er uns behandelte. Seines Vorgängers Ermunterung hatte gewirkt; wir empfanden es. —

Die Gemeinen waren von uns abgesondert; sie wurden auf einige Schiffe gebracht, nach einer Stunde wurden uns sechs und siebenzig gefangenen Officiere zwei Schiffe angewiesen, auf denen ich die erste Wasserreise und zwar in einem Verhältniß, das ich zum erstenmale erfuhr, machen mußte. Die Reise war nicht unangenehm — sie hatte keine Mühseligkeiten — sie war unterhaltend, da ich in Gegenden kam, die ich noch nie gesehen hatte; das Wetter war schön und die uns auf dem Schiffe bewachenden preußischen Gemeinen waren ein großes Theil humaner, als ihr Anführer. Auch dieser lernte uns von einer bessern Seite kennen; er wurde freundschaftlicher und gab uns nicht einmal mehr eine Wache mit, wenn wir des Abends in Städte oder Flecken gingen, um uns einzuquartieren. — Die Einwohner, die als Sachsen unsere Freunde waren, thaten alles,

unser Loos zu versüßen, was sich freilich änderte, sobald wir das Anhältische und das Preußische berührten, und so kamen wir den siebenten November vor der Citadelle in Magdeburg an. —

Zwölftes Kapitel.

Unsre Begleitung übergab uns einer Wache, die aus kraftlosen Invaliden oder aus schwächlichen Knaben, die kaum ihr Gewehr tragen konnten, bestand. Es waren die letztern eine Art Landmiliz, die aus den Provinzen zusammen gebracht war, um die Vestungen zu bewachen, deren Besatzung, aus Feldregimentern bestehend, jetzt im Heere dienen mußte. Die Gemeinen der Regimenter, die mit uns gefangen waren, fanden wir schon vor; sie waren früher angekommen, als wir. Der Rapport, den man unserer Begleitung mitgegeben hatte, mogte

nicht der Günstigste seyn; ich schloß dies aus den argwöhnischen Blicken, mit denen der Platzmajor, ein alter würdiger Greis, auf uns sah. — Auf seinen Befehl mußten wir gleich rechts auf der Citadelle eine Reihe ganz gut eingerichteter Stuben beziehen, die blos durch die eisernen Stangen vor den Fenstern Aehnlichkeit mit Gefängnissen bekamen und uns an den Verlust unserer Freiheit erinnerten. Vor dem Eingange standen zwei Posten. Der Platzmajor überlieferte uns dem Officier, der die Wache hatte; alle beide behandelten uns aber mit einer gewissen Artigkeit. Unser Essen wurde uns gebracht, ein alter ehrlicher Soldat machte den Bedienten und jeden Tag konnten wir zwei Stunden im Freien zubringen, wobei wir natürlich die Citadelle nicht verlassen durften. Der wachthabende Officier, der uns jeden Mittag übernahm, unterhielt sich mit uns. Es fiel mir auf, daß man gleich am ersten Tage die Officiere der Reichsregimenter Bonden-Bonden, Zweybrück, Croneck, Bayreuth und Trier von uns trennte und

ihnen die Erlaubniß gab, sich in der Stadt einzumiethen — daß man uns Oesterreichern dies ganz verweigerte, was man auch den Franzosen zugestand. Es war wohl natürlich, daß wir nach der Ursach fragten. Ob das, was man uns als solche angab, Wahrheit oder ein leeres Vorgeben war, kann ich nicht bestimmt sagen. Etwas nahe an das Abentheuerliche grenzt es, wenn die vielen, fast geglückten Versuche eines auf der Sternschanze gefangenen österreichischen Majors Trenk jene harten Regeln veranlaßt hätten. Dieser Unglückliche, der schon vor dem Kriege in seinem Kerker saß, dachte auf Befreiung; dem Gerüchte nach soll er den Plan gehabt haben, sich loszubrechen und mit den viel tausenden der gefangenen Oesterreicher die Vestung selbst einzunehmen. Der ganze Entwurf soll seinem glücklichsten Ausgange schon nahe gewesen seyn, als ein Zufall das große Unternehmen vereitelte. Magdeburg war damals die einzige Vestung, die allen Versuchen der Oesterreicher und Franzosen widerstand. Sie bewahrte den Königlichen

Schatz, das Archiv — in ihr wohnte die Königliche Familie. Um nun jedem ähnlichen Versuche vorzubeugen, wurde den Oesterreichern die Freiheit nicht gestattet, die andere Kriegsgefangene hatten. Ich gebe dies wie ichs erfuhr, ohne den Grund und seine Wahrheit zu verbürgen. — Ich erinnere mich wenigstens recht gut des harten Looses der gefangenen Oesterreicher, besonders der Croaten, die auf der Citadelle in feuchten dumpfen Casematten ihre Tage hinbrachten und nur zu gewissen Zeiten auf den freien Platz kamen. Hier waren sie das Bild des höchsten Elendes, in welches der Krieger gerathen kann. In Fetzen hingen die Ueberbleibsel ihrer Uniformen um ihnen her, und abgemagert, halb verhungert, schlichen sie auf dem Platze umher, indeß man den Gefangenen anderer Völker erlaubt hatte, für Tagelohn bei den Bürgern dieser nahrungsreichen Handelsstadt zu arbeiten. Ich gestehe gern, ich habe nie brave Krieger so elend, so unglücklich gesehen, als hier die Männer, die mit mir einer Monarchin dienten. War das

Ganze eine Art von Rache, von Wiedervergeltung dessen, was die preußischen Kriegsgefangenen in meinem Vaterlande erdulden mußten, so mag Gott denen vergeben, die Veranlassung zum Elende so vieler braven Krieger wurden. —

Einige Wochen hatte ich mit meinen Mitgefangenen zugebracht; vergebens hatte ich um Erlaubniß nachgesucht, einen offenen Brief an den General Haddick oder an meinen Freund Wallenroth zu schreiben; vergebens hatte ich gebeten, auf mein Ehrenwort nach Böhmen reisen zu dürfen — man schützte immer strenge Befehle vor und bedauerte theilnehmend, daß man nicht anders handeln dürfe, wolle man sich nicht die Ungnade eines strenge auf seine Befehle haltenden Monarchen zuziehen; da starb der alte etwas zu ängstliche Commandant, ein anderer kam an seinen Platz, und schon am zweiten Tage kam nach der Parade ein Unterofficier mit der schriftlichen Erlaubniß, daß wir, gegen unser Ehrenwort, keinen Mißbrauch von dieser Vergünstigung zu machen, uns in der

Stadt einmiethen könnten. Eine Vergünstigung, von der wir zur Stelle Gebrauch machten. Wir gingen zu dem Commandanten, einem der besten Menschen, die ich je kennen lernte, wir dankten ihm und empfahlen ihm die unglücklichen Kriegsgefangenen von unserm Heere; er versprach, für sie zu thun was er könnte und — er hat Wort gehalten; denn schon nach einigen Tagen bemerkte ich mehrere Gefangene Oesterreicher, die in der Stadt und besonders bei dem Aus- und Einladen der Schiffe arbeiteten. Mein Wunsch, an Wallenroth oder selbst an den General zu schreiben, fand nicht die geringste Schwierigkeit; natürlich, daß ich das Schreiben dem Commandanten zeigen, in seiner Gegenwart versiegeln und ihm zur Besorgung überlassen mußte, da das Postamt keinen Brief nach Oesterreich von einem Gefangenen annehmen durfte. —

Meine Wohnung hatte ich auf der Hauptstraße, auf dem breiten Wege, ich fand für eine wirklich äußerst billige Miethe alles, was ich wünschte. Der Commandant hatte uns

erlaubt, Gesellschaften zu besuchen und keiner von uns hatte nöthig, erst an sein gegebenes Ehrenwort erinnert zu werden. Der ernste Charakter des Oesterreichers ließ es so schon nicht zu, daß wir darin den Franzosen gleich kamen, die sich durch ihre Lustigkeit zu mancher Thorheit von ernstlichern Folgen verleiten ließen. Ich würde in meiner Lage ganz vergnügt gelebt haben, hätte nicht der Gedanke mich bekümmert, daß Wallenroth und Thereſe wahrscheinlich von meinem Schicksal nichts wußten, und daß sie mich vielleicht unter den Hunderten, die vor dem Spittelwalde bei Freyberg begraben lagen, glauben mußten. Aengstlich zählte ich die Stunden, in denen mein Schreiben bei der Behörde ankommen werde; bald dachte ich mir die Freude meiner Werthen, wenn mein Brief ankomme — ich war dann außer mir vor Entzücken; dann fiel es mir wieder ein, daß der Brief vielleicht verloren sey, und mein Unmuth verscheuchte jede frohe Empfindung.

Vierzehn Tage vergingen in dieser bangen Ungewißheit, in diesem Schwanken zwi-

schen Fürchten und Hoffen, mit jedem Tage wurde ich unmuthiger; es fiel selbst meinem Wirthe, einem Kaufmanne, auf. — „Ihnen „liegt etwas auf dem Herzen," sagte er zu mir. „Ist es etwa eine Geldverlegenheit, so „sagen Sie es. Ich will Ihnen leihen, so „viel Sie gebrauchen." — Ich dankte ihm für sein gütiges Erbieten, versicherte ihm zugleich, daß dies der Fall nicht sey. Im weitern Gespräche entdeckte ich dem wirklich braven Manne alles und setzte hinzu, daß es mich sehr beunruhige, keine Antwort auf mein Schreiben zu sehen. — „Wenn nur Ihr „Brief angekommen ist," gab er mir zur Antwort. Ich sah ihn verwundert an. — „Ja, ja!" fuhr er fort, „ich meine das im „Ernste. Die Feldpost ist so genaunehmend „und strenge nicht, als ein immer bestehen„des Postamt. — Mein Rath ist, Sie schrei„ben noch einmal und ich besorge das Schrei„ben. Setzen Sie hinein was Sie wollen, „versiegeln Sie es selbst und höchstens in „fünf Tagen ist Ihr Brief, wo er sein „soll." — Ich befolgte diesen Rath. Mein

Schreiben an Haddick und Wallenroth enthielt alles, was ich Beiden nur sagen konnte, mein Wirth legte es in ein kaufmännisches Schreiben nach Prag, das er in ein Briefpacket auf ein Handelshaus in Leipzig adressirte. Wußte ich gleich den Erfolg noch nicht, so beruhigte mich doch die Vorstellung, nichts versäumt, sondern den besten Weg eingeschlagen zu haben. Ich hatte mir daher nichts vorzuwerfen und das ist in Verlegenheit schon viel werth. —

Dreizehntes Kapitel.

„Der Frieden mit der Kaiserin Maria „Theresia muß sehr nahe seyn," fing eines Abends mein Wirth das Gespräch an, und legte einige eben erhaltene Handelsbriefe in seinen Schreibschrank. — „Der Frieden na„he?" fragte ich, — „woher vermuthen Sie „das?" — „Aus der richtigsten Ansicht, „aus Handelsnachrichten. Fast alle schon be-

„stellten Lieferungen an Pferden, Leder, Tuch,
„Getraide und so weiter sind im Oesterrei-
„chischen abbestellt. Selbst die Truppen sind
„stark reducirt und die alte unbrauchbare Ar-
„tillerie wird nicht umgegossen. Die alten
„Geschütze stehen zu Hunderten in den Ve-
„stungen unter Schuppen und kein Mensch
„denkt ans Umgießen." — „Aber wie ists
„denn mit den Preußen?" fragte ich. —
„Wahrscheinlich eben so, nur mit dem Un-
„terschiede, daß bei Ihnen Jeder weiß, was
„beschlossen ist, bei uns nicht. Hier erfährt
„kein Mensch etwas; selbst die nähere Um-
„gebung des Königs weiß im Augenblick der
„Ausführung erst, was sie thun soll. Bei
„Ihnen wird alles vorher besprochen, und
„daher unterbleibt nicht nur vieles, was ge-
„schehen müßte, sondern auch die wichtigsten
„Staatsgeheimnisse werden oft der Gegen-
„stand gesellschaftlicher Gespräche." — „Das
„ist gut republikanisch. Aber welche wichti-
„gen Staatsgeheimnisse würden denn bei uns
„in Oesterreich der Gegenstand gesellschaftli-
„cher Unterhaltung?" — „Krieg und Frie-

„den!" — „Wird bei Ihnen im Preußi-
„schen wohl auch seyn." — „Doch mit ei-
„nem gewissen Unterschiede. Der König
„läßt Jeden sprechen, was er will, wenn er
„nur thut, was er soll. Bei Ihnen thut
„man das freilich nicht weniger; aber der
„Unterschied ist der, Ihre Hohen richten sich
„nach der Stimme des Volks, wenn bei uns
„alles seinen festen Gang fortgeht, es mag
„darüber gesprochen werden oder nicht. —
„Doch wir wollen darüber nicht streiten, nur
„so viel, der Frieden muß nahe seyn, denn
„die Gräfin Therese von Wallenroth, der
„Rittmeister Graf Wallenroth, der Graf Ca-
„simir und mein Correspondent haben ein
„langes und breites über den Frieden ge-
„sprochen." — Ich sah den Mann an —
ich konnte dies nicht erklären — ich fragte:
„wie er das meine?" — Er zeigte mir den
Brief seines Correspondenten in Prag — ich
las die Stelle — ich fand, daß von Besorgen
der Einlagen darin stand. — „Wo sind die
„Einlagen?" fragte ich. — „Sehen Sie,
„Herr Rittmeister, Sie sollten sich nicht von

„einer jähen Freude überraschen lassen. Nun „sind Sie vorbereitet. Mein Correspondent „hat die Reise zu dem Grafen Wallenroth „selbst gemacht; das ist ihm nicht schwer ge„worden, da an eben dem Tage der General „Haddick nach Prag kam und Ihrem Freunde, „dem Rittmeister Graf Wallenroth gern ge„stattete, nach seinen Eltern zu reisen und „meinen Correspondenten mitzunehmen. — „Doch — Sie wollen lieber lesen, was Ih„nen geschrieben ist." —

Daß ich von dem letztern das der Mann sagte, wenig hörte — daß ich nicht wußte, ob ich Wallenroths, ob ich Theresens Brief erst lesen sollte — daß ich mit Entzücken die Handzüge sah, die mir aus jenem ersten Briefe so bekannt waren — daß ich Theresens Brief zuerst las — das alles bedarf keiner Versicherung. — „Hier wird das Lesen „nicht zum besten gehen," sagte mein Wirth lächelnd. „Meine Kleinen mögten Sie stö„ren. — Auf Ihrem Zimmer ists besser." — Ich ging — meine Stube war auf das wohlthuendste durchwärmt — einige Flaschen

des beſten Weins, mehrere Arten Gebacknes ſtanden auf dem mit Blumen belegten Tiſche. „Es iſt uns heute ein Feſt," ſagte mein Wirth. „Wir ſehen Sie vergnügt — und „mehr wollen wir nicht. In ein Paar Ta„gen können Sie abreiſen. Mein alter Freund, „der Commandant, hat es mir geſagt, und „nun ſetzen Sie ſich hinter Ihre Briefe." — Er verließ mich. Thereſens Brief war die Antwort auf meinen erſten Brief, den ich an dem Abend geſchrieben hatte, als uns die Preußen überfielen. Gerade am Abend nach der Freyberger Schlacht war er angekommen, ich konnte ihn nicht entfalten; ich war Gefangener, von deſſen Schickſal mein Freund nichts wußte. — Was mir Thereſe auf mein offenherziges Geſtändniß meiner Liebe antwortete, war das, was einem ſo ſehr natürlichen guten Herzen, wie ſie es beſaß, entſtrömen mußte. Gewiß würde ſie ihres höhern Standpunktes nicht einmal erwähnt haben, hätte ſie nicht ganz offenherzig, aber eben ſo ſchonend, ihrer Mutter Anſichten über dieſen Gegenſtand berühren müſſen. Daß

eine solche Tochter ihrer Mutter Grundsätze entschuldigte — daß sie leicht über diesen Gegenstand wegschlüpfte, um desto mehr mit den Vorzügen sich zu beschäftigen, darf ich kaum anführen wollen. —

Ich war jetzt glücklich; ich wußte nichts von dem, was meinem Glücke im Wege gestanden; was meine schönen Aussichten und alle meine Hoffnungen bald ganz zertrümmert hätte. Wenig hatte nur dazu gehört, um mich auf ewig um alle meine Hoffnungen zu bringen. Wie noch ungleich trauriger würden mir die langen Tage meiner Kriegsgefangenschaft gewesen seyn, hätte ich nur Einen Blick in Wallenroths Schloß thun können, und hätte ich gewußt, was dort wider mich unternommen war. Wie wohlthätig ists doch oft für uns die Gefahren nicht zu kennen, die unserer Ruhe drohen! Gefahren, denen wir so oft nichts als den Willen, sie zu besiegen, entgegen setzen können! Meines Freundes Brief unterrichtete mich davon. —

Man erinnere sich jenes Ueberfalles, der Wallenroth und mich auf eine auffallende Art vom Regimente trennte; jener Begebenheit, die sich damit schloß, daß wir beiden Freunde uns so unverhofft wieder zusammen fanden. Der General ließ das Regiment gleich am Morgen aufstellen, um die fehlenden Mannschaften zu wissen. Es ist freilich ein durch Erfahrungen bestätigter Grundsatz, daß in den Fällen, wie der gegenwärtige war, das nicht alles wegbleibt, was bei dem ersten Aufstellen fehlt; besonders ist es bei der Reiterei ein sehr gewöhnlicher Fall, daß die meisten der Versprengten sich wieder einfinden — wenn die Stellung, die der Feind genommen hat, sie nicht hindert an ihr Regiment zu gelangen. Haddick war von diesem Grundsatze überzeugt, aber bei uns beiden war er zu besorgt. Ueberzeugt, daß es uns nicht an Gewandtheit, nicht am Muthe, nicht an ruhiger kalter Ueberlegung, so wie auch nicht an Ortskenntniß fehle — lauter Mittel, durch die wir am ersten wieder zum Regimente kommen konnten — war es ihm unbegreif-

lich wie gerade wir beiden, — es fehlte kein anderer Officier — mit einemmale verschwinden konnten. Er schickte einen Trompeter zu zu den Feinden — der Bote kam mit der Nachricht zurück, daß man uns unter den Gefangenen nicht habe. — „Sie sind gewiß „beide geblieben!" sagte er mit Wehmuth, „oder liegen beide schwer verwundet und „hülflos im Walde." — Sichere vertraute Leute mußten die Gegend durchstreifen — sie suchten vergebens; die einzelnen ankommenden Versprengten hatten uns auch nicht gesehen und so war wohl nichts natürlicher, als daß die Nachricht von unserm Tode, die bei dem Einen bloße Vermuthung, bloßes Gerücht war, bei dem Zweiten schon zu erwiesener Gewißheit wurde. Wir beiden hatten manchen Feind im Regimente; der Vorzug, den der General uns gab, war ein Gegenstand des hämischen Neides; besonders gönnte man mir, als einen Bürgerlichen, der nicht einmal reich war, die Würde am wenigsten. Meine Liebe zu Theresen war nicht eigentlich Geheimniß geblieben — auch

dies Glück gönnte man mir nicht — weit lieber gönnte man mir den Tod, dem ich so oft glücklich entgangen war. Die Nachricht von meinem Tode war kaum bekannt, als jener, wieder zu den Dragonern gesetzte Adjutant schon an die Gräfin Wallenroth und besonders an den Grafen Casimir und dessen Eltern schrieb. Diesen war es nicht entgangen, daß ich der Hauptgrund sey, weshalb Therese die Wünsche ihres Sohns nicht erfüllen könne; ihnen konnte es nicht entgehen, daß Graf Franzens Freundschaft mit mir dies alles eingeleitet und diese Liebe zwischen Theresen und mir befördert habe. Casimirs Eltern hatten nach jener Antwort sich zurückgezogen; jetzt bei der Nachricht von meines Freundes und meinem Tode erwachten die früheren Wünsche von neuem — der vorige Plan wurde von neuem ergriffen — man machte jetzt um so ernstere Anstalten, da auch Graf Franz todt war, der diese Liebe Theresens am meisten befördert hatte, und jetzt nun durch seinen Tod die künftige Erbschaft so sehr vergrößerte. Ich darf wohl kaum

erwähnen, daß man die Freude über meines Freundes Tod, sogar über meinen Tod, zu verbergen wußte — daß man unter erzwungenen Thränen seine erlogene Theilnahme bezeigte — daß man von beiden Verlornen nichts als das Allerbeste, das Allerrühmlichste wußte und sagte; daß man durch diese Künste selbst den biedern Grafen Wallenroth gewann; daß Casimirs Mutter besonders die Gräfin von der Seite zu nehmen verstand, die ihre hohen Begriffe von Ehre erwärmen, und ihr meine ganze Verbindung mit Theresen, der einzigen Tochter des reichen Grafen, als ein tolles, kühnes Beginnen schilderte, das ganz gewiß das Gespräch des Hofes und des Landes veranlassen werde. Im Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes versunken, war der biedere Graf Wallenroth weicher geworden; sein Herz suchte Trost und Ruhe — er glaubte sie in Freundschaft zu finden — man ließ es an Aufmerksamkeit nicht fehlen — und so etwas wirkt auf Niemand mehr, als auf den Bekümmerten, der nicht untersucht, ob Wahres, ob

Falsches in der zuvorkommenden Freundschaft versteckt liegt. —

Thereſen, die im Grunde die Unglücklichſte war, behandelte man mit liſtiger Klugheit; man war blos theilnehmend an dem Schmerze, — und nicht entfernt ließ man die eigentliche Abſicht durchſchimmern. Einige Freundinnen jenes Hauſes miſchten ſich in den Plan; ſie ſchloſſen ſich an Thereſen — und wer mögte es dieſer, in deren Herzen kein Schatten von Falſchheit lag, nicht gern verzeihen, wenn ſie auf Troſtgründe hörte, die die verſtellte Freundſchaft ſo reichlich ſpendete? — Graf Caſimir war eben ſo liſtig; von ſeinem Plane ließ er ſich nichts merken; öfter ſprach er vom Grafen Franz — eben ſo oft von mir; er äußerte ganz offen, daß er nichts mehr wünſche, als mit uns in einem freundſchaftlichen Verhältniß geſtanden zu haben, und daß unſer Tod ihn wirklich ſehr ſchmerze. Aeußerungen dieſer Art konnten nicht anders als wohlthätig auf die Meinung wirken, die Thereſe von ihm hatte, wenn ſie auch gleich ihr Herz nicht beſtachen.

Für Casimir war es schon eine große Belohnung, zu sehen, wie Thereſe ihn nicht mehr mit Gleichgültigkeit behandelte. Der Plan war seinem weitern Anlegen schon nahe, als meines Freundes Brief, und in ihm die Nachricht unsers glücklich beendigten Abentheuers alles mit einemmale verdarb. Kaum war man so sehr Herr über sich, den Verdruß ganz zu verbergen, den diese Nachricht bewirkte. Man behielt freilich die Maske der Freundschaft; man erheuchelte Freude über das Glück — aber es gehörte wenig dazu die Herzen zu durchschauen.

In einer solchen Stunde der ersten Freude beantwortete Thereſe mein Schreiben und es läßt sich daher sehr leicht erklären, wie so glühend, wie so aufrichtig es seyn mußte. Diesen Brief — eben den, den ich so lange nachher in der Gefangenschaft bekam — behielt mein Freund, da er ihn erst zwei Tage nach der Schlacht bei Freiberg erhielt, als ich schon vermißt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Thereſe ſah erwartungsvoll einem Schreiben von mir entgegen, als ein zweiter Brief ihres Bruders die Nachricht von meinem unerklärbaren Verſchwinden gab. Meine Leiche wurde vergebens geſucht — der Zufall wollte, daß man mich unter den gefangenen Reichsſoldaten nicht ſuchte — und ſo kam es, daß man über mein Loos in Ungewißheit blieb. Mein Freund kam gar auf den Argwohn, daß ich durch einen Meuchelmörder umgekommen ſey — vielleicht hatte er Gründe genug, dem Graf Caſimir ſo etwas zuzutrauen. — Der General widerſprach ihm — der Edle fürchtet nie eine unedle That — ob es ihm gleich unerklärbar blieb, daß keine Nachricht von mir ankam. Wochenlang hatte dies gedauert — faſt jeden Tag ſchrieb Franz ſeinen Eltern und ſeiner Schweſter — faſt jeden Tag ſchrieb ihm ſeine unglückliche Schweſter, und bat ihn bei allem, was ihm heilig war, ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen und

nicht zu ruhen, bis er Gewißheit von mir geben könne — eine Vorsorge, die unnöthig war, da meines Freundes eigenes Herz ihn mehr dazu trieb, als jeder Aufruf. Wie man sich erinnert, schrieb ich von Magdeburg aus, der Brief kam nicht an. Hatte mein Wirth recht, wenn er dem Feldpostamte dies zuschrieb, oder war hier einer von den tausend Zufällen im Spiele, die so oft einem Briefe einen andern Weg, als der ist den er gehen soll, anweisen? will ich hier nicht bestimmen.

Vielleicht ist es auch nicht ganz unmöglich, daß die Folgen jener so entscheidenden Schlacht die Bemühungen, die mein Freund sich meinetwegen gab, um ein großes hemmten. Man kennt den Schrecken, den diese Schlacht unter den Oesterreichern verbreitete. Sie hätte leicht in Hinsicht ihrer Folgen der Schlacht von Roßbach ähnlich und fast gleich werden können, hätte die österreichische Armee nicht im voraus davor gesorgt, eine Menge Schanzen und Verhaue zu errichten, in denen sie sich nachher setzen konnte, als die Ueberreste der Reichsarmee sich nach ihrem

Vaterlande hin zerstreuten, und die Preußen jetzt tief in das Reich hineinstreiften. — Daß unter solchen Umständen die zweckmäßigsten Mittel zur Gewißheit über mein Schicksal nicht angewendet werden konnten, wird Jeder einsehen. —

Jener Neutralitätsvertrag, der die Reichslande der Willkühr der Preußen überließ und die Reichstruppen zu der Trennung von uns vermogte, war jetzt abgeschlossen, die Oesterreicher zogen sich tiefer in Böhmen, General Haddick ging mit den beiden Husarenregimentern Baroney und Desoffi, die in der Schlacht starken Verlust gehabt hatten, in die Umgegend von Prag. Es ist natürlich, daß die Officiere diese Hauptstadt täglich besuchten; der Dienst in den Winterquartiren erlaubte dies um so mehr, da der Frieden immer wahrscheinlicher wurde, und selbst die Heerführer schon mit Gewißheit davon sprachen. — Die Officiere besuchten öffentliche Oerter, wo sie aus allen Ständen Männer fanden, die ihnen die beste Unterhaltung gewährten. —

So saß eines Tages mein Freund Wallenroth ernster und auf kein Gespräch achtend am Tische, als einer seiner vertrautern Freunde sich ihm mit der Frage näherte: „Noch traurig, Wallenroth? Noch keine Nachricht?" „Nein, auch nicht einmal eine leise Spur. „Steckt B... nicht etwa in Stettin, oder „Königsberg, oder Magdeburg in der Gefangenschaft — wiewohl man doch darüber „wohl Auskunft haben müßte — so ist er „todt." — Einige der Civilisten, Kaufleute, Aerzte und Rechtsgelehrte hörten dies Gespräch und mischten sich bescheiden hinein — als der Briefträger die Zeitungen brachte, nach denen alles begierig griff. — „An Sie „habe ich einen Brief!" sagte der Bote zu einem der Männer, die im Gespräch mit Wallenroth waren. — Der Mann las. — „Herr Graf von Wallenroth, das Schreiben „geht Sie an," sagte er. — „Mich? Ich „wüßte doch nicht." — „Hier eine Einlage „an Sie, wie an die Gräfin von Wallenroth — kennen Sie die Hand?" — „Mein „Gott! meines Freundes Hand!" — Zitternd

und ungestüm riß er das Siegel ab — er fand, was zu finden er kaum noch im Traume gehofft hatte — Nachricht von mir. In seinem Ungestüm drückte er den ihm fremden Mann als seinen ersten Wohlthäter an die Brust, er äußerte laut seine Dankbarkeit und die Reise wurde auf die nächste Stunde angesetzt, die Reise zu seinen Eltern. — „Ich „habe den Auftrag, Sie zu begleiten — ich „muß das Schreiben an Gräfin Thereſe von „Wallenroth selbst überbringen!" —

In voller Freude eilte mein Freund zu seinem General, um ihn diese Nachricht zu bringen. Die Bitte um Urlaub auf wenige Tage war kaum nöthig; der General bot ihm den Urlaub gleich an. — „Wer mögte solche „Botschaft nicht am liebsten selbst bringen— „und wer mögte den nicht beneiden, der mit „solcher Nachricht in die Arme der Seinigen „eilt!" setzte der biedere General hinzu. Selbst der Kaufmann, dem dies Schreiben wie auch das an Thereſen zur Besorgung übertragen war, mußte zu dem General kommen. In seinem Schreiben waren noch meh-

rere, mich betreffende Umstände. — „Ich „gebe Ihnen auch ein Schreiben an Graf „Wallenroth mit," sagte Haddick, „aber erst „sähe ich gern, wenn Sie Ihrem Herrn „Correspondenten in Magdeburg Nachricht „vom Empfange der Briefe geben." — Sehr gern erbot sich der brave Mann — der Brief wurde sogleich abgeschickt — die Reiseanstalten waren gemacht und in zwei Stunden saß Wallenroth neben seinem neuen Freunde im Wagen. —

Funfzehntes Kapitel.

„Es ist doch wirklich, als wolle dich das „Schicksal erst etwas necken, ehe du über den „bürgerlichen Rival siegst!" sagte die Gräfin, Casimirs Mutter, zu diesem. „Um desto ge„wisser ist nun dein Sieg und ich erlebe noch „die Zeit, in der Wallenroths sich schämen „werden, nur mit dem Bürgerlichen in Ver„bindung gewesen zu seyn." Mit regerm

Eifer wollten sie nun ans Werk gehen. Je länger die Ungewißheit meines Schicksals dauerte, und je weniger sich die Nachricht erwarten ließ, daß ich noch lebe; um desto ernstlicher trieb man von Seiten der Familie des Grafen Casimir die ganze Angelegenheit. Man wußte, wie gütig der Graf Wallenroth über mich urtheilte — Theresens Liebe zu mir war kein Geheimniß — es war bekannt, mit welcher Freundschaft Franz an mir hing. Klüglich hütete man sich den Schein anzunehmen, als wolle man bei diesen die gute Meinung untergraben. Leichter war dies bei der Gräfin selbst; sie durfte nicht unter die weniger Edeldenkenden gerechnet werden, wenn sie sich durch Casimirs Mutter zu einer andern Ansicht ihres Standes verleitet, jetzt im Grunde es gern sah, wenn zwischen Theresen und mir ein Verhältniß aufhöre, das nach ihren Grundsätzen der hohen Familie die meiste Ehre nicht brachte — ein Verhältniß, daß das zur Folge haben mußte, was der Stolz der Gräfin am meisten fürchtete — Spott. Casimirs

Mutter verstand die große Kunst auf ihrer Freundin Herz mit sichtlichem Erfolge hinzuarbeiten. Im vertrautern Gespräch pries sie die Freundin glücklich, daß ihr herrlicher Sohn Franz unverletzt aus den Gefahren des Krieges gekommen sey. An diese sehr wahre Erinnerung knüpfte sie die Folge, daß mein unerklärbares Verschwinden gewiß von der Vorsehung darum zugelassen sey, um einst die späten Tage einer Mutter durch gekränkte Ehre nicht zu trüben — und einst einer eben so guten Tochter die Reue einer unüberlegten Liebe zu ersparen. Casimirs Mutter dehnte dies Bild noch weiter aus; sie sprach von den großen Feierlichkeiten, die nun bald am Hofe der Kaiserin Maria Theresia gegeben würden; sie beschrieb diese mit allen ihren Reitzen und überließ dann die Gräfin ihrem eigenen Nachdenken, als sie gleichsam nur beiläufig den Gedanken hingeworfen hatte, wie schmerzhaft es einer sonst allgemein geehrten Mutter seyn müsse, wenn sie um der Schwachheit einer sonst liebenswürdigen Tochter willen sich zurückgesetzt sehen müsse! Wie

sehr es eine Tochter einst bereuen müsse, einen Schritt gethan zu haben, der ihr den Eingang zu solchen Freuden auf immer verschlösse! —

Ansichten dieser Art mußten auf die Grässin wirken. Sie wurde unruhiger bei dem Gedanken einst nicht mehr am Hofe so viel zu gelten, als sie früher gegolten hatte. Thereſe bemerkte ihre Unruhe — sie fragte nach der Ursach — ihre Mutter entdeckte sie und Thereſe, die vielleicht nicht wußte, daß hier nicht so ganz allein das eigene Herz der Mutter sprach, sondern daß dies seine Ansichten aus den Grundsätzen der Mutter Casimirs nahm, suchte ihre Mutter zu beruhigen. Sie that dies aus redlicher Absicht, mit kindlichem Herzen; sie selbst hatte Kummer genug, ihr eigenes Herz war zerrissen genug, als daß es noch zu seinem eigenen Schmerze den Schmerz der Mutter sehen sollte. Mit inniger Freude bemerkte Casimirs Mutter, wie sehr Thereſe jetzt an ihrer Mutter hing; mit erborgter Theilnahme äußerte sie wie edel Thereſe ihren Verlust trage, wie die

treffliche Tochter den eigenen Kummer vergesse, um den der Mutter zu erleichtern — sie ging so weit, daß sie in den glänzendsten Zirkeln über diese engelgleiche Tochter, über Theresens mehr als edles Herz sprach — daß sie aber auch dafür sorgte, daß Therese diese Lobeserhebungen, diese rühmlichen Aeußerungen wiedererfuhr.

Der beste Mensch hat immer eine Seite in seinem Herzen, deren Berührung mehr als jedes andere auf ihn wirkt. Theresens hohes Ehrgefühl mußte sich durch dergleichen Aeußerungen geschmeichelt fühlen; sie bestachen ihr Herz und natürlich mußte Casimirs Mutter dadurch sehr gewinnen. Es konnte Theresen nicht anders als höchst angenehm seyn, so in den Augen der Welt da zu stehen — es war natürlich, daß sie der mit allem Danke sich verpflichtet hielt, die ihr diesen großen Dienst erzeigte — natürlich, daß sie anfing Casimirs Mutter zu schätzen. —

Mehr war im Grunde nicht nöthig, um Theresen dahin vorzubereiten des Grafen Casimirs Anträge mit Güte anzuhören —

aber die Gräfin, die Mutter Casimirs, war fein genug, um keinen Schritt zu thun, der vielleicht alles wieder verderben würde. Mit Thereſens Mutter war der ganze Plan auf dem Reinen. Sie wünſchte jetzt von neuem was ſie früher ſchon gewünſcht hatte — ſie fügte ſich gern in ihrer Freundin Pläne und that alles, was dieſe nur wollte. Dahin gehörte, daß mit Thereſen nicht ein Wort über Caſimirs Abſichten geſprochen wurde. Selbſt dieſer war jetzt ganz das Gegentheil von dem, was er früher war. Er ſpielte jetzt die Rolle des Geſetztern, des Ernſtern; auch nicht der geringſte Schatten jener frühern Anmaßung, jener ſtolzen Zudringlichkeit, jenes vorlauten Abſprechens zeigte ſich mehr. Thereſe ſelbſt ſah, wie er ſich umgeändert hatte; ſie wurde aufmerkſamer auf ihn, und wenn auch dieſe Aufmerkſamkeit weiter nicht auf das Herz wirkte, ſo war ſie doch dem Grafen Caſimir ſchmeichelhaft genug. Er ſelbſt kam ſeltner zu Wallenroths, deſto mehr die von ſeiner Mutter beſtochenen Freundinnen Thereſens, die denn nicht ermangelten, eine Menge ed=

ler Züge aus des jungen Grafen, sonst ziemlich unnützen Leben, zu erzählen, und besonders das Ansehen, daß er am Hofe der Kaiserin genieße, ins Unendliche zu erheben. —

Graf Wallenroth war, wie jeder Biedermann, bald zu gewinnen, sobald kein dritter verlor. Ich war todt — ich konnte also nichts mehr an Theresen verlieren. Mogte sie heirathen, wem sie wollte, unsere Liebe hatte der Tod aufgehoben — der Graf hörte daher schon auf die Wünsche seiner Gattin, auf die Wünsche der Eltern des Grafen Casimirs. — „Ich kann nichts dawider haben, wenn The„rese den Grafen will. Die Heirath ist *ihr* „freier Wille." — „Aber Du mußt auch „Theresen nicht etwa abreden." — „So we„nig abreden, wie zureden. Aber ich erwar„te auch von Dir, daß keine Ueberredung „ins Spiel komme." — Dies war zwischen dem Grafen und seiner Gemahlin erst beschlossen und es war als von ohngefähr, daß diese Unterredung in einer der zahlreichern Gesellschaften vorfiel, die jetzt häufiger bei Wallenroths sich einfanden; Gesellschaften,

die Thereſe mit einer oder zwei der jüngern vertrautern Freundinnen größtentheils floh, um mit dieſen allein ſprechen zu können. Auch dieſe Vertrautern wußte des Grafen Caſimirs Mutter zu der Erreichung ihres Planes zu gebrauchen. Eine unter dieſen, Gräfin Mathilde, hatte im ausgezeichneten Grade Thereſens Freundſchaft gewonnen. Mit ihr ging und ſprach Thereſe am liebſten und die ſanfte Mathilde ſtimmte ganz zu der immer noch ernſten und oft ſchwermüthigen Thereſe. Das Geſpräch kam an dieſem Tage auf den Grafen Caſimir, der ſeit einigen Tagen ſeltener nach dem Schloſſe gekommen war. Mathilde äußerte, gehört zu haben, daß Graf Caſimir verlobt ſey. — „Ich ſoll ja erſt noch hören, daß er eine „Braut hat!" antwortete Thereſe nicht ganz frei von einer kleinen Empfindlichkeit, die ſie unter einem erzwungenen Lächeln verbarg. — Mathilde nannte eine Gräfin, deren Eltern entfernt wohnten, aber öfter zu den Feſten am Hofe geladen würden. — „Und was „das Sonderbarſte iſt" — ſetzte Mathilde

hinzu: „Man glaubt am Hofe allgemein, du „Thereſe würdeſt Graf Caſimirs Gemahlin!" — „Glaubt man das wirklich?" fragte Thereſe in ängſtlicher Verlegenheit. „Und ſpricht „man davon?" — „Wie meine Mutter „mir ſagt, ſo behaupten alle die Erſten unter den Geſellſchafterinnen der Kaiſerin, „mehrere Herzoginnen und Fürſtinnen, daß „du dem Gerüchte zum Trotze in wenig Zeit „als Gemahlin des Grafen Caſimir bei Hofe erſcheinen würdeſt. Selbſt die Kaiſerin „hat dies neulich bei dem Thee geäußert." — Mathilde fing gleich ein anderes Geſpräch an; ſie wollte Thereſen unruhig machen, und dies war gelungen; denn Thereſe konnte es nicht vergeſſen, daß ſie der Gegenſtand des Geſprächs am Hofe war — und daß ſie doch in mancher Hinſicht lächerlich werden würde, wenn der ganze Hof, wenn ſogar die Monarchin ſich geirrt haben ſollten. Wie durch Zufall kam die Gräfin Wallenroth und Caſimirs Mutter in das Zimmer, in dem Thereſe mit Mathilden war. Thereſens Verlegenheit entging beiden nicht — oder viel-

mehr sie wußten es so einzurichten, daß sie in dem Augenblick kamen, in dem Theresens Verlegenheit einen hohen Grad erreicht hatte, und immer höher stieg, jemehr die Arme diese Aengstlichkeit verbergen wollte. Gräfin Wallenroth fragte nach der Ursach. Daß Therese diese nicht entdecken konnte — daß Mathilde es um so beredter that — war natürlich. Kaum konnte Therese ihre Mutter fragen: Was sie nun zu thun habe? — „Zu thun? — Nichts. Zu lassen — desto „mehr. Ich habe auch schon davon gehört; „ich kann dir nicht anders rathen, als — du „läßt es ruhig geschehen, daß man am Hofe „über dich spricht. Fragen wird dich hof„fentlich Niemand, warum du nicht Graf „Casimirs Gemahlin wurdest? denn du kamst „nie am Hof. Was man nicht ändern kann, „trägt man. Vielleicht giebt es bald etwas „anders, etwas wichtigers, worüber man „sprechen kann, und dann bist du vergessen, „wenn Graf Casimir seine junge Gemahlin „am Hofe einführt. Laß das gut seyn, „Therese." —

Es gehört gar kein übertriebener Stolz dazu, um Aeußerungen dieser Art kränkend und beleidigend zu finden. Thereſen lag die Vorſtellung vom Spott des Hofes wie Centnerlaſt auf dem Herzen; ſie wurde immer unruhiger — mit inniger Freude bemerkte des Grafen Caſimirs Mutter wie dies alles Thereſen ergriff — ſelbſt ihre Mutter, wenn ſie ſich auch nicht an der Verlegenheit ihrer Tochter weidete, ſah ſie doch von einer angenehmen Seite an, indem nur dadurch der vorgeſetzte Plan erreicht werden konnte.

Am folgenden Morgen eilte Thereſe zu ihrer Mutter; das Ueberwachte ihrer Augen verrieth, daß die Arme wenig oder gar nicht geſchlafen hatte. — „Mutter, rathe mir doch, „was ich thun ſoll! Jenes Gerücht," — „Welches Gerücht?" — „Daß ich den Graf „Caſimir heirathe — kann ich doch nicht „wahr machen." — „Nein, das kannſt du „nicht. Früher hätteſt du es gekonnt." — „Damals war Graf Caſimir unausſtehlich!" — „Das iſt er noch — und mögte es in deinen „Augen auch wohl bleiben!" — „Nein,

„Mutter, er scheint sich sehr geändert zu ha-
„ben.“ — „So? das habe ich an ihm aber
„nicht bemerkt — doch — das kann und muß
„dir einerlei seyn. Ich kann dir keinen an-
„dern Rath geben, als: Trage, was nicht
„zu ändern steht. Aus dem Hofe machst du
„dir ja so nichts, denn sonst mögtest du dich
„wohl mehr als einmal besonnen haben, ehe
„du in jenes Verhältniß mit dem trefflichen
„B... tratest. Der Hof war dir von dem
„Augenblicke an ein verschlossenes Paradies,
„als du den Traum mit B... anfingest.“ —
„Traum? Ja, du hast recht, gute Mutter,
„es war ein schöner Traum!“ — „Ich
„glaub es dir. Aber gute Therese, glaube
„es mir auch, daß ich manchen schönen
„Traum von dir geträumt habe!“ — The-
rese schwieg; ihr Blick senkte sich nieder. —
„Ich will dir keine Vorwürfe machen, daß
„dieser schöne Traum so bald schwand; ich
„verzeihe dir gern, wenn du andere Ansich-
„ten hattest. Indeß bestimmt rathen, was
„du thun sollst, das kann ich nicht. Es ist
„deine Sache zu prüfen, ob nicht nach B...s

„Tode ein anderer Ausweg sich finde. Ob „das Gerücht mit Graf Casimirs Verlobung „sich bestätigt, bezweifle ich. Seine Mutter „würde es mir gesagt haben, und Casimir „ist ein zu guter Sohn, als das er, ohne „seine Mutter zu fragen, einen Schritt die„ser Art thun sollte." — Die Gräfin verließ Theresen. Sie hatte der Letztern genug gesagt, um verständlich zu sein, ohne die Ueberredende zu spielen. Therese war unruhig; es erschien ihr als eine Art von Demüthigung, daß Graf Casimir weniger nach dem Schlosse kam; daß er hier und zwar sehr glücklich die Rolle des feinen Hofmannes spielte, daß er auf Theresen nicht mehr, nicht weniger, als auf jede andere Dame achtete. Theresens Ehrgefühl wurde dadurch etwas beleidigt, überdies sah sie die Aenderung, die mit dem Grafen Casimir vorgegangen, ihr Urtheil über diesen mußte jetzt günstiger sein, und da ich nicht mehr da war, schlich sich, wo nicht der eigentliche Wunsch, doch der flüchtige Gedanke an eine möglich gewesene Verbindung mit dem Grafen Casimir in ihr

Herz. Niemand bemerkte dies so gut, als die Gräfin, ihre Mutter. Ob gerade eine Art von Tiranney darin lag, daß sie des Grafen Casimirs gar nicht erwähnte, mag unentschieden bleiben. Es mußte allerdings Theresens Unruhe vermehren, daß sie über ihre Lage mit Niemand sprechen konnte. —

Sechszehntes Kapitel.

Mit Verwunderung, aber auch mit Mitleiden, sah Graf Wallenroth auf Theresen; das sonst muntere heitere Mädchen war jetzt ernster, trauriger geworden. Ihr ganzes Aeußere, ihr Blick, ihr Gesicht verrieth einen tiefen Kummer. Der Graf sprach mit seiner Gemahlin; er äußerte, daß Therese an mir doch sehr viel verloren haben müsse. „Wenn „sich das nicht mit Theresen ändert, dann „müssen wir ihren Tod befürchten," sagte er. — „Das fürchte ich selbst. Ich sehe „kein Mittel, ihn zu hintertreiben. Es ist

„Seelenkrankheit, und ehe nicht eine andere „Verbindung eingeleitet wird, ehe wird keine „Aenderung möglich.“ — „Eine andere „Verbindung?“ — „Es ist nur eine An„sicht, die ich habe. Wenn Graf Casimir „bei Thereſen nur gewinnen könnte!“ — „Ich habe nichts dawider. Nur der Graf „kommt jetzt zu selten hierher.“ — „Der „bürgerliche Rival —“ — „Der ist ja todt; „der schadet nicht mehr.“ — „Schadet in „so fern, daß sein Bild jeden andern Ein„druck schwächt.“

Für den biedern Graf waren diese Bemerkungen wie die Folgerungen daraus zu fein, zu subtil; seiner Gemahlin wurde es daher leicht, ihn so weit zu bringen, daß er ihr freiern Willen ließ. Freilich sollte dabei keine Ueberredung statt finden, aber wie konnte Graf Wallenroth die Grenze bestimmen, wie weit eine in allen Hofkünsten erfahrne Dame gehen durfte? —

Thereſe hatte mich gewiß nicht vergessen. Aber ich war todt, und wer mögte ein Verbrechen daraus machen, wenn Thereſe jetzt

auf den sich ganz veränderten Graf Casimir etwas aufmerksamer wurde? Wer würde an ihrer Stelle sich nicht von der Güte und Freundschaft der Eltern des Grafen Casimir haben etwas bestechen lassen, zumal da diese Güte so ganz das Gepräge der Uneigennützigkeit trug? — Thereſe urtheilte jetzt ungleich vortheilhafter über jene Familie, und mit inniger Freude sah Thereſens Mutter auf den Triumph, sah des Grafen Casimirs Mutter auf den gewissen Sieg, mit dem ihr Plan gekrönt werden würde. Ein Hauptschlag sollte nun entscheiden, und dieser war der Geburtstag Thereſens. Er sollte auffallend gefeiert werden, und an diesem Tage, den man durch ausgezeichnete Geschenke für Thereſen freudiger — durch eine Menge Gäste für sie eindrücklicher machen wollte — sollte alles auf die erwünschteste Art sich entwickeln.

War Thereſe gleich eigentlich nicht sehr für dergleichen Feier, die nur Zwang und Ceremonie mit sich führt, so gab sie doch diesmal mehr als sonst nach. Ihr Herz war weicher — ihr ganzer Charakter sanfter und

nachgiebiger geworden; ihren Eltern Freude zu machen, war ihr ein zu schöner Gedanke, sie hatte gesehen, mit welcher Herzlichkeit und Güte ihre Mutter sie seit einiger Zeit behandelt hatte; die freundschaftliche Art, mit der des Grafen Casimirs Mutter sich gegen sie genommen hatte, konnte ihre Absicht nicht verfehlen und selbst Graf Casimirs erzwungenes gesetztes Benehmen mußte ihrem Herzen schmeichelhaft seyn. —

Heute war dieser feierliche schöne Tag. Pracht und Genüsse waren heute auf das höchste getrieben. Ein schöner Kreis von Gästen hatte sich eingefunden, hohe vornehme Familien waren heute zum erstenmale da und alles, alles wurde aufgeboten, aus Theresens Herzen mein Bild zu verwischen. Graf Casimir wünschte, beauftragt von der ganzen Gesellschaft, Theresen Glück zu dem heutigen Tage, und that dies auf eine Art, die ihm den Beifall jedes Unpartheiischen erwerben mußte. Theresens Mutter wies ihm seinen Platz neben Theresen an; die Unterhaltung am Tische mußte nach Berechnung der Mut-

ter eine gewisse Vertraulichkeit bewirken, und diese konnte nichts anders als — eine Verlobung zur Folge haben. —

Man bot jetzt über Tafel alles auf, einen herzlichen heitern Ton, jenen Geist ungetheilter Freude, allgemein zu machen. Es gelang und — jetzt noch Theresen abgerechnet — war gewiß nie ein gesellschaftlicher Kreis heiterer und lebensfroher wie dieser. —

Da rollte ein Reisewagen donnernd über die Zugbrücke. — „Wer mag denn da noch „kommen?" fragte Graf Wallenroth, seine Gäste überzählend, ob etwa noch einer der Gebetenen fehle. Jener Wagen fuhr auf der Seite des Schlosses an, von der man das Aussteigen der Fremden nicht bemerken konnte und wenige Minuten hernach öffnete sich die Thür des Saales, mein Freund Franz, in Begleitung eines Fremden, trat ein, grüßte ehrerbietig aber kurz die Versammlung, eilte dann zu seinen Eltern, sagte diesen wenige Worte der Hochachtung und der Freude, sie wieder zu sehen — und sprang nur zu seiner Schwester. Feurig umarmte er sie. Therese, die

jetzt mit ihrer ganzen Seele in jene Zeit versunken war, in der sie ihren Bruder zum letzten Male gesehen hatte — brach in Thränen aus. — „Dein Geburtstag ist heute" sagte Franz, „rathe, womit ich dich anbinde! „— Hier ist ein Brief von meinem Freun„de — von deinem B..." — Thereſe sank ohnmächtig in ihres Bruders Arme — sie war so angegriffen, daß sie in ein Nebenzimmer gebracht werden mußte. Franz begleitete sie. Ihm war die heute so zahlreiche Versammlung aufgefallen — mehr noch das Staunen, das Erschrecken des Grafen Casimir bei der Nachricht von meinem Leben — er fürchtete, daß gar heute über Thereſens Verbindung alles schon abgemacht sey, was erst eingeleitet werden sollte. Jetzt wollte er Thereſen selbst fragen; aber die Arme war unvermögend auch nur ein Wort zu sagen. Er überließ sie den Dienerinnen, die zu ihrer Hülfe gerufen waren und ging in den Saal zurück. Die Verlegenheit, in welcher seine Mutter — in welcher noch mehr Graf Casimir und dessen Eltern sich befanden —

entgingen ihm nicht. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, fragte seine Mutter: „Wer ist „denn der Herr, in dessen Gesellschaft du kamst?" — „Ein Kaufmann aus Prag. „Eben der, der mir die erste Nachricht von „meinem Freunde gab." — „Nun ja; et„was großes mußte es wohl seyn," antwortete die Gräfin etwas empfindlich. „Der „Bürgerstand wird übrigens deine Gnade „sehr rühmen müssen, denn du scheinst die „ersten Freunde in dieser Classe der Bewoh„ner unsers Vaterlandes zu haben!" — Franz hätte sich vielleicht zu einer etwas harten Antwort hinreißen lassen, wäre nicht der biedere Kaufmann jetzt näher getreten, um dem Grafen Wallenroth ein Schreiben des Generals Haddick zu überreichen. — Der Name machte um so mehr Aufsehen, da Haddick eben nicht sonderlich bei den Hofdamen angeschrieben stand; ein Nachtheil, der ihm freilich wenig rührte; wußte er doch wie angesehen und geehrt er bei allen wahren Vaterlandsfreunden und besonders bei dem Heere er da stand. — „Haddick? General

„Haddick? Er ist ein sehr naher Vetter von „uns," sagte die Gräfin, während der Graf las und seiner Gemahl einfiel: „Richtig. „Er honorirt auch die Flagge und nennt „mich lieber Vetter." — „Wirklich? Und „was verlangt denn der Herr Vetter?" — „Nichts — gar nichts! Er macht blos den „Freiwerber bei Theresen." — „Freiwer„ber?" — „Nun ja. Der Rittmeister B...„der übrigens in vier Wochen geadelt wer„den soll, ist von dem Herrn Vetter als „Bräutigam vorgeschlagen." — Es entstand allgemeine Stille. Keiner sprach und selbst die, die doch wenigstens durch einen Glückwunsch für die genossene und noch zu genießende Mahlzeit ihren Dank bezeigen mußten, thaten dies so kalt, daß man es ihnen wohl ansah, wie ein anderer Glückwunsch durch diese Nachricht verloren gegangen war. Franz war außer sich vor Freude. — „Vater — „Du hast doch nichts dawider?" — „Nein. „So etwas ist Sache der Vorsehung — „kommt von einer höhern Hand; was könn„te ich dagegen haben?" — Ernst und

ungewiß, auf wen sie eigentlich zürnen sollte, stand die Gräfin da; indeß Franz, der seines Vaters Worte deutlich genug verstand, in das Zimmer sprang, in welchem seine Schwester halb ohnmächtig den Brief von mir in Händen hatte. — „Therese — du bist „B..s Braut! der General hat dem Vater „deshalb geschrieben und dieser ist ganz damit „zufrieden!" rief er, seine weinende zitternde Schwester ans Herz drückend. Ein Ausruf dieser Art hätte vom Tode erwecken können; wie vielmehr von einer durch Freude bewirkten Ohnmacht. An seinem Arm führte Franz Theresen in das Speisezimmer — kaum konnte sie gehen — weinend sank sie in die Arme ihrer Mutter, deren Herz durch diesen Anblick zu erschüttert war, als daß die alten Vorurtheile länger die Gefühle des Blutes hätten unterdrücken können. Auch sie weinte Thränen, die gewiß redlich gemeint waren, denn sie fühlte in diesem Augenblick den Werth einer guten Tochter. Dankbar gerührt stand der biedere Graf Wallenroth da, und sah mit feuchtem Blick auf

die Gattin, auf die Tochter. Aber in welchen Gefühlen mußte Graf Casimir und seine Eltern da stehen! Sie sahen wie ihr ganzer Plan zerrüttet war; aber trotz der Gluth die in ihrem Herzen glimmte, nahmen sie die freundliche Miene des Verstellten an, und beruhigten sich damit, daß Therese von ihrem Plane nichts gewußt habe, und daß von Seiten des Grafen Casimir noch gar nichts, einer Erklärung ähnliches, geschehen sey. —

Fast eine Stunde verging, ehe sich alles so weit sammelte, die Bitte des Grafen Wallenroths, Platz zu nehmen, zu erfüllen. Graf Casimir trat seinen Platz an meinen Freund ab, der seinen Begleiter aus Prag vergebens bat, Platz zu nehmen. — „Ich reise in „diesem Augenblick ab," sagte dieser. — „Der Herr General hat es mir zur heilig„sten Pflicht gemacht, ihm Nachricht von Al„lem zu bringen und das kann ich münd„lich am besten. Der Herr General mein„ten, es würde wohl keiner von Ihnen schrei„ben können, und das sehe ich selbst." —

Wirklich stand er auf — Therese dankte ihm, wie sie ihrem größesten Wohlthäter nur danken konnte. Mit biederer Herzlichkeit nahm Graf Wallenroth Abschied von ihm — mit mehr Wärme, als man hätte erwarten können, that dies die Gräfin. Vielleicht trug hierzu der General Haddick mehr bei, als die eigene Ueberzeugung des Herzens. Froh und zufrieden bestieg der ehrliche Mann seinen Wagen — so geschwind als es ihm nur möglich war, kam er in Prag an. Sein erster Weg war zu dem General Haddick, der ihn erwartungsvoll empfing — mit unverkennbarer Freude die Nachrichten hörte, und ihn sogleich bat, alles was er gesehen und gehört, sogleich mir zu schreiben. Er versprach es — er hielt Wort. Selbst der General legte einige Zeilen bei. —

Siebenzehntes Kapitel.

Mein Wirth kam zu mir. — „Ehre „mir Gott und jeder gute Mensch den Han„delsstand!" sagte er. — „Nun, ich thue „es gewiß!" gab ich zur Antwort, „beson„ders wenn ich lauter solche Kaufleute ken„nen lerne, wie Sie sind." — „Heute vor „vierzehn Tagen geschrieben, schon einmal „Antwort erhalten, und heute nun Netto „über alles klare Auskunft." — „In mei„nen Angelegenheiten?" — „In welchen „sonst?" — Er gab mir den Brief seines Correspondenten, wie auch das Schreiben des Generals Haddick an den Commandanten. Ich las das erstere mit immer steigender Freude; ich las die Geschichte der Erfüllung aller meiner Wünsche, der mir unbekannte Freund hatte sie weitläuftig genug beschrieben. — „Den Brief an unsern Herrn Com„mandanten besorgen Sie selbst. Es ist doch „möglich, daß er Ihre frühere Abreise zur „Folge hat," meinte mein Wirth. Ich be-

folgte seinen Rath; ich fand, daß mir gut gerathen war. Der Commandant las das Schreiben. Er fühlte sich dadurch geehrt — er erklärte mir, wie er für seine Person mir die Erlaubniß abzureisen nicht geben könne; wie er blos mein Gesuch unterstützen könne. Auf seinen Rath schrieb ich an den Prinz Heinrich von Preußen, ein Held, der durch seine Thaten die Bewunderung, durch sein edles Herz die Liebe der Welt erworben hatte. Ich erwartete hoffnungsvoll die günstigste Antwort. — Mehrere Tage vergingen — als ich eines Mittags zu Hause kam. Es fiel mir weiter nicht auf, daß vor der Thüre ein Soldat mit aufgepflanzten Bajonet wie eine Schildwache stand. Im Hausflur begegnete mir die Gattin meines Wirthes, weinend und unter allen Zeichen der Verzweiflung. Ich fragte, selbst erschrocken, nach der Ursach dieser Thränen. — „Mein Mann ist „in Arrest gebracht!" — „Arrest gebracht?" wiederholte ich fragend die schrecklichen Worte, „und weshalb?" Die Verzweifelnde schlug die Hände zusammen. „Mein armer Mann

„soll landesverrätherlichen Briefwechsel mit „dem Feinde geführt haben.“ — „Das „kann dem ehrlichen Manne nie in den Sinn „kommen!“ sagte ich. — „O Gott! wenn „doch seine Richter auch so sprächen!“ — „Werdens mit Gottes Hülfe! Sein Sie un„besorgt.“ — Ich sprach noch so und freute mich zu sehen, wie meine Trostgründe auf das Herz der trefflichen Unglücklichen wirkten, als ein Unterofficier ins Haus trat, nach mir fragte und mir unter Vorzeigung eines schriftlichen Befehls ankündigte, daß er mich als Arrestanten nach der Citadelle bringen müsse.— „Mich? — Es ist doch wohl kein Irrthum? — „Weshalb bin ich Arrestant?“ — „Ich „habe blos Befehl, Sie abzuliefern. Die „Gründe müssen Ihnen am besten bekannt „seyn.“ — „Bis jetzt weiß ich keine Ur„sach. Ich folge Ihnen willig, nur werden „Sie erlauben, daß ich mich anders kleide „und manche kleine Angelegenheit besorge.“ — „In meiner Gegenwart, ja.“ — „Das ge„hört zum Dienste. Ihnen rechne ich das „auch nicht an, wenn Vorsicht Sie hart

„macht!" — In Gesellschaft des Unteroffi-ciers ging ich auf mein Zimmer, kleidete mich um, nahm reine Wäsche und meine Brief-tasche, und so folgte ich meinem Führer, nachdem ich vergebens versucht hatte, die Weinende zu beruhigen. Unter trauriger Ahnung nahm ich Abschied von ihr; mir war es nur zu sehr deutlich, daß das Schicksal etwas im Sinne habe, das alle meine schö-nen Hoffnungen vernichten werde. Ich kann-te die Feindschaft, den Nationalhaß der Preu-ßen gegen alles, was Kaiserlich war — ich fürchtete, ob ich mir gleich nichts bewußt war, daß diese Feindschaft den Richter bestim-men — daß man mich strafbar finden werde. In diesen finstern Vorstellungen folgte ich meinem Begleiter nach der Citadelle. Der Officier, ein alter gedienter Mann von ei-nem Garnisonregimente, übernahm mich mit Mißtrauen, er erbrach die versiegelte Anwei-sung auf mich und lies mir ein leidliches Gefängniß anweisen. — „Sagen Sie mir „doch, weswegen ich arretirt bin," fragte ich ihn. — „Weswegen der Herr arretirt ist?

„Hier stehts deutlich: Landesverräther, Cor„respondence mit dem Feinde. Der Herr „kann, wenn sonst Gerechtigkeit blühet, ein „Plätzchen wie der Trenk bekommen.“ — „Wenn hier Gerechtigkeit herrscht, gewiß „nicht,“ gab ich zur Antwort. — „Wir „beiden streiten darüber nicht. Mich geht das „auch nichts an. Dort ist Ihr Quartier.“ —

Da saß ich nun in meinem Gefängnisse und überdachte mein Schicksal; es zeigte mir keine heitere Zukunft — mit einemmale fiel mir, wie ein leuchtender Stern in die dunkle Nacht, der Gedanke ein, daß man jenen Brief an meinen Freund Wallenroth vielleicht aus dem Gesichtspunkte ansähe, als habe ich verbotenen Briefwechsels mich schuldig gemacht. Mir war dies um so wahrscheinlicher, da mein Wirth mit mir in gleichem Verdachte schwebte. Ein heller Strahl von Hoffnung ging mir auf, ich wurde heiter bei dem Gedanken, meinem Wirthe seine Freiheit bald wieder verschaffen zu können. Ruhiger saß ich bei meiner Pfeife und erwartete voll Sehnsucht die Stunde, die mich meinen Richtern

unter die Augen stellen würde. — Ich wartete einen Tag — ich wartete eine Woche — vergebens; ich fragte die Wache, wie den Soldaten, der die Aufwartung bei den Gefangenen hatte, aber keiner wußte mir Auskunft zu geben. Ich ließ den Officier der Citadelle fragen, der meinte: es gebe mehr zu thun, als sich um meine Sache zu bekümmern, ich müßte die Zeit erwarten. Aufrichtig gesagt, mir war mein Schicksal nur in der Hinsicht so schrecklich, daß ich meinen guten und theilnehmenden Wirthe gewissermaßen zu einer gleichen Verlegenheit verholfen hatte; es ging mir nahe, daß er für seinen guten Willen leiden mußte und schmerzte mich um so mehr, da ich recht gut beurtheilen konnte, wie sehr die Geschäfte und der Wohlstand des Mannes durch seine Entfernung leiden würden. In dieser finstern Stimmung stand ich gedankenvoll am Fenster, als der Officier von der Wache, ein junger schöner Mann, der, wie ich nachher erfuhr, zur Strafe von einem Feldregimente in das Garnisonbataillon versetzt war, vor den Gewehren auf und nieder

ging. Er war einer von den jungen Leuten, die sich nicht so ganz in den altfränkischen und an Kleinigkeiten hangenden Dienst des Garnisonsoldaten finden und fügen wollte. Was noch kein Officier gethan hatte, that er. Er grüßte mich und fragte: „ob ich nicht „lieber meine Pfeife im Freien mit ihm rau„chen wolle?" — „Sehr gern, wenn es „mir nur erlaubt wäre!" — „Kommen „Sie nur her, ich habe dies zu verantworten, „nicht Sie Herr Camrad." — Er ließ die Thüre öffnen, ich ging mit ihm auf und nieder; natürlich, daß mein Arrest der Gegenstand unserer Unterhaltung abgab. — „So „unschuldig ich bin," sagte ich, „und so ge„wiß meine Unschuld an den Tag kommen „wird, so würde ich meinen Arrest gern tra„gen, müßte mein Wirth nur nicht darunter „leiden." — „Ihr Wirth? Wie heißt der?" — Ich nannte den Namen und die Straße, wo er wohnte. — „Ey, wie lange ist der los! „der hat nur eine Stunde Arrest gehabt, hat „Caution mit seinem Vermögen gemacht und „ist gleich wieder entlassen." — „Ist das

„möglich? Darf ich diese frohe Nachricht „glauben?" — „Wenn ich Sie auf meine „Ehre versichere, daß ich gestern Abend Ih„ren Wirth im Weinhause gesehen und ge„sprochen habe, so werden Sie mir doch trau„en, Sie sollen sich gleich noch mehr über„zeugen. Schreiben Sie ihm, der Bursche „soll das Billet besorgen und Ihnen Antwort „bringen." — „Machen Sie sich aber auch „durch Ihre Güte keine Ungelegenheit?" — „Possen! Wer fünf Jahre in einem der „bravsten Feldregimenter gestanden hat, der „frägt den Teufel nach den Bocksbeuteleien „der dreimal blauen. Schreiben Sie, aber „nur ein offenes Zettelchen." — Ich thats. Ein Soldat mußte nach der Stadt — nach einer Viertelstunde kam er mit der erwünschtesten Antwort zurück. Es war die mir bekannte Hand meines Wirthes, ich war vor Freuden außer mir, so wie es der Soldat war, da ich ihm für seine Nachricht ein reichliches Trinkgeld gab. —

Eine Freude kann uns selbst da aufheitern, wenn das Unglück in Schaaren auf

uns eindringt. Ich hatte in meiner Lage Ursach genug, traurig zu seyn; ich wußte nicht, ich konnte nicht wissen, welchen Ausgang mein Arrest nehmen werde, wenigstens konnte ich selbst im Gefühl meiner Unschuld die Länge desselben nicht bestimmen, und doch fiel ein großer Theil der Unruhe von meinem Herzen weg, da ich mir nicht mehr vorzuwerfen hatte, das Unglück eines redlichen Mannes, den Untergang eines rechtlichen Hauses veranlaßt zu haben. Hätte der wachthabende Officier mir das Leben gerettet, ich hätte ihm nicht herzlicher, nicht wärmer danken können. Ich sprach mit ihm über die Ursach meines Arrestes. Sie war ihm unbegreiflich, um so unbegreiflicher, da ich dem Commandanten ein Schreiben unsers Generals überbracht hatte. — „Ihr Arrest beruhet entweder auf „einem Mißverständniß oder auf einem Schur„kenstreiche, der Ihnen gespielt ist. Fast ver„muthe ich das letzte. Uebereilen wird man „sich mit Ihrer Sache nicht; ich weiß ein „Lied davon zu singen; habe um eines lum„pigten Zweikampfs willen erst drei Monate

„Arrest gehabt, ehe eine Feder angesetzt wurde. „Gebe Ihnen der Himmel mehr Geduld, als „er mir gab.“ — Diese Aussicht war mir schrecklich. Es war leicht möglich, daß der Krieg noch länger dauerte, und dann konnte ich Jahre sitzen, ehe man an die Untersuchung meiner Sache dachte; eine Vorstellung, die mich der Verzweiflung nahe brachte. Ich saß jetzt Tage und Wochen lang in meinem Gefängnisse, ohne Jemand zu sprechen. Jener Officier kam kaum in acht Tagen einmal auf die Wache — die übrigen wagten es nicht mit mir zu sprechen, und ich wagte es noch weniger, sie anzureden, ich wollte ihnen keinen Verdruß machen. —

In diesen ernsten schwermüthigen Empfindungen versunken, saß ich eines Mittags da, als die Schildwache das gewöhnliche Heraus! rief. Ich sah kaum hin, welcher Staabsofficier durchgehe, als ich den Commandanten gewahr wurde, der auf die Thür meines Stübchens losging. Sie wurde geöffnet. Ich erschrak etwas — der Commandant reichte mir die Hand. — „Ihre Sache

„ist abgemacht! Sie sind frei!" — „Ab-
„gemacht, Herr Commandant? Ich erinne-
„re mich ja keines Verhöres?" — „War
„auch nicht nöthig, lieber Rittmeister. —
„Wir konnten den Schurkenstreich, der Ih-
„nen und Ihrem Wirthe so teuflisch gespielt
„wurde, auf die Spur kommen, ohne Sie
„in den Handel zu ziehen. Kommen Sie
„mit mir; Sie finden in meinem Hause ei-
„nige Freunde. Zugleich muß ich Ihnen
„sagen, daß der Friede zwischen Oesterreich
„und Preußen abgeschlossen ist." — „Ich
„muß mich wirklich erst von dem Schrecken
„erholen." — Thun Sie das — kleiden
„Sie sich an; in einer halben Stunde hole
„ich Sie ab." — Er ging. —

Versichern darf ich wohl nicht erst, daß ich mehrere Minuten da stand, ohne an das Umkleiden zu denken; ich war wie ein Träumender, der ungewiß ist, ob er geträumt hat — ich konnte mich in dem allen nicht finden — als mich der Donner der auf den Wällen dieser Vestung stehenden Geschütze, die den Frieden verkündigten, aus meiner

Gefühllosigkeit weckte — jetzt konnte ich mich umkleiden — ich thats mit einer gewissen verzeihlichen Eitelkeit — ich wollte durch mein Aeußeres den Antheil zeigen, den ich an dem, für alle Länder so vortheilbringenden, Frieden nahm. — Der Commandant kam von dem entgegen stehenden Thore der Citadelle zu mir — an seinem Arm ging ich nach einem länger als zwei Monat gehabten Arreste über den Strom nach der Stadt — glücklicher, als in diesem Augenblick, war ich nie gewesen — das Unglück hatte mich auf diesen schönen Genuß vorbereitet. Durch die Tausende, die sich des Friedens freueten, gingen wir unter dem immer fortwährenden Donner des Geschützes nach der Wohnung des Commandanten, der mich in ein Zimmer führte und dann unter der Entschuldigung seines Dienstes die Wohnung verließ.

Achtzehntes Kapitel.

Am Fenster eines schönen Zimmers stehend, sah ich mit frohem dankbaren Herzen in das Getümmel der gewiß eben so frohen dankbaren Volksmenge, die in allerlei Gestalten und Gruppen ihre Freude über den bekannt gewordenen Frieden ausdrückten. Es ist für einen Glücklichen kein schönerer Anblick, als lauter Glückliche um sich zu sehen. Mein Herz war so gepreßt, daß ich im eigentlichen Sinne Freudenthränen weinte. — Ich fühlte nichts, als mein Glück — und nicht ein leiser Anflug von Besorgniß war in meiner entzückten Seele zu spüren. In meinem schönen Gefühl störte mich die Annäherung eines klirrenden Sporentrittes und das Klappern einer schweren Husarensäbelscheide — ich sah mich um — die Thüre öffnete sich — mein Freund Franz stürzte mit einem lauten Freudenruf in meine Arme. Mit ihm kam mein ehemaliger Wirth, um deswillen ich so besorgt gewesen war. —

Meine Freude, meine so unerwartete Freude war grenzenlos; wie mögte ich sie beschreiben können! Mehrere Minuten hielten wir uns umarmt — die Freude, die wir überall erblickten, hatte uns weicher und empfänglicher gemacht — die Thränen, die in unsern Augen glänzten, waren Zeuge, wie tief wir unser Glück, das Glück eines so unerwarteten Wiedersehens fühlten. Erst in dem Augenblick, in welchem der Commandant mit mehreren Officieren eintrat, konnten wir durch Worte einigermaßen ausdrücken was in unserm dankbaren Herzen vorging.

Der treffliche Mann, der so genau, so innig, den Soldaten mit dem Menschen verband, hatte uns diese Freude zu bereiten gewußt. Jetzt riefen ihn ernstere Pflichten — die Pflichten seines Berufs. — „Ich gebe „Ihnen die Erlaubniß zu diesem Herrn — er zeigte auf meinen Wirth — zu gehen. „Sie sind dort gewiß vergnügter als hier!" redete er uns an. Und gerade diese Erlaubniß war es, die wir wünschten; wir hatten schon gefürchtet vielleicht den ganzen Tag

im Hause des Commandanten hinbringen zu müssen, ohne das zu erfahren, was wir so gern wissen wollten — die Geschichte unserer Trennung. Im Hause unseres Freundes konnten wir unser Herz ausschütten — konnten wir sprechen, wie Freundschaft es nur gut hieß und keiner von uns hatte einen lästigen Zeugen zu fürchten.

Ich erfuhr, daß mein Wirth gleich in der ersten Stunde wieder frei gegeben war. Mehr, um die Militairgerichte zufrieden zu stellen, als im eigentlichen Ernste, hatte er mit seinem Vermögen bürgen müssen sich jedesmal zu stellen, wenn man ihn fordere. Er erfuhr jetzt, daß die ganze Sache mehr auf ihn, als auf mich, abgesehen war. — Sein Correspondent in Leipzig war ihm ansehnliche Summen schuldig; sich von dieser Verbindlichkeit los zu machen, schlug er gerade den nichtswürdigsten Weg ein. Durch seine Hand ging, wie man weiß, der Briefwechsel nach Prag. Dies vermogte ihn, zu dem preußischen Commandanten zu gehen, die Briefe vorzuzeigen und meinen Wirth

und mich der Landesverrätherei zu beschuldigen. Verargen wird es Niemand den ernstern strengen Militairgerichten, wenn sie diese Angabe von der strafbarsten Seite nehmen — wenn der Commandant von Leipzig sogleich bei der Commandantur in Magdeburg das Verbrechen meldete. Beispiele von Verrätherei gehören nie zu den ganz unerhörten Dingen; es gab Verräther in beiden Armeen und der Monarch würde sehr unweise gehandelt haben, der dergleichen Anschuldigungen gleichgültig angesehen hätte. Mein Wirth wurde arrettirt. Auch ich wurde es. Jenen ließ man gleich los, da er im ersten Verhöre durch Vorzeigung seiner Briefe beweisen konnte, wie ungerecht der Verdacht — wie noch ungerechter die Bestrafung sey. Die Civilgerichte sahen dies gleich ein; weniger waren die der eigentlichen Rechtswissenschaft unkundigern Kriegsgerichte von der Unschuld meines Wirthes zu überzeugen; sie willigten erst da in seine Entlassung, als die Civilgerichte zum Schein Bürgschaft mit seinem Vermögen machten. Unbegreiflich

ists mir, wie man mich so lange Zeit zwischen Furcht und Hoffnung schweben ließ — wie man mich gewissermaßen dem schon überführten Verbrecher gleich setzen konnte. Gern will ich mit der Auflösung dieses Räthsels zufrieden seyn, daß mein Arrest, da mein mir angeschuldigtes Verbrechen kein Geheimniß blieb — ein Beispiel seyn sollte, wie ernstlich man im Preußischen dergleichen zu untersuchen pflegte. Von dieser Seite betrachtet verzeihe ich denen gern, die sich von dem Eifer, die Sache ihres Monarchen zu führen, zu weit hinreißen ließen. Ich kann dies um so eher, da ich in meinem Arrest selbst mit Anstand behandelt wurde. Auf freundschaftlichen Umgang mit den wachthabenden Officieren durfte ich freilich nicht rechnen; alle diese aus Unterofficieren zu Officieren Avancirten waren alte Männer aus der alten Kriegsschule, die einmal an strengen Gehorsam und an buchstäbliche Befolgung der Kriegsartikel gewöhnt, in ihren alten Tagen nicht vor dem Thorschluß mit Arrest die Vertraulichkeit gegen mich büßen

wollten. So klärte sich die Geschichte meines Arrestes auf; man schien sich selbst zu schämen, so an mir gehandelt zu haben, und der treffliche Commandant nahm es auf sich diesen Flecken auszuwischen. Wie ers that — machte seinem Herzen, wie seinem Verstande Ehre. —

Der, ohne sonst so gewöhnliche Weitläuftigkeiten und unnöthige zeitraubende Umstände abgeschlossene Friede zu Hubertsburg war noch nicht allgemein bekannt gemacht, als die Monarchin schon denen an den Grenzen stehenden Heerführern den Befehl ertheilte, wegen der Auswechslung der Kriegsgefangenen in gegenseitige Unterhandlung zu treten. General Haddick stand an der sächsischen Grenze. An ihn kam besonders der Befehl, da er das Zutrauen seiner Monarchin und selbst des Feindes im hohen Grade besaß. Franz Wallenroth war von seinen Eltern zurückgekommen, er unterhielt sich mit seinem Befehlshaber; der Hauptgegenstand des Gespräches war mein Verhältniß zu Theresen; waren die Schwierigkeiten, die unserer

Liebe entgegen standen. Der General, der mich mit einer Güte behandelte, wie ein Vater sie nur gegen seinen Sohn haben kann, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf alles, was mein Freund, der nun gar an keine Hindernisse mehr dachte, in seinem Freundschaftseifer hoffte.

„Hoffen Sie nicht zu viel für Ihren „Freund — wenigstens nicht alles," sagte Haddick mit ernsterer Miene. „Ich weiß, „daß die Mutter des Grafen Casimir viel „am Hofe gilt. Der Friede ist abgeschlos„sen, die Hoffeste kommen wieder an die „Ordnung — der Soldat muß dem Hof„manne den Rang lassen. — Wer kann „dafür bürgen, daß die Eltern des Grafen „Casimir nicht endlich die Monarchin selbst „ins Spiel ziehen? Denken Sie, wenn „diese Ihre Eltern und selbst Theresen zu„redeten!" — „Wäre freilich arg genug! „Aber — wie baut man dem vor?" — „Je „nun — guter Rath kommt nie mit einem„male. Hier muß man um so mehr nach„denken, da das Ganze ins Fach der Hofin-

„triguen schlägt. Wär es eine Sache, die „sich mit dem Säbel abmachen ließe, dann „wollten wir bald fertig und auf dem Rei„nen seyn.“ — Dies Gespräch, in welchem man den gegen mich so menschenfreundlichen Heerführer nicht verkennen kann, wurde durch die Ankunft eines Couriers unterbrochen. Die Depeschen an den General enthielten den Befehl sogleich einen Officier nach Magdeburg zu schicken, um wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen alles zu betreiben. — „Das kommt ja, wie von Gott „eingegeben!“ sagte Haddick, indem er meinem Freunde den Befehl zeigte. „Sie lie„ber Graf, reisen noch in dieser Nacht nach „Magdeburg. Ich gebe Ihnen vorläufig „Vollmacht — Sie bringen unsern Freund „B... mit; ich schicke dann einen andern „Staabsofficier dort hin und Sie gehen mit „Ihrem Freunde zu Ihren Eltern, um das „Ganze mit Einem Schlage zu endigen. „Sollten Sie mich hier etwa nicht treffen, „so melden Sie sich nur bei dem General „Kleefeld und übergeben dem Ihre Voll-

„macht; Sie selbst reisen so eilig Sie kön-
„nen nach Ihren Eltern!“

Noch in der Nacht reiste Wallenroth ab — der Commandant, dem Haddick geschrieben hatte, veranstaltete unsere Zusammenkunft, wie ich schon erzählt habe. Am folgenden Morgen reisten wir ab; ich trennte mich mit schwerem Herzen von meinem Wirthe, der durchaus als redlicher Mann an mir gehandelt hatte. Daß die Reise so schleunig als möglich zurückgelegt wurde — daß wir Dresden und Prag bald erreichten — bedarf kaum der Erwähnung. — Haddick war wirklich abwesend. General Kleefeld, der seines Freundes Plan mit mir durchschauete, berichtete uns, daß der General Haddick nach der Residenz gereiset sey; daß wir aber nicht nöthig hätten seine Rückkehr abzuwarten.

Neunzehntes Kapitel.

Daß ich in Prag meine Husarentoilette erst so vollkommen und schön als möglich machte, wird man mir aufs erste Wort glauben und verzeihen. Ich wußte, daß die Kunst der Toilette auf Theresens Urtheil keinen Einfluß hatte; ich wandte sie daher mehr um der andern als um Theresens willen an. — Ich bemerkte, daß diese kleine Eitelkeit meinem Freunde gefiel. —

„Was für Besuch mag denn bei meinen „Eltern seyn?" fragte mein Freund, als wir vor dem Schlosse ankamen. „Wie kommst „du zu der Frage?" — „Dort in einem „Fenster steht eine Husarenmütze und neben „ihr ein mit Tressen besetzter Infanteriehut. „Siehst du sie?" — Meinetwegen hätte die halbe Armee die Mützen und Hüte hinstellen können, ich hätte sie nicht bemerkt — denn ich sah nach einem andern Fenster, hinter dessen Vorhängen Therese so eben verschwunden war. —

Graf Wallenroth und seine Gemahlin empfingen uns auf dem mir bekannten schönen Saale. Der Graf empfing mich mit wahrer Herzlichkeit — die Gräfin etwas geschroben und ceremoniell, aber mich däuchte doch, daß ein gewisses Wohlwollen, eine gewisse gute Meinung durch den Schmuck des höhern Anstandes schimmere. — „Wo ist „Therese? Sie ist doch wohl?" fragte mein Freund und ich glühte bei dieser Frage. — „Was würde heute, gerade heute, deiner „Schwester fehlen?" sagte die Gräfin. „Vielleicht erwartet sie deine Ankunft sobald noch „nicht." — „Hat wohl einige Arbeit an der „Toilette — habe ichs gerathen, meine beste „Mutter?" — Der Graf führte uns nach der Thür des Nebenzimmers, eröffnete sie, General Haddick, mein alter Oheim und zwischen ihnen die glühende Therese, kamen uns, wenigstens gilt das Beiwort von mir, Erschrockenen entgegen. Therese sprang weinend in ihres Bruders Arme und blieb wie außer sich mit dem Gesicht auf seiner Schulter. — „Cousinchen, hier ist noch ein Freund!"

sagte Haddick und führte die glühende Geliebte mir zu. Ich war außer mir vor Freuden, da ich Thereſen küſſen und an mein Herz drücken durfte — da ſie, die Geliebte, in meinen Armen zitterte. — „So iſts recht, ſo „gefällt es Gott und den Menſchen, wenn „ein braver Soldat ſo belohnt wird. Iſt mir „auch ſo gegangen; habe mich herum ge„hauen mit den Huſaren von Ziethen, und „muß nicht wiſſen, daß das Gefecht mir zu „meinem lieben Weibe half! Sie kommt „heute noch — können es ſelbſt von ihr hö„ren.“ — Daß Thereſe ſo wenig als ich von dieſer Rede hörten, die der General Haddick hielt, darf ich kaum anführen. — Jetzt nahm er ein Packet aus der Säbeltaſche. — „Hier etwas für Sie, lieber B..., hat mir „etwas Mühe gemacht — aber das ſchadet „nicht.“ — Ich nahm es. Es war — mein Adelsdiplom. Ich erſchrak. „Lieber Ritt„meiſter, Sie ſind darum nicht für einen „Kreutzer mehr geworden. Aber es gehört „dazu. Ich hoffe, der Graf kommt gelegent„lich nach.“ — „Alſo wirklich in den Reichs-

„adelstand erhoben?" fragte die Gräfin, Theresens Mutter gespannt. — „Ja, Sie sehen „hier der Monarchin Unterschrift und Siegel. „Alle Rechte des ur — uralten Adels hat „mein lieber Rittmeister. Es kostete mich „etwas Mühe; der Frieden machte, daß die „Herren am Hofe den Kamm hoben, hatten „sich schon einige zum Adel gemeldet und „andere, mit denen sie Gott weiß in welcher „Verbindung standen, dazu vorgeschlagen. „Beichtväter und Mönche unterstützten die „Gesuche, indeß ich armer Soldat Niemanden „hatte. Na — die Monarchin hörte auf mei„ne Bitten und so — ist Ihr Name um „drei Buchstaben länger geworden." — Der Graf, mein Oheim und selbst Therese schienen wenig aus diesem Vorzuge zu machen; mein Onkel freute sich noch am meisten. „So „gut ist es mir in mehr als vierzig Jahren „nicht geworden, wie dir in einem Jahre. „So weit habe ich es nicht bringen können," sagte er, „ob ich gleich manche ehrenvolle „Narbe aufzuweisen habe." — „Hätten Sie, „guter Herr Oberst, sich in Ihren frühen

„Jahren hübsch in ein schönes Mädchen ver-
„liebt, so hätte die Liebe Sie noch weit hö-
„her avanciren lassen. So aber blieben Sie
„ein Hagestolz und können nur Gott danken,
„daß er ihnen die Bewachung der Kaiserburg
„anvertraute." — Graf Wallenroth fühlte sich am frohsten über mein Glück. — „Ich
„freue mich, daß meine Tochter gerade Sie
„wählte," sagte er. „Gleich im ersten Au-
„genblicke gefielen Sie mir, und ich dachte
„wirklich so halb und halb: wenn doch The-
„rese — nun, es ist besser gekommen, als
„ich dachte!" —

Ich habe in meinem ziemlich bunten Leben manchen glücklichen und frohen Tag genossen, daß aber dem heutigen keiner gleich kam, will ich als vorausgesetzt annehmen. Waren doch lauter freundschaftliche Menschen hier zusammen, und wenn auch die Gräfin nicht ganz Herr ihrer Vorurtheile werden zu können schien, so durften sie sich doch nicht regen — der Blick auf ihre glückliche Tochter — vielleicht eben so sehr der Blick auf die Kapsel, die an dem wichtigen Pergamente

hing — die Hoffnung, mich vielleicht noch in den Grafenstand erhoben zu sehen — war wirksamer, als die Vorurtheile sein konnten; denn er begünstigte das, was die Vorurtheile selbst wünschten. —

Heiterer saß gewiß nie eine Gesellschaft am Tische. Die Freude wurde dadurch noch vermehrt, daß die Gemahlin des Generals Haddick ankam. Die Gräfin Wallenroth war die einzige, die sie aus frühern Zeiten, am Hofe der Monarchin hingebracht, kannte. Des Generals Gemahlin kam gerade von Wien. Sie hatte mit der Kaiserin gesprochen — die Monarchin hatte sich der Gräfin Wallenroth sehr huldreich erinnert; schon dies mußte diese freuen. Wie viel mehr mußte es die Versicherung der Generalin thun, daß die Monarchin zu der nahen Verbindung Theresens Glück wünschen ließ. — Ich mögte das Gesicht, die Miene der Gräfin gemalt haben, da sie diese Versicherung hörte — da sie im wirklichen Entzücken fragte: „Also gesprochen „hat die Allergnädigste Kaiserin von der Ver„bindung meiner Tochter mit dem Rittmei-

„ster von B...?" — „Nicht nur gespro-
„chen — die Monarchin freuet sich und wünscht
„Glück. Ich habe die Allergnädigste Monar-
„chin nie so huldreich gesehen, als bei diesem
„Glückwunsche." — „Aber, mein Gott! wo-
„her weiß die Monarchin das alles?" —
„Von mir, meine beste Cousine. Ich habe
„ihr alles erzählt," beantwortete General
Haddick die Frage. — „Ists möglich! Das
„müssen Sie uns deutlicher auseinander
„setzen!" —

Dem General war meine Liebe zu The-
resen kein Geheimniß geblieben; ich hatte ihm
mein ganzes Herz entdeckt, und genoß das
große beneidenswerthe Glück, von ihm be-
merkt, von ihm mit ausgezeichneter Güte be-
handelt zu werden. Aber ich suchte auch durch
unermüdbare Thätigkeit, durch Benehmen und
Muth mich dieses Vertrauens immer werther
zu machen. Dieser, immer der sicherste und
beste Weg, gelang; die Zeit, in der ich mit
dem General in näherer Berührung stand, war
eine Art von Prüfung, die der treffliche Mann
mit mir vornahm, ohne daß ich es eigentlich
merkte. —

Wohl mir, daß ich in dieser Prüfung bewährt erfunden wurde! — Meine Kriegsgefangenschaft und der während derselben abgeschlossene Friede unterbrach diese Prüfung. Der Edle beschloß mein Glück zu gründen; beschloß es ungesäumt zu gründen, ehe vielleicht in irgend einer Veränderung, die der Friede mit sich brachte, sich ein Hinderniß zeige. Er wollte dies thun, ohne Aufsehen damit zu machen; mein Glück sollte mich ganz unvorbereitet überraschen. Mein Freund Wallenroth mußte die Reise nach Magdeburg unternehmen und der General schrieb nun sogleich an Theresens Vater. Es war ihm wichtig, zu wissen, ob Theresens Vater der Tochter Liebe billige. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wurde der Briefwechsel geführt; Haddick erfuhr, wie Theresens Vater dachte — wie er diese Verbindung wünsche — wie Theresens wahres Glück dadurch gegründet werde. Er erfuhr, daß selbst die Gräfin mich mit Güte und Huld beurtheile — daß sie aber blos den „bürgerlichen Stand" an mir zu tadeln habe.

Haddick wußte genug. Jetzt überlegte er die Reise nach der Hauptstadt mit seinem Freunde, dem General Kleefeld, diesem entdeckte er seinen Plan mit mir — einem Plan, den der eben so edle Freund ganz billigte.

Der Friede war abgeschlossen. Haddick, einer der berühmtesten und glücklichsten Heerführer in der kaiserlichen Armee, reiste nach Wien; mit lautem Jubel wurde der General empfangen; sein kühnes Unternehmen, die vor sechs Jahren glücklich ausgeführte Einnahme der feindlichen Hauptstadt Berlin, hatte ihn in den Augen der Wiener zu dem ersten Helden gemacht. Bis an die Kaiserburg folgte ihm die laut jubelnde Menge. —

Maria Theresia empfing den Held mit ausgezeichneter Huld. Haddick war einer von denen, für die das Herz des biedern Oesterreichers aufrichtig und warm schlug. Sein Name wurde mit Ehrfurcht genannt, indeß andere Generale der Gegenstand des Spottes und der oft ans hämische Pasquill nahe grenzenden Satyre waren. Selbst am Hofe achtete man den Mann, der für die Ehre der

kaiserlichen Waffen so viel gethan hatte. Er war einer von denen, die kein Hofmann herabzusetzen und um die Gnade der Monarchin zu bringen wagte; ob es gleich vielleicht keinen Heerführer gab, der mehr den geraden Weg ging als Haddick. —

Hatte Maria Theresia gleich gegründete Ursach mit dem Ausgange des Krieges nicht ganz zufrieden zu seyn; so bleibt es doch immer ein schöner Zug in dem Gemälde ihres edlen Herzens, daß sie dankbar anerkannte, was ihre tapfern Heerführer, was ihre muthvollen Krieger für sie gethan hatten. Haddick wußte in der ersten Audienz gleich das Gespräch auf die „Verdienteren" des Heeres zu bringen — und so wurde mein Name der größesten Monarchin genannt; so kam aus Haddicks Munde die Bitte, mich in den Adelstand zu erheben. Die Wärme und der Eifer, mit denen der General von mir sprach, fielen selbst der Monarchin auf. Sie fragte weiter und im Feuer der Rede entschlüpfte natürlich dem General meine und Theresens Liebe. — Zum Unglück

mußte einer der Verwandten des Grafen Casimir in der Audienz gegenwärtig seyn. Kaum war Haddick entlassen, als jener der Monarchin sich nahete und die Absichten seines Vetters, des Grafen Casimir, unter einer Menge für diesen günstigen Umstände so vorstellte, daß wirklich nur ein Mann wie Haddick im Stande war seinen Plan aller Schwierigkeiten ungeachtet durchzusetzen. Mit dem Adelsdiplom für mich in den Händen wollte er mit meinem Oheim — der damals schon in Wien stand — nach Wallenroths Schlosse abreisen, als seine Gemahlin, die seine Ankunft durch ein Schreiben von ihm erfuhr, in der Residenz ankam. Sich länger aufzuhalten war gegen den Plan des Generals. Er ließ seine Gemahlin in Wien, und bat sie, da er sie mit seinem ganzen Plane vertraut gemacht hatte, ihm in wenig Tagen nach dem Schlosse des Grafen Wallenroth zu folgen. Des Generals Gemahlin hatte natürlich Audienz bei der Kaiserin — sie war oft am Hofe gewesen und gehörte zu der Zahl derer, die das Vertrauen

der Monarchin im ausgezeichneten Grade genossen. — Mehr die Freundin, als die Monarchin machend, unterhielt sich Maria Theresia mit der Gräfin Haddick — das Gespräch kam auf den General und auf den Plan, den er mit Therese, Gräfin von Wallenroth, hatte. Natürlich, daß durch Haddicks Gemahlin jener Plan seiner Ausführung immer näher gebracht wurde — natürlich, daß die Kaiserin sich der ehemaligen Hofdame, jetzt Gräfin Wallenroth, erinnerte — noch natürlicher, daß die Monarchin den Plan billigte und der Gräfin Glück dazu wünschte.

General Haddick und mein Oheim reiseten indeß, als ein Paar alte Kriegsgefährten, bei denen Herz und Character einerlei, bei denen blos die Glückslaunen sich verschiedenartig zeigten, ab. Oberst Wolfstein setzte unterweges dem General auseinander, was er bei seinem Besuch auf dem Schlosse ausgerichtet zu haben hoffte; er verschwieg ihm aber auch nicht, daß er demohngeachtet viel besorge, da man doch als gewiß vor-

aussetzen könne, daß jene Familie alles für den Grafen Casimir thun werde. — „Nun „ich will das Meinige thun, den Grafen „Casimir aus der Linie zu drängen," sagte Haddick. „Ich denke es glückt." Seine Miene zeugte von Zuversicht.

Zwanzigstes Kapitel.

Mein Oheim war in Hinsicht seiner Besorgniß, seiner Zweifel zu entschuldigen. Freilich hatte er das Wallenrothsche Schloß unter den günstigsten Aussichten verlassen, aber wer bürgte ihm dafür, daß dies alles so bleiben werde? Er mußte erwarten, daß alle Triebfedern in Bewegung gesetzt werden würden, die Gräfin zu einem andern Entschluß zu vermögen. War dies gelungen, dann war

es leicht vorauszusehen, daß die Gräfin über den Gemahl wie über Thereſen um so leichter den Herrn ſpielen werde, je länger mein Freund, meine einzige Stütze, in dem noch immer dauernden Kriege abweſend ſey. — Mein Oheim wußte nichts davon, daß nach der erſten Nachricht von meiner Gefangenſchaft mein Freund Franz zu ſeinen Eltern gereiſt, daß er dort gerade zur rechten Zeit angekommen war; wußte nichts davon, wie Haddicks Brief Thereſens Eltern für mich eingenommen hatte. — Alles dies, was Haddick von meinem Freunde erfahren hatte, erfuhr nun jetzt mein Oheim von dem General, bei dem er im Reiſewagen ſaß. Unnöthig wäre es, zu erzählen, wie dies alles meinen Oheim zu einer gleichen frommen Zuverſicht hob, in der man nicht anders, als das Beſte hoffen kann.

Beide kamen unerwartet auf dem Schloſſe an. Thereſe war die erſte, die ihnen begegnete; meinen Oheim kannte ſie gleich wieder,

ob er gleich jetzt die ungleich schmuckloſere und einfache Uniform der Invaliden trug, mit Freudenthränen flog ſie in ſeine Arme — die Wohlthat der Erinnerung hob ihr Herz zu neuer Freude; ſie fühlte, wie väterlich der Mann an ihr gehandelt hatte. — Der General ſtand gerührt da. Thereſe kannte ihn nicht und Haddick dachte in ſeiner Freude über das herrliche Mädchen nicht daran, ſich zu erkennen zu geben. Da fiel in dem Augenblicke, als Thereſe die beiden in das Zimmer der Eltern führen wollte, der Erſtern Blick auf ein ſchönes und gut getroffenes Gemälde des Generals. Die Gleichheit des Originals und der Copie war auffallend — Thereſe erſchrak — ſie bat um Entſchuldigung, daß ſie den General nicht zuerſt bewillkommt habe. — „Laſſen wir das, liebe Couſine!“ ſagte Haddick freundlich. „Ich hoffe, Sie werden mich „nicht wieder überſehen, da ich Ihnen ſo viel „Erfreuliches zu ſagen habe. Uebrigens bleibe

„ich mehrere Tage hier.“ — In dieser Unterhaltung hatte Thereſe die beiden ihren Eltern zugeführt. Der Graf Wallenroth kannte den General aus frühern Zeiten, in denen er ihn oft bei Heeresmuſterungen geſehen hatte. Weniger kannte ihn die Gräfin; ihr erſter Blick fiel auf jenes Gemälde, ſobald der General ſeinen Namen genannt und ſich zur größeſten Freude der Gräfin als ein naher Verwandter des Wallenrothſchen Hauſes bekannt gemacht hatte. —

Weshalb Haddick mit meinem Oheim kam, das konnte wohl kein Räthſel ſeyn; ein ſo einflußreicher Mann, ein Mann, auf den die ganze Monarchie mit Achtung ſah, ein ſolcher Mann mußte meine Sache gewiß äußerſt gut führen. — Es bleibt ein ſchönes ſegensreiches Werk, wenn drei ſolche redliche treffliche Männer, wie der Graf, der General und mein Oheim waren, etwas großes und wichtiges beſchließen und ausführen.

Was alle drei kaum gehofft hatten, zeigte sich hier wirklich; die Gräfin ließ geschehen, was die drei trefflichen Männer wünschten. Sie hörte das, was von mir gesagt wurde, mit einer gewissen mütterlichen Theilnahme an. Des Grafen Casimir geschah kaum Erwähnung. Unbegreiflich würde diese Aenderung in dem Herzen der Gräfin bleiben, müßte man ihr nicht das Zeugniß der trefflichen Denkungsart, des edelsten Charakters geben — Vorzüge, die doch stärker wirken, als alle Vorurtheile des Standes. Hier zeigte die Edle es ganz, wie überwiegend das treffliche Herz wirkte. — Mit einer Offenherzigkeit, die man nie möglich gehalten hätte, sprach sie mit ihrem Gemahl und selbst mit Theresen über die nahe Verbindung zweier liebenden Herzen. Daß nicht Nothwendigkeit — nicht der Gedanke, das Ganze ist nicht zu ändern, die Gräfin bestimmte — wurde mir erst in der Folge deutlich; anfangs zwei-

felte Thereſe — zweifelte ich an der Reinheit der Bewegungsgründe, aber es machte mir in der Folge die größte Freude, mich hierin geirrt zu haben. —

Zwei Tage war Haddick dort geweſen, als wir beide ankamen. Der General hatte uns erwartet, wenn auch nicht gerade an dieſem Tage. Wir hatten nicht drauf gerechnet, die beiden in meiner Geſchichte ſo denkwürdigen Männer hier zu treffen. Auch darauf konnte ich nicht im Traume rechnen, daß meinem Glücke ſo äußerſt wenig Schwierigkeiten entgegengeſtellt werden würden; ich fürchtete einen harten Kampf gegen den Stolz, gegen die Vorurtheile des Standes und — ihrer wurde kaum gedacht. Keine reiche mächtige Verwandte kamen, um die Familie an das große Vergehen, an den ewigen Schandfleck einer Mißheirath zu erinnern — Niemand machte auch nur eine zweideutige Miene, wenn wir beiden, Thereſe und ich, oft die ganze

Gesellschaft vergaßen, und einer an dem andern genug hatte. Natürlich war der Grund davon nicht in Freundschaft, nicht in wohlwollender Theilnahme zu suchen, ich würde mich sehr geirrt haben, hätte ich mir dies einbilden wollen. Die Haupturſache lag in dem Ansehen, in welchem Haddick stand; in seinem festen bestimmten Benehmen, in seinen Aeußerungen über unsere Verbindung, in denen Graf Wallenroth und mein Oheim ihm so gleich waren. Vielleicht trug auch die Freundschaft zwischen mir und Franz dazu bei. Jeder war überzeugt, daß wir beide für einen Mann standen und daß der eine die Beleidigung, seinem Freunde zugefügt, auf das schärfste rügen werde. Man kannte uns als kühne muthige unternehmende Jünglinge; die Narbe, die Jeder von uns im Gesicht hatte, und die beiden eroberten Geschütze thaten in dieser Hinsicht um so mehr Wirkung, je ruhiger, stiller und sanfter wir uns benahmen.

Es kam mancher der Söhne höherer Stände nach dem Schlosse, aber Jeder gab einen Belag zu der feinern Sitte — Jeder sah mit einer gewissen Achtung auf das Theresienkreutz, das über unserm Pelz oder Dollman hing. Auch die Damen, besonders die jüngern, erschöpften ihre ganze Huld, um uns ihre Theilnahme an unserm Glücke zu versichern. Natürlich geschah dies mehr um Graf Franzens willen, als aus wahrer Freundschaft für mich. Franz war ein schöner junger Mann; sein Charakter war edel, sein Benehmen musterhaft, seine Bescheidenheit gewann ihm aller Zuneigung; rechnet man dazu die Reichthümer, die der einzige Sohn zu erwarten hatte, die Achtung, in der die ganze Familie stand, den herrlichen Geist, der in diesem Hause herrschte, so wird man es natürlich finden, wenn viele Eltern den Graf Franz zum Schwiegersohn, viele Töchter ihn zum Gatten wünschten. Auch gewannen wir da-

durch viel bei den Damen, daß wir nie von unsern Kriegsabentheuern und noch weniger von unsern etwanigen Thaten sprachen. Wir hörten nie, daß der General Haddick oder mein Oheim in Gesellschaft einer Schlacht, eines Gefechts, einer Gefahr erwähnten. Es gefiel uns, daß Männer, deren Leben so thatenreich, so gefahrvoll war, nicht ein Wort darüber sagten, noch weniger damit prahlten. Regte sich auch zuweilen bei uns der stolze Kitzel, eine Gesellschaft auf uns aufmerksam machen zu wollen, dann schob sich gleich das rühmliche Beispiel der beiden bescheidenen Männer vor unsere Seele und — wir unterdrückten den Ehrgeiz, glänzen zu wollen, in dem Augenblicke seines Entstehens. Dies trug viel zu der Güte bei, mit der man uns begegnete; die jungen Herren, die nie den väterlichen Sitz, die mütterliche Pflege verlassen hatten, kamen durch unsere Erzählungen nie in Verlegenheit, erröthen zu müssen,

und die Damen waren sicher gegen Krämpfe und furchtbare Träume. Wir würden selbst Civilkleidung getragen haben, hätten wir nicht bemerkt, daß der General wie mein Oheim beständig in Uniform gingen, und dies Beispiel galt so viel, als ein Parolebefehl.

Freilich waren wir unter uns, denn kamen die Kriegsauftritte an die Ordnung, dann glich unsere Gesellschaft in der That einem Collegio, das über Krieg entscheidend urtheilen soll. Der Graf, Theresens Vater, selbst in frühern Jahren Soldat, nahm gern und herzlich Antheil an einer Unterhaltung, die er so lange hatte entbehren müssen. Wir beiden Jünger des Kriegsgottes hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das, was zwei so versuchte, in ihren Waffen geprüfte, Männer Belehrendes sagten. —

In einer solchen Unterredung war es, als Therese einst in unser Zimmer kam. Es war wenige Tage vor unserer Vermählung—

nicht zu vergessen, daß der General den Wunsch, die ganze Angelegenheit so bald und rasch als möglich abzumachen, zu oft geäußert hatte, als daß nicht die Gräfin, vielleicht wider ihren Willen, sich hätte dazu bequemen sollen — als Thereſe in das Zimmer kam, und von mir die Adreſſe meiner Mutter verlangte. Wir hatten beide schon öfter geschrieben — die Adreſſe stand in meinen Brief, den ich ihr gab. — „Sie kommen gleich „wieder zu uns, liebe Cousine," sagte General Haddick, „ich habe ein nöthiges Wort mit „Ihnen zu sprechen." — „Mit mir? Glauben „Sie, daß ich eine Amazone bin? Sie sprechen da von Belagerungen — von Einhauen — von Wunden — was sollte ich in „solcher Unterhaltung gewinnen? Indeß, „wenn der General befiehlt, muß auch wohl „eine Nichte gehorchen!" — Sie kam bald wieder. — „Nun?" — „Ja, ja, die Rede „ist von einer wichtigen Sache. Sie wer-

„den doch Ihren Herrn Gemahl dem Regi-
„mente nicht entziehen? Thun Sie mir das
„ja nicht zu leide.“ — „In Ernst — dar-
„an habe ich noch gar nicht gedacht! Auch
„kommt das ganz auf meinen Karl an.“ —
„Gut — dann bleibt er im Pelze! Aber
„Ihr Bruder Franz?“ — „Aber Herr Vet-
„ter — bin ich denn verantwortlich für die
„beiden Männer? Oder bedarfs meiner Ein-
„willigung? Mir ists einerlei — nur Eins
„muß ich von meinem künftigen Eheherrn
„dringend erbitten.“ — „Und das wäre?“
„Daß er nicht etwa auf den Einfall kommt
„an den Hof zu gehen, oder gar, mich mit
„dahin zu nehmen.“ — „Hat nichts zu
„sagen!“ rief ihr Haddick nach, da sie das
Zimmer verließ. — „Ich bin wirklich in
„einer kleinen Verlegenheit gewesen,“ sagte
der General, „ich dachte mir so, daß sie beide
„vielleicht die Dienste verlassen könnten.
„Wäre mir jetzt sehr ungelegen. Der Frie-

„de ist da; wird mir alten Husar aber „manche saure Stunde, manche schlaflose „Nacht machen. Die Regimenter sind wäh„rend des Krieges etwas wild geworden — „Officiere und Husaren sind ein gutes Theil „aus der Art geschlagen, und ich — ich soll „das alles wieder in Zug bringen. Da habe „ich Männer nöthig, wie Sie beide sind. „Gottlob, daß die Braut einwilligt — die „Schwiegermutter wird weniger gefragt.“ — Der General reichte uns die Hand; wir versprachen im Dienste als Adjutanten zu bleiben, und wir lasen aus seiner Miene, welche Freude unser Entschluß ihm machte. Ich fand wenig Verdienstliches in unserm Entschluß — es war gerade unser Wunsch, in dem Verhältniß zu bleiben. Der General war wie unser Vater; mit wirklich schwerem Herzen hätten wir uns von ihm trennen müssen.

Vergnügt und heiterer ging er mit

uns zu Tiſche. Ich wußte nicht, daß meiner hier eine neue Freude wartete. —

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Traulich, wie Glieder einer Familie, ſaßen die Gräfin, meine Mutter, Thereſe und meine Schweſter auf dem Sopha in einer herzlichen, freundſchaftlichen Unterredung. Ich eilte meiner guten Mutter, meiner guten Schweſter freudevoll entgegen; ſie waren, ohne daß ichs wußte, von der Gräfin abgeholt und Thereſe wollte mich durch jene Frage blos auf ihre Ankunft vorbereiten. Unter Freudenthränen wünſchte mir meine Mutter Glück — und eben ſo große Freude mußte es für mich ſeyn, die Behandlung zu

bemerken, die die Gräfin ihr erzeigte. Es war wirklich die Art, wie Schwestern sich gegen einander zu nehmen pflegen. War dies auf der einen Seite ein Beweis des guten edlen Herzens der Gräfin mehr, so war es doch auch eine Folge der Art und Weise, wie meine Mutter sich hier zum erstenmale genommen hatte. Sie ließ gern jedem höhern Stande seine Würde; sie erkannte den Unterschied und die Vorzüge, die ein Verhältniß vor dem andern voraus hat; aber sie selbst erniedrigte sich nicht durch Kriechen, nicht durch jene Unterwürfigkeit, wodurch der niedere Stand in den Augen des Höhern jedesmal verlieren muß. Kein Wunder, wenn sie von der Gräfin mit einer gewissen Achtung behandelt wurde. Daß Thereſe und meine Schwester — beide in Hinsicht ihrer Denkungsart sich so gleich, — bald die vertrautesten Freundinnen wurden, bedarf kaum der Erwähnung. Es gefiel mir,

daß die Gräfin meine Mutter dringend bat, ihr Haus zu verkaufen und auf eins der Schlösser des Grafen zu ziehen. Aber noch mehr gefiel es mir, daß meine Mutter dies Erbieten gerade zu abschlug. Allen Vorstellungen der Gräfin und Therefens setzte sie ein bestimmtes: Nein! entgegen. — „Wozu „sollte ich in meinem Alter mich noch an „eine Veränderung gewöhnen, die mich aus „meiner glücklichen Lebensweise reißen würde? „Ich habe mein Auskommen — meine Toch„ter und ich finden unsern Frieden in Arbeit, „in Beschäftigung und in dem kleinen Maaße „von Sorgen, die ein jeder Mensch haben „muß. Lassen Sie mich in meinem Glücke, „ich weiß Ihr gütiges Anerbieten zu schätzen, „ich verehre es dankbar, ich zweifle aber, ob „es mich glücklich erhalten würde." —

Mit Aufmerksamkeit hatte General Haddick diese Aeußerung angehört. Sie machte ihm Freude. — „Ihre Schwester hat recht,

„lieber Wolfstein," sagte er zu meinem Oheim. „Unabhängigkeit ist das höchste Glück! Daß „es die Menschen nicht so schätzen, wie sie „sollten, das macht so viele unglücklich!" — Meine Mutter gewann sehr dadurch, daß sie fest bei ihrem Grundsatz blieb. — „Jedes „Jahr komme ich auf einige Tage zu Ihnen; „ich muß mich des Glückes unserer Kinder „freun!" — Der General gab ihr Beifall; er benutzte dies Gespräch, um die Rede auf das zu leiten, was er vorhin Theresen schon gesagt hatte, auf den Wunsch, daß wir beide im Dienste der Kaiserin blieben. — Die Gräfin war nicht so ganz damit zufrieden; die alte Vorliebe zum Hofe regte sich — sie äußerte halb und halb den Wunsch, mich dort im glänzenden Zirkel der Herren des Hofes zu sehen. — „Was soll mein Rittmeister „dort?" unterbrach der General die Gräfin. „Er soll in einem andern glänzenden Zirkel, „wo Glanz mit Nutzen verbunden ist. Vor

„einem Regimente soll er glänzen und wenn „Gott seinen Segen giebt, vielleicht vor ei„ner Abtheilung unsers Heeres, wenns mal „wieder zu Felde geht. — Oder haben Sie, „liebe Cousine, einen andern Plan mit dem „künftigen Ehegemahl?" — „Um Gottes„willen, nein! Ich habe meinen Karl als „Soldat lieb gewonnen, ich mögte ihn nicht „gern in einem andern Verhältniß sehen." — „Herrlich! Schön!" sagte der General und drückte Theresen an seine Brust. — „Bei „Gott! gerade wie meine Franziska! Hat „mich oft im Felde besucht — oft in meinen „Quartieren mit mir getheilt, was zu haben „war!" —

Die Generalin trat so eben ins Zimmer. „Kommst zur rechten Zeit, meine Franziska! „Ich habe dich erwähnt, denn unsere liebe „Nichte wird wie du. Ihr Geliebter soll Sol„dat bleiben;" — „Schön," gab die Ge„mahlin zur Antwort. — „Vaterland, Mo„

„narch und Geliebte haben einen Rang!" — Sie sagte ihrem Gemahl einige Worte heimlich. — „Wahrhaftig? Kommt schon!" sagte dieser; „dann muß ich bitten, daß die „Toiletten gemacht werden." — Wir erschraken. Thereſe fragte glühend erröthend: „Toilette, lieber Onkel?" — „Sie, liebe „Thereſe, folgen Ihrem Ebenbilde, meiner „Franziska! — meine beiden Herren vom „Militair nehme ich mit," antwortete Haddick, nahm mich und Franz bei der Hand, empfahl sich dem erstaunten gräflichen Paare und meiner Mutter, und führte uns beide auf ein anderes Zimmer, wo ein neuer completter Husarenanzug, so prächtig und reich als möglich, für uns bereit lag. — „Ange„zogen! Rasch angezogen!" sagte er. Ein Bedienter mußte uns helfen. — „Der Pfar„rer ist schon da. Geben Sie nicht zu, daß „die Braut früher zur Parade kommt, als „Sie." —

Ich konnte sonst wohl mit meinem Anzuge bald fertig werden — im Felde lernt sich dies — aber heute war es mir unmöglich. Der Bediente mußte mich ankleiden und hatte, da ich selbst nicht im Stande war, ihm zu helfen, so viel Mühe mit mir, als kleide er einen Knaben an. Mit Franz ging es geschwinder — ihn hinderte das Glück nicht, das mir so nahe war, und dessen Umfang mich außer mich selbst versetzte. Der General und mein Oheim standen da und sahen mit inniger herzlicher Freude auf meine Unruhe. Endlich waren wir beide in die schöne Uniform gekleidet; noch einmal musterte mich der General, reichte mir einen kostbaren Ring, nahm mich bei der Hand und führte mich in den großen Saal, der mit der Dienerschaft des Hauses angefüllt war. In diesem Augenblicke öffnete sich die gegenüber befindliche Thüre — von der Gräfin und meiner Mutter geführt, trat Thereſe ein — der Pfarrer

winkte uns, vor den in Eile zubereiteten Altar zu treten — zitternd stand Thereſe neben mir — in wenig Augenblicken war ſie mein. —

Schluss.

Und heute — an meinem sechzigsten Geburtstage — sitze ich an der Seite meiner guten Therese, über das Wunderbare unserer Schicksale mit den dankerfüllten Herzen uns unterhaltend. Neben uns sitzen zwei Töchter, glückliche Gattinnen zweier der bravsten Staabsofficiere meines Regiments, und mein Sohn, der, wie seine beiden Schwäger, in meinem Regimente steht und mein Adjutant ist. Drei Enkel sitzen am Tische; sie sind unbefangen, sie freuen sich ihrer Kindheit; sie bauen Vestungen, stellen Feldläger auf; sie bedienen sich aller der Ausdrücke und kramen die ganze Gelehrsamkeit aus, die sie vielleicht gestern erst von dem Ordonanzhusaren eingesammelt haben. Mancher im siebenjäh-

rigen und im Bayerschen Erbfolgekriege merkwürdig gewordene Ort wird von ihnen genannt; sie geben manchen Rath und haben manchen Einfall, der Beherzigung verdient. In ihren Herzen keimt glühende Vaterlandsliebe und schon in ihrem Spiele zeigt sich der Eifer, mit dem sie einst jedem Feinde des Vaterlandes entgegen gehen werden.

Fast vierzig Jahre habe ich meinem Vaterlande als Soldat gedient; ich habe als Oberst mein jetziges Regiment noch einmal gegen meine alten bekannten Feinde, gegen die Preußen, geführt; an einem nicht glücklichen Kriege gegen die Türken nahm ich Antheil; an der Spitze meines Regiments unterstützte ich die vergeblichen Versuche, die erst entstandene Republik Frankreich zu unterdrücken und den Thron eines unglücklichen Königlichen Paares von neuem zu befestigen.

Ohne Erröthen und ohne Vorwürfe kann ich auf die Zeit meines Dienstes zu-

rückblicken und solcher Rückblick, solche Erinnerung hebt das Herz zur dankbarsten Freude. Aber sie erschüttert es auch, wenn man nach einem solchen Zeitraume sich einsam und verlassen von allen denen sieht, mit denen man zum erstenmale in den heiligen Kampf fürs Vaterland zog. So geht es mir. Keiner meiner ersten Streitgefährten ist mehr im Regimente; nur selten bringt mich der Zufall mit dem Einzelnen, der nicht mehr Soldat ist, in Berührung. Mein Regiment ist ein ganz neues Geschlecht, dem die glorreichen Thaten bei Collin, Breslau und Hochkirchen, dem selbst die Thaten, an denen ich Theil nahm, nur aus Erzählungen bekannt sind. —

Alle meine Verwandten sind hinüber; sogar mein Freund Franz schläft an der Seite seiner Eltern. Mir und Theresen fielen alle die schönen Besitzthümer zu. Meine Schwester, die an einen braven Landwirth verheirathet war, der kinderlos starb, bewohnt

das Schönste meiner Güter. Sie hat die Aufsicht über die Pflege von zwanzig Invaliden aus meinem Regimente, die auf dem Gute den Lohn für ihre Treue und Wunden in einem sorgenfreien Alter finden. So oft es der Dienst erlaubt, bereise ich mit Theresen und unsern Kindern die Güter — am glücklichsten bin ich da, wo jene alten Braven sich glücklich fühlen, ob es mich gleich immer sehr angreift, bei jedem Besuche zu erfahren, daß dieser oder jener zur Ruhe ging. —

Ob ich mich noch einmal jung zu sein und meine Tage noch einmal zu durchleben wünsche? — Aus voller Ueberzeugung beantworte ich diese Frage mit: Nein! — Ruhig sehe ich der Stunde entgegen, die mich abruft — mögte sie doch zugleich die letzte für Theresen seyn.

Halberstadt,
gedruckt bei Wilhelm Helius.

Nachfolgende, bei dem Verleger dieses erschienene Schriften sind mit Recht zu empfehlen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Romane.

Der Drei-Veilchen-Brokat, oder das schwedische Hauptquartier in Altranstädt. Eine Geschichte aus dem Großen nordischen Kriege. circa 1 Thlr.

Kleine Erzählungen vom Verfasser des Adin. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kosmeli, Dr. Michael, (Verf. der Reise am Caucasus) Osterblumen. Erzählungen. 1 Thlr.

Nicolai, Carl, die Reise nach Aachen. Seitenstück zu Knigge's Reise nach Braunschweig. 22½ Sgr.

Hildebrandt, C., Blüthen aus Friedrich des Zweiten Siegeskranze. (Anekdoten aus seinen Feldzügen.) Sauber brosch. mit dem wohlgetroffenen Portrait Friedrichs II. 20 Sgr.

Strombeck, Geh. Rath, Hennig Brabant, Bürgerhauptmann der Stadt Braunschweig und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Stadt- und Justizwesens im Anfange des 17. Jahrhunderts. Sauber brosch. 17½ Sgr.

Schade, Karl, Singebuch für Volksschulen. 4. 10 Sgr.

Niemann, F., Handbuch für Harzreisende. Brosch. 25 Sgr. Sauber gebunden mit der Karte vom Harz. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dessen die Stadt Halberstadt und die Umgegend derselben. Mit 1 Plan von Halberstadt. Sauber geb., sonst 1 Thlr. 5 Sgr., jetzt 15 Sgr.